Die

Herrlichkeit der Kirche

in ihren

Missionen

seit der Glaubensspaltung.

Eine

allgemeine Geschichte

der

katholischen Missionen

in den letzten drei Jahrhunderten.

Von

Dr. PATRICIUS WITTMANN.

Zweiter Band.

Augsburg, 1841.

Druck und Verlag der **Karl Kollmann**'schen Buchhandlung.

Wien, bei C. Gerold. — Luzern, bei Gebr. Räber.

Die

Herrlichkeit der Kirche

in ihren

Missionen

seit der Glaubensspaltung.

Eine

allgemeine Geschichte

der

katholischen Missionen

in den letzten drei Jahrhunderten.

Von

Dr. PATRICIUS WITTMANN.

Zweiter Band.

Augsburg, 1851.

Druck und Verlag der Mang'schen Buchhandlung.

Der Missionsgeschichte

II. Theil.

Die Missionen unter den Heidenvölkern mit falscher oder versunkener Bildung.

Einleitung.

Die Kämpfe und Siege des katholischen Christenthums, auf dem Boden der Rohheit und Wildheit, wie wir sie im ersten Theile gesehen, bieten gewiß ein großartiges Schauspiel dar. Nicht minder erhebend sind aber auch die Triumphe, welche der Geist der katholischen Kirche auf dem Gebiete des ausgebildeten, in seiner Bildung nichtigen und versunkenen Heidenthums errungen hat. Während es dort darauf ankam, rohe Kinder der verdorbenen Natur zur Menschlichkeit und Religion heranzubilden, galt es hier, abgelebte, altersschwache, entnervte, versunkene Völker, die von dem Ungethüm vielgestaltigen Götzenthums umstrickt, und in die ganze hohle Eitelkeit und hochmüthige Beschränktheit desselben, gleichsam verwoben waren, durch die Himmelskraft des Christenthums neu zu beleben und emporzubringen zu wahrhafter Kultur.

Bei den wilden Stämmen war die roheste Unwissenheit, oft Stupidität zu überwinden, aber sie hatten doch die Em-

pfänglichkeit der Kinder. Bei den ausgebildeten Heidenvölkern dagegen fand sich ein äußerst eitler Verstand, und die Unempfänglichkeit eines ausgedorrten Bodens. Wie bei jenen Barbarei, so stand bei diesen Verweichlichung dem Christenthume entgegen. Was aber Laster anbelangt, so war allerdings bei den Wilden eigentliche Verthierung, bei den entnervten Heidenvölkern aber oftmals raffinirte Verteufelung, so daß man wohl sagen kann, der Sieg bei den letztern sey viel schwieriger gewesen, als bei den rohesten Stämmen. Denn gerade je weiter einzelne solche Heiden in der Bildung gekommen waren, desto schwerer waren sie zu bewegen, ihren hochmüthigen Geist dem Evangelium gefangen zu geben. So trostlos auch der geistige Zustand dieser Völker war, so hatten sie doch schon eine solche Entwicklung durchgemacht, daß sie am Ziele zu seyn sich schmeichelten. Besonders aber waren die Vornehmen, Gelehrten und Priester unter denselben von einem unbeschreiblichen Eigendünkel und einer Selbstgenügsamkeit eingenommen, daß ihnen das Verlangen nach dem Besseren und somit auch die Empfänglichkeit für dasselbe gänzlich zu fehlen schien. Die Wilden gehörten zu den Armen im Geiste, und darum fand das Evangelium bei ihnen viel leichter Eingang, als bei den aufgeblasenen Nationen, die sich selbst reich im Geiste zu seyn dünkten, und darum unendlich schwer ins Himmelreich eingehen konnten. Die Einfalt des Herzens, welche die Grundbedingung des Glaubens ist, war bei den letzteren fast ververschwunden, und dadurch ihre Gewinnung fast unmöglich geworden. Es hatten daher die Missionäre weit mehr Mühe, den heillosen Hochmuth dieser verfeinerten Heiden, als die crasse Barbarei der Wilden zu besiegen, und aus demselben Grunde waren meistens auch die Erfolge unter den Wilden rascher, großartiger, als die unter den gebildeten Heidenvölkern, unter denen nur langsam und durch außerordentliche Anstrengungen erkleckliche Resultate erzielt werden konnten. Oftmals waren bei den Missionen, die wir in diesem Theile

behandeln werden, die Arbeiten viel größer als die Erfolge und die Kämpfe bedeutender als die Siege. Aber dieser Theil der Missionsgeschichte wäre interessant, wenn auch gar nichts erzielt worden wäre. Denn nirgends sind größere Geisteskräfte aufgeboten worden, als eben hier. Nirgends sind großartigere Plane gefaßt und mit größerer Geduld, Beharrlichkeit und Berechnung ausgeführt worden, als in diesen Missionen. Kein Mittel, das Menschenverstand ersinnen konnte, blieb unversucht, kein Opfer, das der glühendste Glaubenseifer verlangte, wurde gescheut, um diesen, von kläglichem Hochmuth erfüllten, in gleisendes Elend versunkenen Völkern die Augen für die göttliche Sonne des Evangeliums zu öffnen. Wenn je das Beispiel des Apostels, Allen Alles zu werden, im weitesten Sinne des Wortes befolgt worden ist, so geschah es hier bis zum Uebermaaße. Apostolischer Muth, glühende Glaubensbegeisterung, sinnreichste Klugheit, übernatürliche Selbstverläugnung, Genie und Energie wetteiferten hier mit einander, das stolze Heidenthum zu stürzen.

Nie wurde ein Kampf mit größeren Kräften unternommen, nirgends haben thatkräftigere Männer einen geleitet, nirgends konnte nach menschlicher Berechnung der Sieg gewisser seyn. Zudem ist nirgends mehr Martyrerblut geflossen, als in diesen Missionen. Und dennoch haben die Erfolge, wenn sie auch sehr bedeutend gewesen sind, nicht den Erwartungen entsprochen, denn nirgends hat Satan mit größerer Macht und größerer Bosheit dem Evangelium entgegengearbeitet als eben hier. Gott hat es geduldet, ohne Zweifel, weil es nicht in seinem Rathschlusse lag, diese Völker jetzt schon zu bekehren. Aber aus allen hat er bereits schöne Heerden für seine Kirche gesammelt, und es wird der Tag kommen, wo sie sämmtlich zu seiner Heerde versammelt seyn werden. Nicht lange steht es vielleicht mehr an, bis viele Millionen von Verehrern des Foë, Buddha und Brahma, den wahren Gott anbeten werden in dem heiligen Hause seiner Kirche. Sie hat Raum genug, um sie alle aufzunehmen, und seit dreihundert

Jahren hat sie nicht abgelassen, sie einzuladen mit Mutterzärtlichkeit. Das Herzblut ihrer besten Söhne ist geflossen, um diese zahllosen Heiden des kostbarlichen Bluts theilhaftig zu machen, welches am Kreuze vergossen worden zur Erlösung der ganzen Welt. Ja mit unauflöslichen Banden hat sie diese Völkerschaften an sich gefesselt, deren Seelenheil sie schon so viel Schweiß und Blut gekostet hat. Nie mehr kann alle Höllenmacht diesen heiligen Zauber lösen, der langsam aber sicher diese Nationen in die Mutterarme der Kirche führen wird. Schon liegen viele Tausende der besten aus diesen Völkern an der Brust der Mutter, und unwiderstehlich werden sie andere nach sich ziehen.

Vorder- und Hinderindien, China und Japan mit mehr als 400 Millionen Menschen werden einst katholische Länder seyn, und so wird dann auch das unermeßliche Asien der katholischen Kirche den Glauben und das Heil verdanken, und es wird der Mutter treuer und dankbarer seyn, als Europa, das zum Theil die Mutter, von der es Alles bekommen, verrathen und verlassen hat. Während die Treulosen, welche abgefallen sind, zurücksinken werden, in weltvergötterndes Heidenthum, wie die Indier, oder in aufgeblasene Moralweisheit und stumpfe Religionsgleichgültigkeit, wie die Chinesen, ja während die meisten Gelehrten und sogenannten Gebildeten unter den Abgefallenen, die unzähligen Rationalisten, Pantheisten und Indifferentisten, bereits einem Heidenthum verfallen sind, das nur noch einen falschen Schein von Christlichem hat, und von dem „gebildeten" Brahmanen und Chinesen wesentlich nicht verschieden, sondern nur verdammlicher ist: werden Millionen Asiaten eingehen in die Pforte des Heils weil sie auf die Stimme der Kirche hören, welche jene verworfen haben. Die Söhne des Hauses, weil sie treulos geworden und abgefallen sind, werden hinausgestoßen und hinfort Fremdlinge seyn, während die Fremdlinge an ihre Stelle gesetzt werden.

Gewiß ein bedeutsames Zeichen, daß die, welche die Kirche verworfen haben, mit ihrem „aufgeklärten“ consequent protestantischen Christenthum auf die religiöse Stufe der gebildeten Indier und Chinesen herabsinken [1]), während ungebildete und gebildete Mitglieder dieser Nationen durch die Kirche zu Christen erhöhet werden. Das ist das Strafgericht, das über den Abfall ergeht, die Hochmüthigen stürzen hinab ins Verderben. Oder ist es nicht also? Stehen nicht die unzähligen Christusläugner, Weltvergötterer und mancherlei Denkgläubigen (wie man sie nennt), welche die „evangelische“ Kirche in sich dulden muß, vom Standpunkt christlichen Glaubens aus betrachtet, in einer Reihe mit gelehrten Hindus und Chinesen? Wer immer die Wahrheit liebt, muß mit uns einstimmen, nicht um der Unglücklichen zu spotten, sondern mit wehmuthsvollem Herzen. Denn wahrlich es ist ein schmerzlicher Gedanke, der uns alle Freude an den Missionen vergällen könnte, daß nämlich so viele von der Kirche abgefallene Christen endlich ganz am Glauben Schiffbruch leiden, und von jedem Wind der Lehre umhergetrieben, auf die Gebiete des Heidenthums verschlagen werden, während auf dem Schifflein der Kirche Tausende von Heiden im sichern Hafen landen. Doch der Herr will es also, zum Zeichen für diejenigen, welche Augen haben, um zu sehen. Wenden wir uns daher hinweg von denjenigen, welche sich nicht retten lassen wollen, und für welche die Kirche nur noch beten, denen sie aber nicht mehr helfen kann, und schauen wir wieder hin auf die Schaaren derjenigen, welche von der Kirche in den asiatischen Heidenländern gerettet worden, als Erstlinge von den Millionen, welche mit Gottes Hilfe auch noch eingehen werden in ihre rettende Arche. Viele Hunderttausende

---

1) Es soll dieß Urtheil nicht etwa ein Entgelt dafür seyn, daß es die Illgen'sche „Zeitschrift für historische Theologie“ vor einiger Zeit gewagt hat, zu meinen, es sey vor nicht allzulanger Zeit ein „Fetischdienst“ im katholischen Bayern gewesen, der kaum mit dem der Neger auf gleicher Stufe gestanden hätte: Vielmehr ist unser Urtheil ein auf traurige Thatsachen, auf die Wahrheit, gegründetes.

von geretteten Indiern, Annamiten, Chinesen, Japanesen u. A. werden wir sehen, und die Geschichte ihrer Rettung wird uns zu der Hoffnung berechtigen, daß unzählige Schaaren von ihren Völkern gleichen Glücks sich freuen werden, soweit es dem Herrn gefällt, die Arbeit der Menschenfischer zu segnen, welche ohne Unterlaß voll Gauben, voll Liebe und Hoffnung ihre Netze auswerfen.

Weiteres haben wir dieser Einleitung nicht beizufügen, als daß wir diese Missionen, welche sämmtlich asiatische Länder betreffen, weil es sonst nirgends Völker von dem fraglichen Charakter gab, in folgenden Abtheilungen abhandeln werden, welche die zweckmäßigsten zu seyn scheinen:

I. Missionen von Indien; II. von Japan; III. von China (Anhang: die von Korea); IV. Missionen von Annam (Tungkin und Cochinchina) (Anhang: die von Ava, Pegu und Siam).

I. Abtheilung.

Missionen in Ostindien [1]).

Ostindien, jene große Halbinsel Südasiens, die von dem Indus, dem Hymalayagebirg und dem Ganges begränzt wird, ist anerkannt das schönste und reichste Land der Welt, nach dessen Besitze von Alters her die Eroberer lüstern gewesen. Bewohnt von einem Volke uralter, hoher, aber in sich selbst nichtiger Bildung, das in gräulichen Götzendienst versunken, völlig verweichlicht und in sich selbst zersplittert war, vermochte dieß Land seit langer Zeit keinem feindlichen Einfall mehr zu widerstehen. Besonders waren es die Mohamedaner, welche schon frühe einen großen Theil desselben unter ihre Botmäßigkeit brachten, so daß von nun an neben der alten Brahminenreligion der Mohamedanismus zu großer Macht gelangte, indem derselbe größtentheils die Religion der Herrschenden war.

Während die alte Brahminenreligion selbst bei den gebildeten Klassen in schrankenlose, mit gemeinem Götzendienst vermischte Weltvergötterung ausgeartet und bei dem gewöhnlichen Volke zum gräßlichsten, widernatürlichen Götzendienst herabgesunken war, hatten die Mohamedaner doch wenigstens

---

[1]) Vgl. *Daniel Bartoli* dell' historia della compagnia di Giesu L'Asia. — *Petrus Jarricus* thesaurus rerum indicarum etc. Latine versus a. *M. Martinez*. Colon. 1615. — *Historia memor.* dictorum factorumque in reg. J. O. a. S. J. ex latino gallice *Em. Auger*. Lugd. 1571. — *India orientalis Christiana* auctore P. *Paulino a S. Bartholomaeo*. Romae 1794.

das Bewußtseyn des Einen Gottes, das aber freilich auch bei ihnen vielfältig entstellt und gelähmt war, woraus allein sich erklärt, wie die sonst so fanatischen Mohamedaner das Götzenthum ruhig duldeten. Allerdings hätte für ein Volk, wie das indische, selbst durch die muselmännische Gesittung eine Art von Verbesserung bewirkt werden mögen. Denn wo sie immer ihre Herrschaft befestigte, mußte wenigstens das gräuelhafte Götzenthum erschüttert werden. Aber es fehlte dem Mohamedanismus selbst das wahre Leben; es wohnte in demselben nur eine blinde, gleichsam elementarische Kraft, eine Naturmacht, die, weil ohne tiefinnerliche geistige Lebendigkeit, unmöglich ein erstorbenes, an die Natürlichkeit verfallenes, mitten in seiner Geschichte gleichsam erstarrtes und nun pflanzenhaft hinlebendes Volk, neubeleben konnte. War ja doch der Mohamedanismus selber an die Natur verknechtet, wenn er gleich seinen Gott außer der Natur setzte, er war verwickelt in den Fluch, der auf der Natur ruhte, und den der Koran nicht zu lösen vermag: wie hätte er also den Fluch lösen können, durch welchen das indische Volk an die Natur gebannt war, wie hätte er mit seiner Vielweiberei, mit seiner Sclaverei, mit seinem blinden Fatum, seiner ganzen Unfreiheit, ein versunkenes Geschlecht entfesseln, zur wahren Freiheit und zum höheren Leben führen können? Vom Islam konnte für Indien das Heil nicht kommen, denn der Islam trug es nicht in sich. Mochten durch denselben bewunderungswürdige Städte und Denkmäler aller Art in Indien erbaut werden, in der indischen Geschichte hat er kein wahrhaftes Denkmal, denn er hat kein neues Leben begründet.

Ein solches konnte nur durch die Religion der Erlösung, der Freiheit, des Lebens, für dieß an die Natur gebannte, erstorbene, verwesende Volk beginnen. Nur im Christenthume war das Heil für Indien, und zwar nur in dem lebendigen-katholischen Christenthum. Im andern Falle hätte Indien schon in den frühesten Zeiten des Christenthums umgewandelt werden müssen. Denn gleich in den ersten Jahrhunderten (ob schon mit dem Apostel Thomas, wollen wir nicht entscheiden)

hatte das Evangelium in Indien Eingang gefunden, war aber leider gar bald durch ketzerische Irrthümer verfälscht und so seiner fruchttreiben Kraft beraubt worden. Gleichwie aber der beste Samen, wenn er veredelt wird, sich nicht vervielfältigt, sondern höchstens kümmerlich fortkeimt, so war es auch mit dem durch Ketzerei verderbten Christenthum in Indien. Es schleppte sich mühsam durch die Zeiten dahin, einem kranken Baume gleich, der wohl neue Blätter, aber keine Blüthen treibt.

Bis zum sechszehnten Jahrhundert erschien daher das Christenthum in Indien größtentheils in einer traurigen Gestalt, und schien mehr geeignet, den Heiden ein Gespötte, als eine Quelle des Heils zu werden.

Erst mit der Landung Vasco de Gamas, des berühmten portugiesischen Seefahrers, der den Seeweg nach Ostindien entdeckt, begann eine neue Periode für Indien, welche dem Christenthum mehr Fortschritte versprach. Freilich waren die Portugiesen, welche sich nur unter vielen Kämpfen im Lande fest setzen konnten, zu viel mit weltlichen Angelegenheiten beschäftigt, als daß das Werk der Glaubensverbreitung gleich Anfangs hätte gedeihen können. Die Ordensgeistlichen, vorzüglich aus dem Orden des h. Franziscus, welche in den ersten Zeiten der portugiesischen Eroberungen nach Indien gekommen waren, hatten zu thun genug, wenn sie nur unter ihrer eigenen Nation Zucht und Sitte aufrecht erhalten wollten. Zudem hätte eine außergewöhnliche Bildung dazu gehört, um den hochgebildeten und hochmüthigen Brahmanen gegenüber eine Missionsthätigkeit beginnen zu können, und ohnehin waren die Sitten der neuen Eroberer, die von Tag zu Tag weichlicher wurden, keineswegs rühmlich für die Religion, die sie bekannten. Da nun die Religion von Eroberern schon zum Voraus viele Vorurtheile bei den Besiegten gegen sich hat, so mußte natürlich die Religion so habsüchtiger, ausschweifender und grundschlechter Eroberer, wie die Portugiesen sich größtentheils zeigten, auf fast unüberwindliche Hinder-

nisse stoßen. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn das Christenthum in Indien immer noch keine Fortschritte machen wollte, nachdem durch die weltlichen Waffen längst große Eroberungen gemacht worden waren. Es gab zwar wohl unter den Portugiesen, namentlich unter den vornehmsten, manche Männer, denen die Ehre ihrer Religion und das Heil der Heiden gleich sehr am Herzen lag, aber die meisten ihrer Untergebenen lebten so, daß man sie kaum mehr für Christen halten konnte, und daß es am Ende fast nothwendig scheinen wollte, unter diesen Namenchristen selber neue Missionen zu gründen. Solche betrübte Zustände machten dem frommen Könige Johann III. von Portugal vielen Kummer, und er war eifrig darauf bedacht, Hilfe zu schaffen. Allein in Portugal selber, wo man damals ganz in zeitliche Interessen versunken war, wie es fast überall in den fälschlich so genannten Blüthezeiten handeltreibender Völker zu geschehen pflegt, waren kaum die Männer zu finden, welche dem Elende Ostindiens hätten abhelfen können. Denn insbesondere befand sich dazumal die geistliche Bildung in Portugal in einem ganz trostlosen Zustande. Es war also nicht abzusehen, woher der König tüchtige Missionäre bekommen sollte.

Aber schon hatte die Kirche den Orden erzeugt, welcher den Missionen der ganzen Welt einen neuen Schwung geben sollte. Der Jesuitenorden war bereits begründet, und harrte zwar noch der nahen Bestätigung, aber schon vor der Bestätigung war das Lob dieser neuen Gesellschaft, wie durch die andern Länder, so auch nach Portugal gedrungen, und der König, hocherfreut über die Kunde, glaubte die rechten Leute für Ostindien gefunden zu haben. Er hatte sich nicht getäuscht. Denn er erhielt zwar nur wenige Jesuiten, aber unter ihnen den Missionär der Missionäre, den nachmals so berühmten Franz Aspilcota von Xavier, (gewöhnlich Franziscus Xaverius genannt) mit ihm noch zwei andre Ordensgenossen, Paul Camers und Franz Mansilla. Mit Xaviers, des „Apostels von Indien“ Berufung war der neue Stern

für dieß Land aufgegangen, unter dessen segensreichem Einfluß das Christenthum in Indien erst recht zu keimen begann. Glühend von lauterer Liebe zu Jesus Christus, und zu seinen unglücklichen Brüdern, glaubensgewaltig, wie ein Apostel, gottbegeistert wie ein Prophet, ausgerüstet mit außerordentlichen Gaben, weltfrei wie ein Engel, voller Demuth, Selbstverläugnung, Gottgelassenheit, und doch voll feurigen, unermüdlichen Eifers und unerschütterlichen Muthes, war dieser Mann durch und durch zum Glaubensverkündiger gleichsam vorherbestimmt, und hatte seine hohe Bestimmung bewiesen, seit er (1534) mit Vater Ignaz und dessen Gesellen verbunden war. Aller Orten hatte sein liebevoller, opferfreudiger Seeleneifer ihm Bewunderung erworben. Auch jetzt, da er von Ignaz für Indien ausersehen ward, offenbarte er bereits während der acht Monate, in welchen er sich zu Lissabon aufhalten mußte, seinen apostolischen Charakter in solchem Grade, daß der König von Portugal bei dem Papste seine Ernennung zum apostolischen Nuntius für Indien mit den ausgedehntesten Vollmachten, auswirkte. Wohl kein Priester konnte solch hohen Ranges würdiger seyn, als der demüthige Xavier, der fortan alle Bedienung durch Andre verschmähend, seine Freude daran hatte, die niedrigsten Dienste zu verrichten; wohl keiner konnte tauglicher seyn zum Leiter der Missionen im Orient, als dieser apostolische Mann, der während der langen Reise an allen Orten, wo gelandet wurde, auf dem afrikanischen Festland und den Inseln in großartigen Proben seinen apostolischen Geist herrlich bewährte. Jedenfalls konnte dem Strome des Verderbens, wie er in Indien hoch angeschwollen war, nur durch einen so außerordentlichen Mann, wie Xavier, Einhalt gethan werden.

Dieß erkannte auch sehr wohl der damalige edle Bischof von Goa J. de Albuquerque, und deßhalb nahm er die neue Mission und besonders den Vorsteher derselben mit größter Freude auf; ja er gewann den äußerst demüthigen apostolischen Nuntius, welcher nicht seine Vollmachten, sondern

vor allem den Willen des Bischofs zu Rathe zog, in Kurzem so lieb, daß beide nur ein Herz und eine Seele zu seyn schienen.

Dieß gute Verhältniß war um so erwünschlicher, als nur vereinte Kräfte die tiefgesunkenen portugiesischen Christen wieder erheben, und so dem Christenthum wenigstens einiges Ansehen zu verschaffen vermochten. Unterstützt von dem Bischofe konnte Xavier mit desto mehr Erfolg sein großes Werk beginnen. Jeder Andre hätte vor solcher Aufgabe, wie er sie vor sich hatte, zurückschreckend, die Hände in den Schooß gelegt, denn auf der einen Seite standen entmenschte Christen, auf der andern verthierte Heiden, und unter solchem Volk sollte er das Evangelium emporbringen. Xavier vertraute auf Gott, und machte sich unverzüglich ans Werk, und zwar auf eine Weise, die unfehlbar zum Ziele führen mußte. Er betete ohne Unterlaß, Tag und Nacht, mit Ausnahme weniger Stunden, die er der Ruhe gönnte, nach schwerer Anstrengung im Dienste Gottes, der Kranken und Gefangenen. Seine Wohnung hatte er im Spital, wo er den eckelhaftesten Kranken wie ein liebender Bruder zur Seite stand, sie oftmals freundlich umhalste, sie tröstete, pflegte, mit dem was er erbettelt, labte. Von den Kranken ging er zu den Gefangenen, diesen dieselbe Liebe beweisend.

Ein solcher Priester nöthigte selbst die schlechtesten Portugiesen zur Bewunderung, zur Verehrung, abgesehen davon, daß seine ganze Erscheinung gleichsam eine zauberische Gewalt selbst über die elendesten Herzen übte. Wer hätte es also dem heiligen Manne versagen wollen, ihm Kinder und Sclaven in die Kirche zu schicken, wenn er, mit einer Klingel durch die Straßen wandelnd, im Namen Gottes Eltern und Herren dazu aufforderte. Die Kinder liefen ihm ohnehin nach, wie vom Zauber angezogen, und kamen immer lieber in das Haus des Herrn, wo der freundliche, liebreiche Lehrer ihrer wartete. Wundersamer Segen begleitete den Unterricht, und in Kurzem war die Jugend so weit gebracht, daß sie durch

ihre religiösen Kenntnisse, durch ihre Sittsamkeit und Eingezogenheit den Alten zum lauten Vorwurf und zur Beschämung gereichte. Ja es war ein solcher Eifer in die Kleinen gekommen, daß sie bescheiden, aber ernst, das Aergerliche rügten, was sie sahen, und mancher alte Sünder ging in sich, wenn er sich von den Kindlein beschämt sah.

Nun erst, nach solchen Vorbereitungen begann Xavier öffentlich zu predigen, und that dieß mit unermeßlichem Erfolg. Alles Volk drängte sich zu seinen Vorträgen, und die ärgsten Sünder wurden erschüttert von der Gewalt seiner Rede und ergriffen von dem unwiderstehlichen Zauber seiner Liebe. In Thränen gebadet konnte man seine Zuhörer nach seinen hinreißenden Vorträgen schauen, lautes Schluchzen ließ sich in den heiligen Hallen vernehmen. Oeffentlich und in dem heimlichen Bußgericht verfluchten unzählige Sünder ihre Missethaten, und suchten die gegebenen Aergernisse wieder gut zu machen. Und wo irgend noch ein verstockter Sünder war, ging ihm Xavier mit unermüdlicher Liebe nach, bis er ihn gleichsam auf seinen Schultern auf die Auen des Heils zurücktragen konnte.

Auf diese Weise gewann ganz Goa hinsichtlich des Christenthums bald ein ganz anderes Aussehen. Christliche Zucht und Sitte blühten auf, zur Ehre des Glaubens vor den Heiden. — Um übrigens unter diesen selbst viele Bekehrungen zu machen, dazu war die Zeit noch nicht gekommen.

Man mußte sich darauf beschränken, ein Kollegium zu errichten, in welchem heidnische Zöglinge zu christlichen Katechisten herangebildet werden sollten, für welchen Zweck ebenfalls die Hilfe des neuen Jesuitenordens in Anspruch genommen wurde, obwohl sich seither der eifrige Franziscaner Jakob Borban nicht geringe Verdienste um die Ausbildung indischer Knaben erworben hatte. Gerne überließ Xavier seinen Genossen Camers dem Kollegium, und schrieb nach Rom um neue Gehilfen, sowohl für die Zwecke des Kollegiums als der Mission überhaupt.

Er selber machte sich unterdessen an eine neue, große Arbeit. Kaum hatte er nämlich gehört, daß auf der mittäglichen Küste Indiens, der sogenannten Fischerküste ein Volksstamm sich befinde, von welchem ein großer Theil bereits getauft sey, aber weil dieß blos aus weltlichen Rücksichten geschehen, nichts als den Namen von Christen mehr habe, so machte er sich auf, um diesem unglücklichen Stamme zu helfen. Ohne andre Begleitung als die von einigen Zöglingen des Kollegiums zu Goa eilte der apostolische Mann auf diesen neuen Schauplatz seines gesegneten Wirkens, und seine Arbeit war auch hier mit wundervollem Segen begleitet. Seine ganze Erscheinung, sein heiligmäßiges Leben, sein Feuereifer, und vorzugsweise die großen Zeichen, die er durch eine besondere Gnade Gottes bewirkte, machten einen unwiderstehlichen Eindruck auf die Heiden, so daß sie seine Worte, nachdem er unbegreiflich schnell ihre Sprache erlernt, mit größter Freudigkeit aufnahmen und sich schaarenweise nicht nur zur Annahme der Taufe, sondern auch zu einem christlichen Leben entschlossen. So zahlreich waren die Bekehrungen, daß der heilige Mann schreiben konnte, Arm und Zunge versagten ihm oft aus Müdigkeit, wenn er die Schaaren des Volkes zu taufen habe. Nichts blieb zu wünschen übrig, als daß er Gehilfen für eine so reiche Ernte bekommen möchte. Deßwegen sah er sich genöthigt, gegen Ende des Jahres 1543 nach Goa zurückzueilen, um sich einige Genossen zu holen und zugleich seine besten Neulinge zu weiterer Ausbildung in dem dortigen Kollegium unterzubringen. Es wareu zwar von seinen Ordensgesellen noch keine neuen angekommen, und von den zwei zu Goa befindlichen mußte einer, Camerin, bei dem Kollegium bleiben. Indeß konnte der Heilige außer Mansilla noch einen andern europäischen und zwei indische Priester mit sich nehmen, und diese genügten ihm einstweilen, um ihnen, nach gehöriger Unterweisung, seine lieben Schäflein von der Fischerküste zu übergeben. Ihn selber drängte es, weiter ins Land einzudringen, um den Namen Christi zu allen

Stämmen zu tragen. Doch vermochte er im Innern weniger auszurichten, weil er ohne alle Hilfsmittel war, und ohne Dollmetscher die Sprache des Volks dazumal, wo er die Sprachengabe noch nicht gehabt zu haben scheint, nicht erlernen konnte. Ohnedieß forderte ein schweres Unglück, das seine lieben Christen auf der Fischerküste betroffen hatte, seine schnelle Hilfe, weßhalb er zurückeilte, um diesen armen Schäflein, welche durch einen feindlichen Volksstamm in die äußerste Bedrängniß gekommen waren, beizustehen. Und als er nun hier seine menschenfreundlichen Absichten bestmöglich erreicht, und dadurch dem Christenthume auf der genannten Küste einen neuen Schwung gegeben hatte, hielt er es für besser, zunächst an den Küsten hin Bekehrungsversuche anzustellen, als noch einmal in das Innere einzudringen.

Gleich in dem an die Fischerküste nordwestlich gränzenden Lande Travancor fand er die schönste Gelegenheit, sein Fischernetz auszuwerfen, mit solchem Segen, daß in kurzer Zeit fast alle Einwohner sich zum christlichen Glauben bekannten, und schon in der ersten Zeit über 40 Kirchen gebaut werden mußten.

Nach seinem eigenen Berichte taufte er manchmal während eines Tages ein reichbevölkertes Dorf, und als Frucht eines Monates sammelte er 10,000 heidnische Seelen in die Kirche des Herrn. Noch größeren Trost übrigens, als die stetswachsende Zahl gewährte ihm der Eifer der neuen Christen, die nach emfangener Taufe sich um die Wette beeilten, Götzenbilder und Tempel zu zerstören. Von Allen Seiten kamen sie herbei, um den heiligen Mann zu hören, der ihre Sprache nur durch ein Wunder erlernt haben konnte [1]). Keine Kirche hätte genügt, um die Menge der Zuhörer zu fassen. Deßhalb führte Xavier die Tausende auf das freie Feld, um ihnen von einem Baume herab das Evangelium zu verkündigen.

---

1) Von dieser Zeit an scheint Xavier mit der Sprachengabe begnadet worden zu seyn.

Man kann sich leicht denken, daß der Zulauf, den der fremde Priester hatte, die indischen Götzenpriester, deren Tempel theils öde, theils verwüstet wurden, in die größte Wuth versetzte. So sehr waren sie ergrimmt, daß sie dem Heiligen auf alle Weise nach dem Leben trachteten. Allein Gott beschützte ihn wunderbar, so daß selbst ein Pfeil, der ihn traf, gleichsam von höherer Hand zurückgehalten, ihn nur leicht verwundete. Statt daß also die Götzenpriester ihren Gegner hätten vernichten können, mußten sie es vielmehr mit ansehen, wie sein Einfluß täglich stieg, besonders seitdem der heldenmüthige Apostel durch sein gewaltig Wort: „im Namen Gottes gebiete ich euch Halt zu machen und umzukehren," ein furchtbares räuberisches Heer, das Travancor mit Schrecken erfüllte, zur Umkehr zwang, gleich einem Cherubin, vor dessen Wink Kriegesheere weichen. Zwar brachte es Xavier nicht dahin, den ebenso stolzen als üppigen König zu bekehren. Aber der Fürst zollte dem wunderbaren Manne wenigstens seine höchste Achtung, und ließ allenthalben in seinem Lande verkündigen, daß seine Unterthanen dem „großen Vater" ebenso, wie ihm selbst gehorchen sollten, und daß alle die christliche Religion unbedenklich annehmen und ausüben könnten. Da nun noch dazu der Ruf seines heiligen Wandels sich im ganzen Lande verbreitete, und Xavier gegen den hartnäckigen Unglauben auch durch offenbare Wunder, selbst Todtenerweckungen, welche durch die besten Zeugnisse beglaubigt sind, unterstützt wurde, so war gar nicht zu verwundern, daß allmälig das ganze Volk von Travancor, mit Ausnahme weniger vornehmer und verstockter Sünder, dem christlichen Glauben zufiel.

Doch nicht nur Travancor, sondern ganz Indien wurde von dem Rufe des Mannes erfüllt, in welchem himmlische Liebe und Macht vereinigt erschien. Von vielen Seiten her kamen deßhalb Abgeordnete heidnischer Stämme, welche den Mann Gottes zu sich einluden. Unbeschreiblich war der Schmerz des Apostels, der die ganze Welt zu bekehren dür-

stete, daß er den Einladungen der Heiden nicht folgen konnte. Aber er schrieb wenigstens dringende Briefe um Gehilfen nach Rom und sogar an die Universität von Paris, denn „er fühlte," wie er sagte, einen fast unwiderstehlichen Drang in sich, alle Akademieen Europas und vorzüglich die von Paris, zu besuchen, und denen, welche mehr Wissenschaft als Liebe [1]) hätten, laut und aus allen Kräften zuzurufen: „Ach, wie viele Seelen verlieren den Himmel, und verfallen der Hölle durch eure Schuld." Weiteres zu thun vermochte er einstweilen nicht. Doch konnte er von den auf der Fischerküste arbeitenden Priestern einen auf die bei Ceylon gelegene Insel Manaar schicken, wo der evangelische Same zu einer herrlichen, purpurrothen Pflanze aufging, indem eine große Zahl von diesen Insulanern den Glauben so fest umfaßte, daß 600 — 700 freudig ihr Leben für denselben gaben, als der christenfeindliche König von Jaffnapatam auf Ceylon sie zum Abfall zwingen wollte. Durch dieses Blut befestigte sich aber der Glaube auf Manaar nur noch mehr, und statt etwas gegen denselben ausgerichtet zu haben, mußte der Tyrann es sehen, wie seine eigenen Officiere und Beamten denselben offen annahmen. Ja sein eigener Sohn bekehrte sich, und während er diesen morden ließ, bekehrte sich seine Schwester, die dann auch einen andern Sohn des Tyrannen und ihren eigenen für den Glauben gewann und mit denselben zu den Portugiesen entfloh. Wüthend hierüber ließ der König viele von der Christengemeinde, die sich unterdessen in seiner Umgebung gebildet hatte, hinrichten, aber seit dieser Zeit verbreitete sich das Christenthum in seinem Lande nur noch mehr, und ihn selber ereilte später durch die Hand der Portugiesen die Rache Gottes. Schon jetzte hätte sie ihn ereilt, wenn nicht die Habsucht der Portugiesen die Plane Xaviers, der

---

[1]) O wenn er heut zu Tage an uns Deutsche also schriebe, würde er nicht den faulsten Fleck in unserm Herzen treffen? Mehr Wissenschaft als Liebe wollen die deutschen Priester haben, und darum finden sich unter ihnen fast keine Missionäre! —

von dem portugiesischen Könige bereits wirkliche Hilfe gegen diesen Tyrannen erwirkt zu haben glaubte, vereitelt hätte. Obwohl nun aber der apostolische Mann, dessen väterliche Sorgfalt ganz Indien umfaßte, in diesem einzelnen Falle nicht durchsetzte, was sein edles Herz gewünscht, so fruchteten seine Bemühungen und besonders sein freimüthiges Schreiben an den König von Portugal wenigstens so viel, daß in der Regierung Indiens eine heilsame Veränderung eingeführt wurde. Diese war höchst nothwendig, wenn die Ausbreitung des Evangeliums gedeihen sollte, weil bei der Schwäche des allerdings guten Gouverneurs, Sosa, allmälig wieder Mißbräuche eingeschlichen waren, welche dem Evangelium unübersteigliche Hindernisse in den Weg zu legen drohten. Ueberzeugt, daß dieselben vor Allem weggeräumt werden müßten, wenn weiter gewirkt werden sollte, that Xavier zu diesem Behufe Alles, was in seinen Kräften stand, war aber bereit, andere Länder aufzusuchen, wenn in Indien sich die Aussichten nicht besser gestalteten. Hiezu bot sich ihm bald ein besonderer Anlaß. Als er nämlich von Cambaya, wohin er sich in den ceylanischen Angelegenheiten begeben hatte, nicht zu seinen lieben Schäflein von Travancor zurückkehren konnte, weil widrige Winde die Rückreise verhinderten, so sah er dieß für ein Zeichen an, daß er auch außerhalb Indien den Namen Jesu verkündigen sollte, und beschloß deßhalb von Insel zu Insel, von Land zu Land bis an den äußersten Osten den göttlichen Samen des Evangeliums auszustreuen. Die Halbinsel Malacca, das Land Macassar, die Moluccischen und gar manche andre Inseln wurden dazumal von dem Apostel durchwandert, und überall viele tausend Seelen selbst Fürsten getauft und Keime für die Zukunft gelegt. Diese Keime weiter zu pflegen, mußte Xavier der Vorsehung und andern Glaubensboten überlassen. Denn noch konnte er Indien nicht für immer verlassen, sondern er war genöthigt, noch einmal dorthin zurückzukehren, um die Angelegenheiten der dortigen Missionen, die unterdessen durch neue Arbeiter aus seiner Gesellschaft

verstärkt worden waren, in eine feste Ordnung zu bringen. In Cochin, wo er zuerst landete, hielt er sich nur so lange auf, um einige feurige Briefe im Interesse der Mission nach Europa zu schreiben. Dann eilte er auf die Fischerküste, wo er Alles in erwünschlichem Zustande und mehrere liebe Gefährten fand, die während seiner Abwesenheit an seinem Werke tüchtig fortgebaut hatten. Sein erstes Augenmerk war hier darauf gerichtet, nach genauer Prüfung jedem Missionär seine Stelle anzuweisen, und ihnen in P. Criminalis einen Vorgesetzten zu geben. Allen insgesammt trug er auf, sich vor allen Dingen auf die Erlernung der malabarischen Sprache zu verlegen, zu welchem Behufe P. Henriquez eine Grammatik verfassen mußte, was diesem reichbegabten Manne trotz der ungeheuern Schwierigkeiten aufs Beste gelang. Schließlich gab er ihnen noch sehr weise Verhaltungsmaßregeln hinsichtlich ihrer Missionsthätigkeit, besuchte dann auch noch andre Missionsstationen und reiste hierauf nach Goa, hielt sich aber nur so lange auf, um die nöthigen Anordnungen zu treffen, denn, seit er auf seinen Reisen einen Japanesen getroffen und bekehrt hatte, fühlte er den Drang in sich, nach Japan zu segeln. Hier stiftete er, wie wir später ausführlich vernehmen werden, jene Martyrerkirche, welche die Bewunderung aller Zeiten bilden wird, verlor übrigens die indischen Missionen nicht aus dem Auge, sondern nahm sich ihrer noch immer als Oberer an, und kehrte eilends zurück, sobald die Umstände seine Anwesenheit in Indien erforderten.

Unterdessen hatten die indischen Missionen durch neu angekommene zahlreiche Arbeiter aus der Gesellschaft Jesu einen guten Fortgang genommen, und waren bereits durch einen Martyrer, A. Criminalis, verherrlicht worden (1549.) Durch Xavers Ankunft und seine weisen Anordnungen bekamen sie einen noch viel höheren Aufschwung, und wenn auch seine Anwesenheit nur sehr kurze Zeit dauerte, weil sein Geist nach der Bekehrung Chinas trachtete, so hinterließ sie doch allenthalben Spuren unvergänglichen Segens. Wenn

daher Xaverius jetzt, wie ein wohlthätiges Gestirn, das nur eine Weile geleuchtet, vom indischen Himmel verschwand, um im fernen Ocean auf einsamer Insel (Sancian) scheinbar zu erlöschen, so dauerten doch die segensreichen Wirkungen fort, und selbst seine Reliquien noch, sein unversehrter Leib, dieses unläugbare Wunder, war für die indischen Missionen fortan von hoher Bedeutung. Schon bei seinen Lebzeiten waren die von ihm gegründeten Missionen von seinen Ordensbrüdern erweitert und befestigt worden, und nach seinem Tode dehnten die ziemlich zahlreich gewordenen Jesuiten ihre Unternehmungen bis in die innersten Länder Indiens aus, wo sie theils mit fanatischen Mohamedanern, theils mit den verstockten und aufgeblasenen Brahminen große Kämpfe zu bestehen hatten, aber auch manche schöne Siege erfochten. Mit bewunderungswürdiger Klugheit und Ausdauer wußten sie die unüberwindlichen Vorurtheile dieser Völker wenigstens theilweise zu besiegen, indem sie ihr Betragen ganz nach den Sitten des Landes einrichteten.

Ueberzeugt, daß sie unter den eigentlichen Hindus nur dann etwas gelten würden, wenn sie als Brahminen erschienen und die Weisen und Büßer dieser Kaste wo möglich durch brahminische Gelehrsamkeit und Abtödtung noch zu übertreffen suchten, traten sie als vom Norden hergewanderte Brahminen auf, die gekommen wären, um die Weisheit der indischen kennen zu lernen, und die ihrige den Indiern mitzutheilen. Ihre astronomischen und medicinischen Kenntnisse mußten dazu dienen, ihnen einiges Ansehen zu verschaffen, bis sie dann durch unglaubliche Anstrengungen Meister brahminischer Weisheit wurden, und so die eingebornen Weisen überbieten konnten. Keine Mühe war ihnen zu groß, keine Entbehrung zu hart, wenn sie nur ihren Zweck erreichten. In der That die Männer, welche hier auftraten, verdienten durch ihr Talent, durch ihre hohe Willenskraft und ihre außerordentliche Sittenstrenge alle Bewunderung, und wenn sie gleich den Hochmuth einer von Alters her herrschen-

den Priesterkaste nicht brechen konnten, so gab es doch manche Mitglieder derselben, welche sich ihnen ergaben, und viele Fürsten, erstaunt über solch außerordentliche Männer, zollten ihnen die höchste Achtung und gewährten ihnen die Freiheit, den Glauben zu verkündigen.

Sie benützten auch diese Freiheit aufs Beste, und mit großem Erfolg, besonders in dem südlichen Reiche Madura, in dem nordwestlich von dem letztern gelegenen Maissour, in dem nordöstlich von Madura sich ausdehnenden Reich von Carnate und in dem nordindischen Reiche Mogor, so wie sie auch fortwährend in den Küstenländern Comorin, Marava, Travancor und auf der ganzen Küste Malabar und den übrigen Küstengebieten und auch auf der Insel Ceylon mit unendlichem Eifer arbeiteten.

In all diesen Ländern und Gegenden machte der Glaube beträchtliche Fortschritte, und es bildeten sich zahlreiche Christengemeinden. So stieg die Zahl der Christen in Marava und am Vorgebirg Comorin (der Fischerküste) allmälig auf 120,000, in Madura auf 150,000, in Carnate auf 80,000, in Maissour auf 35,000 und in ähnlichen Verhältnissen allenthalben. Wir können uns übrigens nicht auf eine Einzelgeschichte aller dieser Missionen einlassen, weil manche derselben zu wenig Interessantes darbieten, oder über dieselben nur wenig Nachrichten existiren. Wir beschränken uns daher darauf, die interessantesten der ostindischen Missionen etwas ausführlicher zu behandeln und dieß sind die Missionen von Madura, Carnate, Mogor und Ceylon. Von den übrigen werden wir nur im Allgemeinen sprechen.

1. Missionen in Madura.

In dieß Land, welches ungefähr den mittleren Theil des südlichen Indiens umfaßt, kam das Licht des Glaubens zuerst durch den Missionär Gonsalvus Fernandez. Dieser apostolische Arbeiter hatte sich bereits unter den Bewohnern der

Fischerküste, bei welchem der evangelische Same, befeuchtet von dem Blute des A. Criminalis und L. Mendez, und gefördert durch die kluge Leitung des vortrefflichen P. Henriquez immer reichere Früchte trug, große Verdienste erworben. Als nun aber die genannten Christen, deren Zahl sich bereits über 100,000 belief, von den benachbarten Madurensern hart bedrängt wurden, glaubte P. Fernandez sich nach Madura begeben zu müssen, um dort den Frieden für seine Schäflein zu erwirken, womit er zugleich die Absicht verband, das Christenthum auch in dem genannten Reiche zu begründen. Wirklich verließ er Madura nicht mehr bis zu seinem Tode, sondern arbeitete die 15 letzten Jahre seines Lebens mit unermüdetem Eifer, und nicht ohne Segen an dem ewigen Heil der Madurenser. Freilich waren seine Erfolge nicht groß, indessen war doch einmal der Grund für das Evangelium gelegt, auf welchem Andere fortbauen konnten. Aber es bedurfte in der That eines geschickten Baumeisters, wenn das Werk weiter geführt werden sollte. Denn der außerordentliche Hochmuth der Madurenser, womit sie alles Ausländische verachteten, legte dem Evangelium die größten Hindernisse in den Weg. Um so vortheilhafter war es daher für die Mission, daß ein Mann kam, dem der aufgeblasenste Hochmuth seine Achtung nicht versagen konnte, P. Robert de Nobilibus, ein Mann von außerordentlicher Charakterkraft und königlichem Anstand, überhaupt einer der merkwürdigsten Missionäre. Ueberzeugt, daß er nur in der Rolle eines großen Brahminen die Vorurtheile der Indier überwinden und dem Glauben zum Sieg verhelfen könne, trat er gleich Anfangs als Brahmine vornehmsten Geschlechtes auf, wie er denn wirklich von herzoglicher Geburt war, und richtete auch sein ganzes Benehmen nach dem Beispiele derjenigen Brahminen, welche unabläßig der Weisheit obliegen, und deßwegen beim Volke in dem höchsten Ansehen stehen. Nur einmal des Tages, am Abende genoß er wenige, und schlechte Nahrung, aus Kräutern und ärmlichem Muße bestehend. Aller andern Speisen,

namentlich der thierischen, und auch aller hitzigen Getränke enthielt er sich gänzlich. Jede öffentliche Gesellschaft meidend, verließ er ein ganzes Jahr lang niemals sein Haus, und ließ auch Niemand vor sich, als die vornehmsten und gelehrtesten Personen, und auch diese nur selten, weil es einem, mit den himmlischen Dingen beschäftigten Manne nicht ziemte, oftmalige Besuche anzunehmen.

Tag und Nacht war er damit beschäftigt, die geheime Weisheit der Brahminen zu erlernen, um so durch alle möglichen Mittel die Herzen der Heiden für das Evangelium anziehen zu können, etwa wie der Fischer einen Wurm an die Angel steckt, um die Fische zu fangen. Es stand auch nicht lange an, so hatte er sich bereits einen großen Namen gemacht, so daß der Fürst selbst ihn zu sehen verlangte, was aber abgeschlagen wurde, weil ein so frommer Mann, wie Robert, sein Haus noch nicht verlassen könne.

Von Tag zu Tag erhielt er unterdessen größeren Zulauf von den angesehensten Männern, von denen manche seine Schüler zu werden begehrten, und so unvermerkt in das Netz Christi gelockt wurden.

Einer der ersten von denen, welche sich dem Evangelium gefangen gaben, war ein vornehmer junger Mann, in brahminischer Weisheit ebensowohl bewandert, wie stolz und hochfahrend. Oftmals war er zu dem europäischen Lehrer gekommen, um denselben zu hören, und sich in Lehrstreite mit ihm einzulassen, und so wurde er von Tag zu Tag mehr in die evangelische Weisheit eingeweiht, der er, so sehr er auch sich sträubte, endlich sich ergeben mußte. Seinem Beispiel folgten viele andre, und es bildete sich in kurzer Zeit, da auch das Volk eine außerordentliche Begierde nach christlichem Unterricht bewies, eine ansehnliche Gemeinde, die wegen des erbaulichen Wandels ihrer Mitglieder selbst bei den Heiden in größter Achtung stand. Ja es gab selbst alte brahminische Weise, die, nachdem sie mit Robert zusammen gekommen waren, sich dem christlichen Glauben, den sie vorher aufs Aeus-

ferste verachtet hatten, wenigstens sehr wohlgeneigt zeigten. Je mehr aber Roberts Ansehen stieg und seine Erfolge wuchsen, desto schneller und stärker mußte Neid und Haß sich wider ihn regen. Nicht so fast die vornehmen Brahminen, als gemeine Götzenpfaffen erhoben sich alsbald, haßerfüllt wider den fremden Lehrer, der alle Weisen des Landes zu verdunkeln und die Religion desselben zu vernichten drohte. Sie beschloßen, ihn bei Hof zu verklagen und so seine Vertreibung zu erwirken. Vielfach waren ihre Anklagen gegen ihn, bestanden jedoch hauptsächlich darin, daß er die Götter verachte, viele Personen zu seinem Glauben verleite, hinterlistiger Weise die brahminischen Bücher erforscht habe, um sie anzugreifen, und endlich, daß er die heiligen Gebräuche der Indier verbiete, weßhalb er offenbar, wenn nicht schweres Unglück über das Land kommen solle, nicht länger im Lande geduldet werden könne. Diese Klagen wurden mit solchem Nachdruck vorgebracht und von so einflußreichen Leuten unterstützt, daß die Sache Roberts und die Mission verloren schien. Schon verließ ihn auch ein guter Theil seiner Schüler und Gönner aus feiger Furcht, wie sie einem so abgelebten Volke eigenthümlich ist, selbst die Muthigeren riethen ihm, auf eine Zeit lang die Stadt zu verlassen, bis der Sturm vorüber wäre. Aber Robert war nicht der Mann, um vor der Verfolgung zu weichen, sondern unerschrocken blieb er, nur darauf bedacht, wie er das Unheil von seiner Mission abwenden könnte. Das Beste zu diesem Behuf dünkte ihm zu seyn, wenn er sich unmittelbar an den ersten Minister wendete, der ihm bisher sehr wohlgeneigt gewesen war. Um seiner Rolle treu zu bleiben, durfte er aber nicht selber zu diesem hohen Beamten gehen, sondern mußte denselben in sein Haus einladen. Fast wider Erwarten folgte der hochgestellte, stolze Mann gerne der Einladung des Missionärs, woraus man auf das Ansehen schließen mag, das dieser genossen haben muß. Robert trug ihm in würdevoller Haltung sein Anliegen vor, und erhielt wirklich das Versprechen,

daß er in jeder Weise beschützt und seine Feinde gedemüthigt werden sollten. Treulich erfüllte der Fürst sein Versprechen, und drückte sogar seine Absicht aus, ein Schüler Roberts werden zu wollen, sobald er von einem Feldzuge zurückgekehrt seyn werde, den er eben zu machen hatte.

Wie dieser Sturm, so ging auch ein zweiter glücklich vorüber, indem vor einer großen Versammlung von Brahminen, bei welcher Robert angeklagt worden war, die Kläger gänzlich zu Schanden wurden. Gefährlicher schien ein dritter Sturm, der ausbrach, als Robert, für die sich stets mehrende Gemeinde, seine Kirche erweiterte. Heftig erhob sich der Vorsteher der Brahminen wider diese Erweiterung, wodurch seinen Götzen ein offenbarer Abbruch geschah, und als nun Robert gar über die heidnischen Tempel sich sehr geringschätzig äußerte, und von den Gräueln derselben freimüthig sprach, so schien der Brahmine wüthend zu werden. Aber Robert verstand es, den feilen Mann zu beschwichtigen, er schickte ihm eine Summe Geldes, und machte sich aus einem erbosten Feind einen Gönner. „Sey getrost, sagte nun der Brahmine, verkündige dein Gesetz nach Belieben, nimm Lehrjünger, so viele du willst, ich werde dich schützen.“ So viel vermag das Geld über die Diener falschen Glaubens, und durch ein geringes Mittel vertrieb hier der evangelische Arbeiter das Unwetter, das seine Saat bedrohte. Die günstigen Umstände, die hierauf eintraten, wußte Robert sehr gut zu benützen, so daß sich seine kleine Heerde beträchtlich mehrte und Aussichten auf die Bekehrung mehrerer Fürsten sich eröffneten. Es wäre daher sehr zu wünschen gewesen, daß er mehrere Gehilfen erhalten hätte, allein bei ihren weit ausgedehnten Missionen konnte ihm seine Gesellschaft nur einen einzigen P. Emmanuel Leytan schicken, der allerdings für eine solche Mission sehr gut taugte.

Nach dem Berichte dieses Missionärs befanden sich dazumal die Neophyten P. Roberts in einem sehr guten Zustande. „Nicht ohne Trost und Bewunderung,“ schreibt er,

„mag man ansehen, mit welch zarter Andacht die Christen des Landes gegen das Göttliche erfüllt sind, und mit welcher Inbrunst besonders sie aus Liebe zu dem wahren Gott etwas zu leiden begehren. Ich bin fest überzeugt, daß es hier, wenn irgend eine Verfolgung ausbrechen sollte, an muthvollen Martyrern nicht fehlen würde, da viele eher das Leben als den Glauben zu lassen entschlossen sind.“

Unter solchen Christen war es eine Lust zu arbeiten, zumal da das Seelenwerk immer besser gedieh. Robert und sein Gefährte, zu dem bald noch ein andrer, Simon Morato, kam, wirkten mit gleichem Eifer fort, so lange es ihre Kräfte erlaubten, Morato und Leytan, über dreißig Jahre, bis sie an Entkräftung starben, Robert 45 Jahre lang, bis er durch seine übermäßigen Anstrengungen erblindete, worauf er hochverehrt in Meliapur sein Leben endete. Es war dieß einer der merkwürdigsten Missionäre gewesen, der in indischer Weisheit wohl wenige seines gleichen hatte, so daß die Verläumdung schon von Abfall redete, während der apostolische Mann all seine Geistes- und Leibeskräfte nur dazu verwandte, dem Herrn eine schöne Gemeinde zu gründen.

Sein Verlust war ein schwerer Schlag für die Mission von Madura, obwohl ihr ein trefflicher Stellvertreter Roberts, Emmanuel Martini, blieb. Leider starb auch dieser verdiente Mann bald nach Robert. Dessenungeachtet blieb übrigens die Mission keineswegs verwaist, sondern es traten in die Fußstapfen jener Männer wieder andre Missionäre aus dem Jesuitenorden, welche das Werk ihrer Vorgänger eifrig fortsetzten, und sogar in die benachbarten Provinzen den göttlichen Samen des Evangeliums trugen. Der Fortgang der maduriſchen Mission war überhaupt ein so guter, daß P. Martin gegen Ende des siebenzehnten Jahrhunderts folgendermaßen über sie schreiben konnte: „Ich empfinde eine außerordentliche Sehnsucht nach der Mission von Madura, welche meines Erachtens eine der schönsten in der Welt ist. Sie wird von sieben Jesuiten versorgt, welche da-

selbst den Weingarten Gottes mit unglaublicher Mühe und großer Frucht bebauen. Diese Mission bietet die Aussicht der reichsten Ernte, denn nicht nur zählt sie bereits 150,000 Christen, sondern es wird auch die Zahl derselben täglich gemehrt. Jeder Missionär zählt jährlich etwa Tausend Neubekehrte. Der P. Bouchet, welcher seit etwa 12 Jahren in dieser Mission arbeitet, schreibt, daß er dieß letzte Jahr für seinen Theil zwei Tausend und an einem Tag einmal drei Hundert getauft habe. Und dieß seyen nicht etwa Scheinchristen, denn es werden hier nur solche getauft, die wohl unterrichtet und geprüft seyen. Sobald sie die Taufgnade erhielten, lebten sie wie Engel, so daß die Kirche von Madura ein würdiges Nachbild der ersten Christengemeinden darstelle. Oft habe er, setzte P. Bouchet bei, bei der Beicht ganzer Dorfschaften kaum eine schwere Sünde getroffen, und nicht etwa weil die Beichtkinder zu unwissend oder schamhaft gewesen, dieselben seyen vielmehr so gut unterwiesen als Ordensgeistliche und aufrichtig wie Novizen."

Aus demselben Berichte erfahren wir, daß z. B. Pater Bouchet allein über 30,000 Christen, großentheils von ihm selbst bekehrt, zu versorgen hatte, was natürlich ein Missionär allein unmöglich hätte thun können, wenn er nicht von 10—12 guten Katechisten unterstützt worden wäre, welche dem Missionär aufs eifrigste vorarbeiteten. Wenn daher gleich nur wenige eigentliche Missionäre in dieser weitläufigen Mission arbeiteten, so waren die Gläubigen doch sehr gut unterrichtet, und christliche Zucht unter ihnen befestiget. „Man kann sich, schreibt ein Missionär, vor Freude und Trost kaum des Weinens enthalten, wenn man betrachtet, wie emsig und ehrerbietig diese Völker das Wort Gottes anhören, wie eifrig sie dem Gottesdienst abwarten, wie sorgfältig einer des andern Seligkeit befördert, wie brüderlich sie einander in ihrer Noth beistehen, wie ein Jeder alle Anderen in der christlichen Gerechtigkeit zu übertreffen sucht, in der sie immer wachsen und zunehmen."

Auf diese Weise übertraf die Mission von Madura alle übrigen in Ostindien, besonders die in den Küstenländern, wo der schlechte Lebenswandel der Europäer nicht nur die Fortschritte hemmte, sondern auch unter die Neubekehrten das Verderben brachte. In Madura dagegen, das keinen Handel, sondern fast ausschließlich Ackerbau trieb, und deßhalb glücklicherweise von den schlechten Einflüssen der Europäer verschont blieb, konnte sich das Christenthum in seiner unverderbten Kraft entfalten, weßhalb es hier auch die schönsten Blüthen hervorbrachte. Freilich blieb es nicht ohne Anfechtungen, sondern es erhoben sich oftmals drohende Stürme wider dasselbe, aber sie wurden immer wieder glücklich abgewendet, wenn auch die Glaubensboten und ihre Gläubigen manchmal schwere Mißhandlung zu erdulden hatten. In diesem Lande konnten es wenigstens die Missionäre, indem sie in der Rolle von büßenden Brahminen (Sanias) auftraten, am besten verbergen, daß sie Europäer seyen, und hatten so wenigstens nicht mit der äußersten Verachtung zu kämpfen, welche die Indier gegen Europäer, die Pranki's, wie sie dieselben nennen, hegen. Auch waren die Verfolgungen in Madura nie sehr heftig, und während in den benachbarten Gebieten manchmal das Blut der Martyrer floß, wie das des berühmten Johannes de Brito im Gebiete von Marava, so waren Gelderpressungen und höchstens Einkerkerung der äusserste Grad von Verfolgung in Madura. Manchmal hatten die Missionäre, wie z. B. die berühmten Jesuiten Bouchet und Laynez, sogar einen nicht geringen Einfluß bei Hofe, wo sie stets mächtige Gönner fanden. Wenn daher nicht andre mißlichere Umstände eingetreten wären, so hätte wohl die Mission immer schöner gedeihen müssen. Allein es kam bald eine unglückliche Zeit für die ostindischen Missionen überhaupt, welche ihren Aufschwung zuerst hemmte, und sodann ihren Verfall herbeiführte. Einerseits nämlich zerrütteten die Halbinsel unaufhörliche Kriege, welche von den Eingebornen untereinander, von den mogolischen Mohamedanern und den verschiedensten

europäischen Nationen gegen die Hindus, so wie auch von den Europäern wider einander selber geführt wurden. Anderseits aber erhob sich hier mehr als irgendwo die unselige Eifersucht anderer Orden gegen die Jesuiten, und ruhte nicht mit Verläumdungen oder doch Uebertreibungen, bis die Bekehrungsweise der Jesuiten, welche allein reiche Früchte brachte, verworfen und mit allzugroßer Strenge und einer Art von gewissenhafter Rücksichtslosigkeit ein Verfahren gefordert wurde, das den Regeln der Klugheit und den Umständen nicht entsprechen konnte. Es ist eine ausgemachte Sache [1]), daß die Ankläger der Jesuitenmissionäre wenigstens mit gefärbten Gläsern gesehen haben, wenn sie in dem ganzen Verfahren der Jesuiten nichts als eine allzu laxe schlechthin verdammliche Anbequemung an's Heidenthum finden wollten. Allerdings haben die ostindischen Jesuiten dem Grundsatze: „Allen Alles zu werden, um Christo Seelen zu gewinnen," eine sehr weite, manche vielleicht eine allzu weite Ausdehnung gegeben. Aber diese Seeleneiferer haben durch fast übermenschliche Anstrengung und Selbstopferung unwidersprechlich bewiesen, daß es ihnen nur um das ewige Heil der Heiden und die Verherrlichung des Glaubens zu thun gewesen. Wie kann man also glauben, daß sie wirklich ihren Neophyten ein heidnisches Christenthum mitgetheilt, oder bei denselben solche Dinge geduldet hätten, die wirklich und wahrhaft heidnisch gewesen wären. Es müßte entweder Bosheit oder Unwissenheit gewesen seyn, welche die Missionäre zu solchem Verfahren vermocht hätte. Wer will aber den Männern Bosheit unterschieben, die jeden Augenblick für den Glauben zu sterben bereit waren, und ihr Lebenlang nichts als Mühseligkeit und Entbehrungen hatten. Wahrlich, es gehört viel dazu, um glauben zu können, daß ein vernünftiger Mensch sein

---

[1]) Zahlreiche Schriften von Seite der Jesuiten und ihrer Vertheidiger beweisen dieß, und selbst aus den Schriften der meist von Leidenschaft getriebenen Ankläger geht gar oft die Nichtigkeit ihrer Anklagen deutlich hervor. Ein Verzeichniß der auf diese Streitigkeiten sich beziehenden Schriften beider Parteien, siehe bei *Fabricius* salutaris lux evangelii toti orbi per divinam gratiam exoriens p. 665 — 677.

ganzes Leben aufopfern werde, um einem Heidenvolke einen verfälschten Glauben beizubringen. Man müßte also nur annehmen, daß die Jesuiten nicht gewußt, was sie gethan. Wer wagt aber so etwas auch nur zu vermuthen von Männern, die sich allgemein durch Verstand, durch gründliche theologische Bildung auszeichneten und die zudem namentlich die indischen Gebräuche und deren wahre Bedeutung besser kannten, als irgend ein anderer Mensch.

Wenn man nun dieß und zugleich auch noch den Umstand erwägt, daß die Jesuiten überall und vorzugsweise auf einen unverfälschten Glauben hielten und daß besonders ihre Missionäre sich vor allen übrigen durch den Eifer auszeichneten, mit welchem sie ihre Neubekehrten aufs Gründlichste zu unterrichten suchten, so dürfte man zum Voraus gegen das Geschrei der Ankläger mißtrauisch seyn. Was wird man aber erst denken, wenn man den Charakter der heftigen Ankläger mit dem der Beklagten vergleicht und dabei findet, daß jene, meistens eifersüchtige, streitsüchtige, selbst, wie z. B. der Kapuziner Norbert, anrüchige Menschen gewesen, Mönche, die in den portugiesischen Colonialstädten bequem lebten und gar schlechte Zucht unter den Christen hielten, geschweige denn daß sie im Bekehren glücklich gewesen wären; während die Beklagten Männer vom reinsten Charakter, von der opferfreudigsten Glaubensbegeisterung waren, die in der ganzen Welt, und namentlich auch in Indien die schönsten Christengemeinden mit bewunderungswürdigem Eifer und großem Segen leiteten.

Wir wissen recht wohl, daß unter den Anklägern auch Bischöfe gewesen, aber wir kennen auch diese von einer Seite, die sie als unpartheiische Zeugen nicht empfehlen kann. Zudem waren diese Bischöfe meist solche, die überall Herren nur nirgends Hirten seyn wollten, und gegen die Jesuiten aus denselben Gründen feindselig waren, aus welchen es heut zu Tage ihre rebellischen Nachfolger gegen die apostolischen Vicare sind. Ohne Zweifel gab es unter den Anklägern auch manche redliche Männer, denen es rein um die Ehre der Religion

zu thun war, allein es läßt sich auch bei ihnen wenigstens in vielen und gerade den wichtigsten Punkten erweisen, daß sie theils über Dinge vorschnell abgeurtheilt, die sie nicht verstanden, theils zu leichtgläubig andern Zeugen nachgeredet, die selbst dasjenige, was sie bezeugten, nicht mit klaren Augen gesehen hatten, theils aber nach den kleinlichsten Gesichtspunkten gerichtet, oder doch mit zu ängstlichem und scrupulösem Sinne die Dinge betrachtet haben. Es kamen Behauptungen in den Anklagen vor, die geradezu aus der Luft gegriffen waren, und gegen welche die Beklagten, die jedenfalls ehrenhafte Männer waren, also wenigstens einigen Glauben verdienten, fortan protestirten; andre Beschuldigungen beruhten auf willkührlichen Verdrehungen oder zum wenigsten auf Mißverständnissen, die sich um so mehr häufen mußten, als sich Leute dieser Streitsache bemächtigten, welche von dem Thatbestande gar nichts wußten, aber Alles begierig aufgriffen, was zur Waffe gegen die verhaßten Jesuiten dienen konnte.

Der Streit wurde am heftigsten in Europa geführt, wo man von Ostindien und den Vorfällen in den einzelnen Missionen wenig Genaues wußte. Um so bereitwilliger glaubte man denjenigen, welche das größte Geschrei erhoben, und so Recht zu haben schienen, wie man denn überhaupt leicht glaubwürdig findet, was man gern glaubt. Protestanten, Jansenisten und die mancherlei Nebenbuhler der Jesuiten nahmen freudig für wahr an, was gegen dieselben deklamirt und denuncirt wurde. Ob es auch anders sich verhalten könne, darum bekümmerten sich die Wenigsten. Zwar protestirten die Jesuiten mit aller Kraft gegen die Anschuldigungen, und wiesen schlagend nach, daß Böswilligkeit und Unverstand, daß schlimme Leidenschaften aller Art und jedenfalls übertriebener, geisterseherischer Eifer viel Antheil an dem Lärm habe, der sich erhoben. Ja, was für Unpartheiische von besonderem Gewichte war, schon in den frühesten Briefen der Missionäre, die lange vor allen Anklagen geschrieben, also jeden-

falls unbefangen waren, konnte man es lesen, welchen Abscheu die Jesuiten gegen die eigentlich heidnischen Gebräuche gehabt, nnd wie sie als Verächter derselben hauptsächlich verfolgt wurden. Aber etwas bleibt immer hängen, wenn kühn verläumdet wird, namentlich in einer Sache, wo der Schein so sehr gegen die Angeklagten ist, und ein sehr unbefangenes Urtheil dazu gehört, um das Thatsächliche vom Scheinbaren zu unterscheiden. Mochten die Jesuiten Beweise beibringen, so viele sie wollten, daß sie manche Gebräuche gar nicht duldeten, weil sie wirklich götzendienerisch und abscheulich wären, und andre nur gestatteten, weil sie von den Gläubigen nur in christlichem Sinne genommen würden, und zum Theil eine ganz und gar bürgerliche Bedeutung hätten, so daß also ihre Beibehaltung, weil an sich unschuldig, und im Interesse des Glaubens vor der Hand unumgänglich nothwendig, wohl gerechtfertigt werden könne: man glaubte es nicht, weil man nicht wollte, sondern schloß vielmehr daraus, daß sie einige Gebräuche erlaubten, dieselben müßten ohne allen Zweifel heidnisch seyn, und weil sie solche erlaubten, die sie für unschuldig hielten, so mußten sie unfehlbar auch die ärgerlichen Gebräuche dulden, wie ihre Gegner, diese unpartheiischen (!) Zeugen, behaupteten. Eine aktenmäßige Reinigung gegen alle Anklagen war unmöglich, da wirklich Gebräuche geduldet wurden, welche möglicher Weise einen heidnischen Sinn haben konnten. Wenn also auch noch so klar bewiesen wurde [1]), und alle moralischen Bürgschaften dafür gegeben wurden, daß sie in der Wirklichkeit keinen solchen Sinn hätten, so kam es einzig darauf an, ob man auf ihr Wort hin glauben

[1]) Vergl. besonders: Riposta alle accuse date al pratticato da' religiosi della Compagnia di Gesú nelle missione del Madure, Mayssour e Carnatc (von P. Brandolini miss. madur.) Coloniae 1729. vgl. auch Documente zur Gesch. der Gesellschaft Jesu. Regensburg 1841. III. Doc. S. 31.

wollte, und das eben war der Fall nicht. Sonst hätten die bündigen Vertheidigungsschriften der Jesuiten ihre Wirkung nicht verfehlen können.

Wenn nun aber auch ihr Verfahren unumgänglich nothwendig, an sich erlaubt, unanstößig und unschuldig war, so war es jetzt durch das Geschrei der Gegner nicht nur scheinbar, sondern wirklich anstößig, ärgerlich, verwerflich geworden, weil es jetzt den Feinden der Kirche Grund zu Lästerungen und ängstlichen Gemüthern, ja den Gläubigen überhaupt Aergerniß geben konnte und mußte, wie denn durch Anschwärzung selbst die unschuldigste Handlung scandalös werden kann. Schon aus diesem Grunde konnte es also von dem Oberhaupt der Kirche nicht länger gebilligt werden, weil es, wenn auch nicht an sich, doch vor den Augen der Welt anstößig geworden war. Man kann daher ganz absehen von dem Einflusse, den die Nebenbuhler der Jesuiten zu Rom, besonders durch das Kollegium der Inquisition ausübten, das ganz in ihren Händen war, man kann überhaupt alle äußerlichen Erklärungsgründe bei Seite lassen, und dennoch wird man leicht begreifen, warum der heil. Stuhl in der Sache einschreiten mußte, und sogar, da sonst des Geschreies und Aergernisses kein Ende war, das Verfahren gewisser Missionäre, d. h. vorzugsweise der Jesuiten verdammte. Dieß geschah für Indien zum Theil in der sich vorzüglich auf China beziehenden Bulle Clemens XI., und eigens in derjenigen, welche Benedikt XIV. im Jahre 1744 erließ und in welcher er gewisse Gebräuche, die seither noch immer in Anwendung geblieben waren, ausdrücklich verwarf, so wie den Missionären, welches Ordens und Standes sie immer seyn möchten, befahl, sich eidlich zur rückhaltslosen Nachachtung der Bulle verbindlich zu machen. Zugleich sollte dieß Dekret in allen Kirchen und Kapellen jeden Sonntag verlesen und von den Gläubigen Unterwerfung unter dasselbe gefordert werden. Die Missionäre gehorchten. Aber vielen Gläubigen, denen die Streitigkeiten nicht unbe-

kannt geblieben, sondern längst zum großen Aergerniß geworden waren, mußte die plötzliche Aenderung und die Verdammung des Verfahrens derjenigen Missionäre, die sie so hoch geschätzt hatten, zum Steine des Anstoßes werden. Als bekehrte Indier, bei allem Abscheu gegen das Götzenthum, dennoch festhaltend an den Bräuchen ihrer Nation und Alle verachtend, die sich ihren Sitten nicht fügen wollten, begannen sie nun, seit man ihre arglosen, rein bürgerlichen Gebräuche verwarf, in der christlichen Religion vorzugsweise Gebräuche der verachteten Pranki „(Europäer)“ zu sehen, und es trug sich allmälig die Verachtung, die sie gegen die Prankis hegten, auch auf deren Religion über. In noch höherem Grade war dieß bei den Heiden der Fall, die jetzt vor der „europäischen“ Religion, welche nach ihrer Meinung die guten alten Sitten so frech verletzte, zurückschauderten, und von nun an auch die Anhänger derselben als Verächter heimathlicher Sitte mit einer noch bittereren Verachtung verfolgten, als je zuvor. Während daher die Bekehrungen immer seltener wurden, fielen sogar manche Bekehrte lieber ganz ab, als daß sie ihren Gebräuchen entsagt hätten, die sie zudem nach ihrer besten Ueberzeugung für gut und wohl verträglich mit dem Christenthume ansahen. So hatte also die Verbreitung des Glaubens in Indien einen schweren Schlag bekommen, durch eine Maßregel, die durch schlimme Umstände ebenso unvermeidlich geworden war, als sie verderblich wirken mußte. Die Klugheit hätte wohl geboten, lieber selbst gefährliche Gebräuche einstweilen noch zu dulden, als durch deren rücksichtslose und plötzliche Abschaffung das ganze Glaubenswerk zu gefährden. Denn es kam ja nur darauf an, daß die Missionäre den alten Gebräuchen einen neuen christlichen Sinn gaben und die Gläubigen gründlich darüber belehrten, so daß das Volksthümliche in Christliches veredelt, die alte Form mit neuem Geiste belebt wurde, wie dieß auch bei der Bekehrung der germanischen Stämme und überall in alter Zeit der Fall gewesen. Unter dieser

Bedingung, welche die Jesuiten ohne Zweifel gern und gewissenhaft erfüllt hätten, hätte man die alten Gebräuche wohl dulden mögen, bis etwa das Christenthum befestigt gewesen und so auch die äußerlichen Stützen desselben ohne Gefahr hätten weggenommen werden können, wie man ja auch in einer neuerbauten Kirche die Stützen des hohen Gewölbes nicht zu hastig wegnimmt, um nur recht schnell die edlen, reinen Formen zu schauen, sondern zuwartet, bis der Baumeister es für räthlich hält, das unscheinbare Gerüste zu entfernen.

Aber allerdings konnte das Oberhaupt der Kirche nicht anders verfahren, als es gethan, es mußte die Steine des Anstoßes wegräumen, und wenn auch das ganze Gebäude einstürzte. Es ist also nicht den päpstlichen Dekreten [1]) der Ruin der indischen Missionen beizumessen, sondern nur denjenigen, welche aus Eifersucht und Neid, aus Haß und Verblendung aller Art, aus gutgemeintem oder schlechtem Eifer die Sache dahin brachten, daß solche Dekrete unvermeidlich wurden.

Indessen wäre all dieß so gefährlich noch nicht gewesen, und hätte allem Unheil durch die verdoppelten Anstrengungen der Jesuiten wieder abgeholfen werden können, wenn nicht die Europäer mit ihrer unersättlichen Eroberungssucht und ihrer vielgestalteten Schlechtigkeit immer mehr in das Innere von Indien eingedrungen und so täglich mehr den bittersten Haß und die tiefste Verachtung auf sich gezogen hätten. Wie hätte nun die Religion noch Fortschritte machen sollen, da es selbst den Bewohnern des innersten Indiens nicht mehr verborgen bleiben konnte, daß die Missionäre, welche sie für höhere Wesen geachtet hatten, eben auch von dem Geschlechte der elenden Feinde ihres Landes seyen und dieselbe Religion

---

[1]) Wir protestiren feierlich dagegen, daß wir etwa den päpstlichen Beschlüssen zu nahe treten, oder auch nur von der fatalen Unterscheidung der quaestio juris und facti Gebrauch machen wollten.

wie diese hätten. Doch selbst dieß war noch nicht das Aergste. Aber wenn die Indier sehen mußten, wie diejenigen, so sich Christen nannten, und die einzig wahre Religion haben wollten, keineswegs einerlei Religion hätten, sondern selbst unter sich in unversöhnliche Partheien gespalten seyen, wenn sie vernahmen, wie die verschiedenen ketzerischen Secten mit giftiger Wuth in Schriftchen verschiedenster Art die Religion der alten Missionäre verlästerten: wie konnten die Heiden da noch eine Achtung vor dem Christenthume haben? Wahrlich das ist der tiefste Fluch der Ketzerei, daß sie nicht nur in sich selbst, sondern für das Christenthum überhaupt ein Siechthum ist, das seine Kräfte lähmt und dasselbe zum Spott der Heiden macht. Unmächtig war das Ketzerthum dem Götzenthume gegenüber, aber eine Pest [1]) war es auch hier für das Christenthum. Wären die Nationen noch eins gewesen im Glauben, längst wäre wohl Indien christlich, aber selbst zerrissen im Glauben, konnten sie Indien erobern, die eine es der andern entreißen, die Holländer den Portugiesen, die Engländer den Holländern, hingegen der Glaube konnte unter der Herrschaft der Secten nimmer gedeihen. Schlecht waren die Portugiesen, aber sie begünstigten den wahren Glauben, oder bedrängten ihn doch nicht. Die Secten dagegen, was nicht geläugnet werden kann, haßten den katholischen Glauben mehr als das Götzenthum. Während sie gegen das letztere ganz und gar Nichts vermochten, unterließen sie wenigstens Nichts, um die Fortschritte des ersteren zu hemmen, und man muß leider gestehen, daß es ihnen, so viel an ihnen war, vielfach gelungen ist. Wenn sie gleich selber bei den heidnischen Indiern in größter Verachtung standen, und trotz ihrer unermeßlichen Hilfsmittel, mit Ausnahme der katholischen Indier, die sie verführt, fast gar keine Bekehrungen gemacht haben, so haben sie doch ihr Möglichstes dazu beigetragen, das Christenthum

[1]) Es thut uns wehe, daß wir so sagen müssen, aber wir können nicht dafür, daß die Thatsachen solche Worte fordern.

überhaupt noch verachteter zu machen. Da sich zudem die Mittel der Katholiken für fromme Zwecke in der zweiten Hälfte des 18ten Jahrhunderts immer mehr verminderten, und da sie namentlich in Indien fast gar keine Unterstützung mehr erhielten, so wird man nicht unerklärlich finden, daß die indischen Missionen überhaupt in großen Verfall gerathen sind. Vielmehr wird man sich verwundern, daß sich dieselben noch immer erhalten konnten, zumal nachdem vollends der Jesuitenorden gefallen war. Ersetzt konnten die Jesuiten, denen die schönsten Missionen in Indien gehörten, unmöglich werden. Die einheimischen Priester, die an ihre Stellen gesetzt wurden, konnten mit jenen nicht einmal verglichen werden. Was die europäischen Missionäre betrifft, so waren nur wenige geeignet, ihre Stellen in Madura einzunehmen. Es war daher ein Glück, daß die letzten Jesuiten auch nach der Aufhebung ihres Ordens noch einige Zeit lang in Madura bleiben konnten. So gelang es ihnen wenigstens, mit Unterstützung französischer Missionspriester die Mission in einen solchen Stand zu setzen, daß sie auch den letzten Sturm überstehen konnte, nämlich die französische Revolution, die bekanntlich nicht nur die europäische Kirche, sondern auch die entferntesten Missionen tief erschütterte, indem sie denselben die europäischen Priester entzog. Einheimische Priester und Katechisten haben diese Heerde mit der Gnade Gottes erhalten, bis dieselbe nach langen Jahren wieder die unaussprechliche Freude hatte, Hirten aus dem wieder erweckten Orden zu sehen, von welchem diese Heerde so lange und ruhmreich geweidet worden war. Diese fanden auf diesem schönen Gebiete ihrer ehemaligen Arbeiten, Marava, wo einst P. Laynez so große Erfolge errungen hatte, dazu gerechnet, gegen 150,000 Christen, die zwar im Vergleich mit ihren ehmaligen Zuständen in Etwas zurückgesunken waren, aber doch die sichere Hoffnung gewährten, daß sie sich bald auf die frühere Stufe von Christlichkeit wieder erheben würden. Es hat also für diese Mission nach überstandenem Winter ein neuer

Frühling begonnen, und der glücklich erhaltene, jetzt schon sehr ansehnliche Grundstock wird, so hoffen wir, bald sich herrlich entfalten zu einem Baume, dessen zahllose Zweige ringsum Alles überschatten.

2. Missionen in Carnate und Bisnagar.

Es ist unmöglich, genau zu bestimmen, welche Ausdehnung die Missionäre dem Lande Carnate gegeben haben. Nur so viel ist gewiß, daß sie den nördlich von Madura sich weithin ausdehnenden Theil Südindiens unter diesem Namen verstanden haben. Für die Missionsgeschichte aber reicht es hin, zu wissen, daß die carnatischen Missionen sich von Pondichery aus quer durch die Halbinsel und mehrere hundert Meilen nördlich sich erstreckten. Jedenfalls war auch das unter dem Namen Carnate begriffene Missionsgebiet ein so weitläufiges, daß es scheinen will, es sey bei der geringen Zahl von apostolischen Arbeitern in Indien unmöglich gewesen allenthalben in diesem weitläufigen Gebiet Missionen zu begründen. Allein schon sehr frühe bahnten sich muthige Missionäre von verschiedenen Küstenstädten aus den Weg in dieß Land, und durchwanderten dasselbe, das Evangelium predigend. Lange Zeit waren freilich alle ihre Bemühungen, feste Missionen zu begründen, vergeblich, aber wie die Felder vorher durchfurcht werden müssen, um den Samen aufnehmen zu können, so waren es diese Boten Gottes, durch deren Füße das Land gleichsam urbar gemacht und für ihre Nachfolger vorbereitet wurde. Als daher die rechte Zeit zur Aussaat kam, die der Herr bestimmt, fehlte nicht mehr das Gedeihen. Zu dieser Zeit berief der Herr die rechten Säeleute, französische Jesuiten, durch welche die carnatische Mission schnell empor kam. Vorzüglich verdankte die Mission ihren Aufschwung dem berühmten P. Bouchet, der nach reichgesegneter Wirksamkeit in Madura die Leitung der carnatischen Mission übernahm, und gleiches Verdienst theilten seine Gefähr-

ten P. Mauduit und Fontaine. Schon ehe der Obere ankam, hatte P. Mauduit den Grund zu drei Gemeinden gelegt in Caruwepundi, Tarcolan und Punganur, an welche drei Orte sich nun die Missionäre vertheilten. Bei der Ankunft P. Bouchets in Madura, beschlossen die Missionäre, weil sie dieß für nothwendig hielten, in der höchst beschwerlichen Rolle von Sania-brahmanen aufzutreten, und dann machten sie sich alle unverdrossen ans Werk. P. Bouchet wählte für sich die Stadt Tarcolan als Mittelpunkt seiner Thätigkeit. In kurzer Zeit gewann hier dieser Mann, dessen ehrfurchtgebietendes Wesen überall den größten Eindruck machte, ein solches Ansehen, daß ihm einer der vornehmsten Einwohner der Stadt ein in der Nähe gelegenes Wäldchen zum Geschenke machte, in welchem er hinfort als Einsiedler lebte. Alsbald verbreitete sich in der ganzen Gegend der Ruf, daß ein vornehmer Büßer sich bei Tarcolan aufhalte, und es strömten eine Menge Neugieriger nach seiner Wohnung, wo sie über das würdevolle Benehmen, die strenge Lebensart und die Weisheit des Büßers nicht wenig staunten. Zwar säumten die Götzenpriester nicht, ihn als einen Europäer auszuschreien, um ihn dadurch in gänzliche Verachtung zu bringen. Allein sein ganzer Lebenswandel, in welchem auch die genausten Beobachter keine Mackel wahrzunehmen vermochten, machte seine Verläumder zu Schanden. Ja es stieg sein Ansehen von Tag zu Tag, so daß die vornehmsten Beamten und ein Abgesandter des Fürsten selbst ihm ihre Ehrfurcht bezeugten. Noch mehr, in dem kurzen Zeitraume von fünf Monaten hatte er es dahin gebracht, daß eben jener vornehme Mann, der ihm das Wäldchen geschenkt, sich zum Christenthum bekehrte, und eine Menge Volks das Evangelium, das jetzt frei verkündet werden durfte, mit großem Eifer hörte. P. Mauduit hatte in seiner Stadt ebenfalls einen guten Fortgang, und konnte sogar noch in einer andern Stadt eine Gemeinde gründen. Noch besser gelang gleich anfangs die Mission P. Fontaines, der sich schnell die Gunst des Für-

sten von Punganur erwarb und sich solches Ansehen verschaffte, daß er in kurzer Zeit neun vornehme Mitglieder der sonst so stolzen Brahmanenkaste und gegen 100 Personen von vornehmen Ständen für den Glauben gewann. Dieß war wirklich ein großer und seltener Erfolg, denn eben die Brahmanen zu bekehren war von jeher das Schwerste, fast Unmögliche gewesen, und doch konnte nichts bedeutungsvoller für die indischen Missionen seyn, als die Bekehrung solcher Männer, welche dem Christenthum in den Augen der niedrigeren Stände erst ein Ansehen gab, und dieselben gleichsam unwiderstehlich nach sich ziehen mußte.

Solche Anfänge ließen eine reiche Ernte erwarten, und die Erwartung wurde nicht getäuscht, wenn gleich die Missionäre schon im Jahre 1703 eine Verfolgung auszustehen hatten, so daß fast jeder mit P. Mauduit schreiben konnte: „Ich bin geprügelt, verspottet und sammt meinen Katechisten fast zu Tod geschlagen worden. Doch bin ich noch bei Leben, und im Stande Gott zu dienen, wenn nur meine Sünden dieß nicht verhindern.“ — P. Bouchet war sogar mit dem Feuertode bedroht worden, jedoch kamen alle Missionäre mit dem Leben davon, und konnten nun, nachdem sie durch ihre edle Standhaftigkeit dem Evangelium große Ehre gebracht, mit neuem Segen an ihre Arbeit sich machen, für die sie nun auch einen neuen Genossen P. Petit erhielten. In wenigen Jahren hatte sich jeder dieser unermüdlichen Missionäre eine Gemeinde von mehreren Tausend Seelen gesammelt, unter denen sich eine gute Zahl ausgezeichneter Christen befanden, wie z. B. ein Feldoberst, der durch seine Gottes- und Nächstenliebe ein leuchtender Stern dieser neuen Christenheit war. Ueberhaupt waren die Missionäre mit dem Eifer ihrer Neugläubigen sehr zufrieden, und hatten öfters bei den durch den Fanatismus der herrschenden Mohamedaner oder der brahmanischen Christenfeinde entstehenden Verfolgungen Gelegenheit, den Muth und die Standhaftigkeit ihrer Schäflein zu bewundern. Die Trübsale, welche die arme Heerde bald hier, bald dort, auszustehen hatte, waren

aber keineswegs klein, sondern manchmal sehr bitter. Dessenungeachtet hörte man selbst solche, die am meisten leiden mußten, zu den tröstenden Missionären sagen: „Liebster Vater, Ew. Ehrwürden haben keine Ursache, uns zu beweinen. Was haben wir denn gelitten? welcher aus uns ist um Christi willen gestorben, dessen mächtige Gnade uns bisher gestärkt, so daß wir diese geringe Widerwärtigkeit gar leicht ertragen können. Sein Name sey ewiglich dafür gepriesen.“ Wechselseitig ermahnten sie sich zur Standhaftigkeit, und beschämten ebenso durch ihre Standhaftigkeit wie durch ihre Sanftmuth die Verfolger. Und wenn nun die Verfolgung an manchen Orten so heftig wurde, daß die Christen Hab und Gut im Stiche lassen mußten, um mit Weib und Kind in eine andre Gegend sich zu flüchten, so thaten sie es mit großer Freudigkeit, indem sie ihre hohe Zuversicht aussprachen: „Wo wir immer hinkommen mögen, ist unser Gott, der uns hilft.“

Mitten unter solchen Verfolgungen nahm daher der Glaube nur zu, und neue Gemeinden wurden gegründet. Ohnehin waren die Verfolgungen nicht blutig, und konnten sich die Missionäre denselben leicht entziehen, weil es leicht war, von einem der kleinen Fürstenthümer, wo gerade Verfolgung herrschte, sich in ein anderes zu begeben, bis das Ungewitter sich verzogen hatte. Nur die zwei Missionäre Mauduit und Courbeville scheinen dem Haß ihrer Feinde erlegen und an Gift gestorben zu seyn (1714), die übrigen kamen immer, wenn auch nicht ohne schwere Mißhandlung, so doch mit dem Leben davon. Ja manche derselben, wie z. B. Pater Fontaine wurden von indischen und mohamedanischen Landesfürsten stets beschützt und aufs Höchste geehrt, so daß sie vor ihrem Angesicht das Götzenthum zu Schanden machen und das Evangelium verkündigen, hie und da auch den bedrängten Christengemeinden Hilfe verschaffen konnten. Leider erlag dieser vielverdiente Missionär allzufrühe den Mühseligkeiten seines apostolischen Amtes. Aber tüchtige Nachfolger, unter denen besonders P. Aubert und le Gac zu

nennen sind, ersetzten ihn, und vermehrten die Christengemeinden nach und nach um manches Tausend Seelen. Und zwar fanden sich unter denselben nicht wenige Mitglieder der höheren Stände, und es würden sich noch mehrere solche unter der Christenheerde gefunden haben, wenn alle, welche die Wahrheit des Evangeliums erkannt hatten, auch die zeitliche Ehre und Hab und Gut auf's Spiel zu setzen, stark genug gewesen wären. Denn das Wort des Apostels: „Wir sind gleichsam der Auswurf dieser Welt geworden", konnte nirgends mehr gelten, als in Indien und besonders in diesem Theile, wo die Christen mit der Annahme des Glaubens alle weltliche Ehre verloren. Fortwährend waren es daher besonders die niedrigen Volksklassen, welche sich dem Evangelium ergaben, wie denn dasselbe von jeher vorzüglich für die Armen verkündet worden, da leichter ein Kameel durch ein Nadelöhr, als ein Reicher, Vornehmer ins Reich Gottes eingeht.

Trotz allen Verfolgungen und Bedrückungen, und trotz ihrer kleinen Zahl konnten daher die Missionäre schon in den ersten dreißig Jahren 16 Kirchen (die zu Pondichery nicht gerechnet) begründen, und jeder von ihnen zählte eine Heerde von mehreren Tausend Seelen. In der Folge stieg die Zahl der carnatischen Christen bis gegen 80,000 und wenn man die Missionen in dem westlich angränzenden Lande Maissour dazu rechnet, über 100,000, was für die kurze unruhvolle Zeit in der die carnatische Mission europäische Missionäre hatte, gewiß ein außerordentlicher Erfolg zu nennen ist. Zudem war auch der innere Zustand der carnatischen Missionen fortwährend ein guter, die Christen waren gut unterrichtet, und eifrig im Dienste Gottes, wie in Beobachtung des göttlichen Gesetzes.

Um so mehr war es daher zu bedauern, daß diese Mission, da sie kaum aufzublühen begonnen hatte, von den wilden Frösten betroffen wurde, unter denen die indischen Missionen überhaupt dahinwelkten.

Es konnten zwar auch nach Aufhebung des Jesuitenordens noch einige Mitglieder dieser Gesellschaft auf ihren Posten blei-

ben, und nach ihrem Tode thaten die Priester aus dem Seminar der auswärtigen Missionen ihr Möglichstes, um die carnatischen Christengemeinden in gutem Stand zu erhalten; aber es war einmal eine Verwirrung in dieselben gekommen, die sich von Tag zu Tag mehrte, so daß nur mehr Rückschritte möglich waren. Im Jahre 1802 gab es für diese weitausgedehnte Mission nur noch etwa 20, meist abgelebte Priester, welche ihrem Amte kaum mehr vorstehen konnten. Diese Zahl nahm aber noch fortwährend ab, bis in der neuesten Zeit wieder Verstärkungen ankamen. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn in einem Zeitraum von zwei Generationen die Zahl der carnatischen Christen um die Hälfte sich vermindert und auch die innern Zustände derselben sich bedeutend verschlimmert haben. Doch, Gott sey Dank, bereits hat wieder eine neue bessere Periode für diese Missionen, die unter dem apostolischen Vicariat von Pondichery stehen, begonnen, und es ist zu hoffen, daß die vortrefflichen französischen Missionäre, denen sie anvertraut sind, dieselben wieder emporbringen werden. Einstweilen haben sie übrigens genug zu thun, um die bereits bestehenden Gemeinden, die immer noch sehr beträchtlich sind, wieder zu haben. Dann erst werden sie ihren Unternehmungen eine weitere Ausdehnung mit Erfolg zu geben vermögen.

Unter den carnatischen Missionen sind diejenigen noch nicht begriffen, welche in dem Reiche Bisnagar oder Narsinga bestanden. Man könnte dieselbe zu den carnatischen rechnen, was von einigen Missionären geschehen ist, von andern nicht. Eine scharfe Abgränzung zwischen den Missionen von Carnate und den bisnagarischen zu machen, ist unmöglich, weil die Missionäre selbst keine gegeben haben. Nur so viel ist klar, daß unter den bisnagarischen Missionen die nordöstlich von der Stadt des h. Thomas, Meliapour (in der Nähe von Madras) sich ausdehnenden Missionen verstanden worden sind. Während die carnatischen von dem südlicher gelegenen Pondichery ausgingen und sich mehr in das innere Land hinein erstreckten, hatten die bisnagarischen zum Ausgangspunkte Me-

liapour, und hatten mehr die Richtung nach Norden hin als gegen das westliche Land. Es ist übrigens von diesen Missionen nicht viel zu sagen. Schon vor der Ankunft der Portugiesen hatte es in diesen Gegenden viele schismatische Christen gegeben, welchen Meliapour als der Ort, wo der h. Apostel Thomas gemartert worden, und wo sie noch viele Heiligthümer von ihm zu haben glaubten, eine heilige Stadt war. Auch setzten sich frühzeitig in Meliapour, weil es einer der bedeutendsten Handelsplätze war, sehr viele Portugiesen fest. Da also die Zahl der Gläubigen schon an sich nicht unbeträchtlich war, und sich aus der Zahl der Schismatiker und Heiden durch den Eifer tüchtiger Ordensleute täglich vergrösserte, so konnte schon im Jahr 1606 ein Bisthum von Meliapour errichtet werden, welches übrigens nie recht zur Blüthe kommen wollte. Denn obwohl die Portugiesen nichts für dasselbe thun wollten und weder ein Kapitel noch ein Seminarium in demselben dotirten, so maßten sie sich doch fortan das Ernennungsrecht der Bischöfe an, und es schien ihnen eigentlich an Nichts gelegen zu seyn, als daran, Bischöfe für Meliapour ernennen zu können. Ob das Christenthum hier gefördert werde, war ihnen ganz gleichgiltig. Statt daß sie daher fremde Missionäre unterstützt hätten, suchten sie vielmehr durch alle möglichen Mittel alle diejenigen zu vertreiben, welche nicht Portugiesen waren, obwohl nirgends eine große Zahl von Missionären so nothwendig gewesen wäre, als in diesem weitläufigen Gebiet. Es hatte daher in der Regel der Bischof nur wenige portugiesische Cleriker, die unmöglich, wenn sie auch besser gewesen wären, als sie in der Regel waren, ihrer Aufgabe gewachsen seyn konnten. Meistens kamen diese Leute aus Goa, wo anerkanntermaßen die schlechtesten Weltpriester und Mönche waren. Es ist daher leicht einzusehen, warum das Christenthum in diesen Gegenden nicht die Fortschritte machte, die es vermöge der Umstände leicht hätte machen können. In der That müßten wir wahrlich die Fortschritte unbegreiflich finden, die es wirklich gemacht hat,

wenn wir nicht wüßten, daß mehrmals sehr gute Bischöfe, namentlich aus dem Jesuitenorden auf den Stuhl von Meliapour kamen, und daß unter ihnen, namentlich durch Mitglieder ihrer Gesellschaft, das Missionsgeschäft etwas rüstiger betrieben werden konnte. Tüchtige Arbeiter in diesem Weinberge waren auch die Väter Kapuziner, welche in der den Engländern gehörigen Stadt Madras, die allmälig so außerordentlich bedeutend geworden, ihren Sitz hatten. Auch gab es immer wieder einen und den andern portugiesischen Priester, der im Bekehrungsgeschäfte etwas Erkleckliches leistete. Es hat sich daher die Zahl der Gläubigen bis über 200,000 erhoben, was übrigens eine höchst unbedeutende Zahl ist, wenn man erwägt, daß gerade in diesem Gebiet von jeher außerordentlich viele europäische Ansiedler gewesen, die sich natürlich im Laufe von mehr als zwei Jahrhunderten sehr vermehrt haben, so daß man für jedes Jahr nur eine geringe Zahl von eigentlichen Bekehrungen rechnen darf. Da zudem der moralische Zustand der Christengemeinden in diesen Gegenden nie ein recht blühender gewesen, so kann man ohne Anstand diese Missionen zu den mangelhaftesten rechnen, welche einer tüchtigen Reform bedurften, um sich wieder zu erheben. Zu Verschlimmerung des Uebels hatte wesentlich beigetragen, daß die Bischöfe von Meliapour seit langer Zeit gar keine rechtmäßigen Bischöfe mehr, sondern nur Eindringlinge gewesen, die im offenen Zwiespalt mit dem heil. Stuhle standen, so daß es also in der letzteren Zeit hier zweierlei Schismatiker, alten und neuen Schlags, neben den Katholiken gab. Obwohl nämlich die Portugiesen in diesen Gegenden längst nichts mehr zu gebieten hatten, so fuhren sie doch fort Bischöfe zu schicken, welche nichts weniger als solche waren, und die sich zum einzigen Geschäfte machten, die apostolischen Vicare und die unter dieselben gestellten Missionäre zu verfolgen. Es war daher, wenn diese Missionen, in denen sich noch gegen 100,000 Katholiken befinden, nicht zu Grunde gehen sollten, unumgänglich nothwendig, daß der heil. Stuhl auch

das Bisthum Meliapour aufhob, und denjenigen Theil seines Gebiets, der nicht schon an das apostolische Vikariat von Pondichery oder Bengalen vergeben war, dem apostolischen Vikar von Madras gegenwärtig, Msg. D. D'Connor, übertrug.

Durch diese entscheidende Maaßregel (1838) haben diese Missionen einen neuen Aufschwung bekommen, und es steht zu erwarten, daß wenigstens die indisch-portugiesischen Schismatiker, die bloß aus Unwissenheit fehlen, sich bald mit der Kirche versöhnen und dann auch die Missionen unter den Heiden, durch den Eifer der irischen Missionäre, welchen dieser Theil des göttlichen Weinbergs anvertraut ist, schönere und größere Erfolge haben werden.

1. Missionen in Mogor[1]) oder im eigentlichen Hindostan.

In dem eigentlichen Hindostan, dem nördlichen Theile Indiens, konnten die Missionsversuche keine großen Erfolge haben, weil in diesem unermeßlichen Gebiete fast durchaus die mohamedanischen Mogoren oder Mongolen herrschten, welche seit Jahrhunderten dasselbe unter ihr Joch gebeugt hatten. Zwar machten die Mogoren kaum ein Hunderttheil der unzähligen Bevölkerung aus, die größtentheils in das gräulichste Heidenthum versunken war, und es könnte somit scheinen, daß im Ueberflusse Heiden zur Bekehrung vorhanden gewesen seyen. Allein gerade in diesen Gegenden, in der Nähe des heiligen Flusses der Hindus (Ganges), in der Umgebung der gräulichsten Götzentempel, wo das Volk nicht nur durch harte Sieger gänzlich niedergedrückt, sondern im Pfuhle der Götzengräuel gleichsam erstickt war, konnte unmöglich eine große Empfänglichkeit für das Evangelium sich finden. Und da zudem die verstockten Brahminen nirgends eine größere

---

[1]) Vgl. *Paulinus a S. Bartholomaeo*, carm. disc. India orient. christ. Romae 1794.

Macht hatten, als in diesen Gegenden, wie denn überhaupt die Priester eines unterdrückten Volks den meisten Einfluß besitzen: so ist leicht einzusehen, daß der Ausbreitung des Glaubens nirgends größere Hindernisse in den Weg treten konnten, als eben hier.

Dessenungeachtet haben doch Missionäre verschiedener Orden diese Länderstriche durchwandert und an den verschiedensten Punkten derselben Vieles gewirkt und noch mehr geduldet.

Der Vorrang gebührt auch hier den Jesuiten, und wenn ihre Erfolge ihren Bemühungen nicht entsprochen haben, so waren wenigstens ihre Plane großartig angelegt. Während die Theatiner [1]) in dem südlichen Golconde sich vergeblich abmühten, und die Carmeliten an den Mündungen des Indus, und später in Surate und Bombay, wo sie die goanischen Mönche und Weltpriester ersetzten, mäßige Früchte einernteten, hatten es die Jesuiten geradezu auf die Bekehrung des großen Kaisers von Mogor abgesehen. Man muß allerdings gestehen, daß sich ihnen ein solcher Plan, durch günstige Umstände gleichsam aufdrang. Allein daß sie ihn gefaßt, und das Möglichste zu seiner Verwirklichung gethan, wird ihnen stets zum Ruhme gereichen. Die günstigen Umstände waren übrigens folgende. Der weise Kaiser Echebar, der gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts Mogor beherrschte, war gegen den Glauben seines Stammes, den Mohamedanismus allmälig sehr eingenommen worden und fühlte in sich einen starken Drang nach Erforschung der wahren Religion. Alles was er bisher von der christlichen Religion gehört hatte, brachte ihm eine sehr gute Meinung von derselben bei, so daß er nichts sehnlicher wünschte, als sie näher kennen zu lernen. In dieser Absicht hatte er schon einmal eigens einen wohlunterrichteten Christen herbeigerufen, um

---

[1]) Diese Ordensgeistlichen haben es nicht an Missionsbemühungen fehlen lassen, zwei dicke Foliobände geben Zeugniß davon, aber sie waren nirgends so glücklich, als eifrig, weßhalb sie nur im Vorbeigehen genannt werden können.

sich mit ihm über den christlichen Glauben näher zu besprechen, und als nun fast zu derselben Zeit eine portugiesische Gesandtschaft an seinen Hof kam, deren Haupt, Antonius Capral, sich nebst den Handelsinteressen vorzüglich angelegen seyn ließ, dem Kaiser das Christenthum zu empfehlen, so wünschte der Monarch einen Priester zu haben, um sich vollkommen über diesen Glauben belehren zu lassen. Zu diesem Zwecke rief er einen von den damals in Bengalen eifrig wirkenden Augustinermissionären an seinen Hof. Dieser folgte gerne dem Ruf Echebars und that auch was er konnte, um denselben zur wahren Erkenntniß zu bringen, für welche er in seinem kaiserlichen Lehrling eine nicht geringe Empfänglichkeit zu bemerken glaubte. Da er aber wahrnahm, wie seine Kräfte für die Bekehrung des Kaisers nicht ausreichten, so gab er demselben zu verstehen, daß zu Goa viele hochgelehrte und seeleneifrige Männer wären, welche sich von dem glorreichen Namen Jesu nenneten, denselben in ganz Indien verkündigten, und viel geeigneter seyen, als er selbst, um den König vollkommen zu unterrichten, und seine ganze Wißbegierde zu befriedigen. Begierig, solche Lehrer bei sich zu haben, fertigte Echebar augenblicklich einen Gesandten an diese Männer, die Jesuiten zu Goa, mit folgendem Einladungsschreiben ab:

„Ehrwürdige Väter von St. Paul (so hießen die Jesuiten in Indien von ihrem Collegium St. Paul zu Goa). Um Euch meine aufrichtige Liebe und Zuneigung hiemit kund zu machen, habe ich meinen Gesandten zu Euch geschickt mit dem Begehren, Ihr möchtet mir aus Eurem Orden zwei gute und in der h. Schrift wohlerfahrene Lehrer sammt den vornehmsten Büchern des evangelischen Gesetzes senden. Denn ich bin sehr begierig, dasselbe zu erfassen und zu ergreifen. Darum bitte ich Euch nochmals, mir sobald als möglich einen oder den andern aus Eurer Gesellschaft zu schicken, wobei Ihr überzeugt seyn dürft, daß ich dieselben mit den gebührenden Ehren empfangen und an ihrer Gegenwart, so wie an ihren Lehrgesprächen mi

mir das größte Wohlgefallen haben werde.“ — Solche Botschaft erregte die schönsten Hoffnungen, und die Obern der Jesuiten säumten nicht, drei vortreffliche Männer, den P. Rudolph Aquaviva, aus herzoglichem Geschlecht, nebst den PP. Antonius Montferrat und Franziscus Fernandez zu Echebar zu senden (1580).

Unter den höchsten Ehrenbezeugungen wurden sie von dem Könige, der sie kaum hatte erwarten können, vor einer glänzenden Versammlung empfangen; bereits hatte Echebar solche Ehrfurcht vor dem Christenthum, daß er nicht nur dem Evangelienbuche, welches die Missionäre überreichten, sondern auch dem Bildnisse des Heilandes und der heiligsten Jungfrau, nach Landessitte, huldigte. Mit großer Aufmerksamkeit wohnte derselbe sodann den gelehrten Kämpfen bei, welche er zwischen den mohamedanischen und christlichen Lehrern veranlaßte, und bei denen er stets den Christen den Sieg zuerkannte. Da er aber hinsichtlich seiner wirklichen Bekehrung keineswegs den entschiedenen Eifer zeigte, welchen die Missionäre erwartet hatten, so beschloß ihr Oberer Aquaviva, mit rückhaltloser Freimüthigkeit in den Kaiser zu dringen, daß derselbe sich sein Heil einmal ernstlich angelegen seyn lasse. Bei dieser Gelegenheit bewies sich Echebar so, daß es schien, er werde nur noch durch Staatsgründe abgehalten, dem wahren Glauben sich ganz und gar zu ergeben. Begierig hörte er christlichen Unterricht, gab auch den Wahrheiten des Glaubens fast durchaus Beifall und schien so überhaupt nicht mehr weit vom Reiche Gottes zu seyn. Er wies sogar den Missionären bei Hof eine Wohnung an, überließ ihnen ebendaselbst einen passenden Ort, um eine Kapelle zu errichten, in der er öfters mit großer Ehrfurcht erschien, ja er übergab ihnen auch seinen zweiten Sohn zum Unterrichte, und fügte eines Tages, als dieser bei einer Lesung mit den Worten begann: „Im Namen des Vaters,“ schnell hinzu: „Und Jesu Christi, des wahren Propheten und Sohnes Gottes.“ Zudem erlaubte er auch (und dieß war sehr wichtig,) seinen Unterthanen, der christlichen Lehre ungestört beizuwohnen und

sie frei annehmen zu dürfen. Aber bei all dem kam er nicht zur Entschließung, denn es fehlte ihm der Grund- und Eckstein aller Bekehrung, die Vollkraft der göttlichen Gnade, die bei ihm, weil er Alles mit seinem Verstande ergründen, dagegen die Lust und Menschenfurcht nicht aus seinem Herzen entfernen wollte, keinen rechten Eingang finden, daher auch nur unvollkommene Wirkungen hervorbringen konnte. Er wollte Christ werden, aber nicht der Eitelkeit des Verstandes, noch der Vielweiberei entsagen, und darum konnte er nicht. Indeß schon die Zuneigung des Königs zu dem Worte Gottes war für dasselbe von großem Vortheil. Denn die Missionäre konnten wenigstens den göttlichen Samen unter dem Volke ausstreuen. Sie fanden übrigens für denselben einen weit empfänglicheren Boden bei den unterdrückten indischen Heiden, als bei den verstockten, und weil herrschenden, so höchst hochmüthigen Mohamedanern. Da nun aber ihren Bemühungen von allen Seiten fast unübersteigliche Hindernisse in den Weg gelegt wurden, und der Eifer des Kaisers immer mehr erkaltete, je geschäftiger die Feinde des Christenthums waren, alles Unheil, das gerade damals über das Reich gleichsam hereinfluthete, auf die Zuneigung des Monarchen für das Christenthum zu schieben: so hielten es die Missionäre, die wohl wußten, daß sie dem Kaiser theuer waren, für angemessen, um ihre Entlassung zu bitten, und endlich wirklich ihren Abschied zu nehmen, in der Hoffnung, auf diese Weise den Eifer Echebars wieder aufzufrischen. Allein er ließ sie ziehen. Jedoch regte sich in ihm bald wieder neue Sehnsucht nach den Missionären, weßhalb er ebenfalls Gesandte nach Goa schickte, um die Missionäre wieder zu sich einzuladen.

Aber Aquaviva war unterdessen auf einer andern Missionsreise, die er von Goa aus unternommen hatte, mit vier Genossen um des Glaubens willen erschlagen worden. Es wurden daher andere Männer zu Echebar geschickt, die jedoch, weil sie anderwärts besser wirken zu können glaubten, bald wieder seinen Hof verließen. Noch immer konnte übrigens

dieser von einem guten Geist zum Heil gezogene, und von einem bösen wieder zurückgeworfene Fürst die Missionäre nicht entbehren. Alsbald verlangte er daher wieder neue, die ihm nicht abgeschlagen wurden, weil man nie die Hoffnung auf eineBe kehrung aufgeben wollte, die von unberechenbaren Folgen gewesen wäre.

Er erhielt die Väter Hieronymus Xavier, Emmanuel Pigneiro und Benedictus a Goës, die allerdings ebenso wenig wie die früheren, das Glück hatten, den König zu bekehren, aber doch sich seiner besonderen Gunst erfreuten, und volle Freiheit der Glaubensverkündigung genossen. Auf diese Weise konnten sie wenigstens unter dem Volke die Früchte ärndten, welche ihre Vorgänger gesäet hatten.

Die reichsten Früchte gab das jugendliche Alter, indem in der mit königlicher Erlaubniß errichteten Schule vielen Jünglingen mit den Grundsätzen der portugiesischen Sprache die Grundlehren des Christenthums eingepflanzt wurden, so daß sie ohne Furcht und Scheu allen falschen Glauben verwarfen und den Christenglauben bekannten. Schwerer ging es schon bei den älteren Leuten, welche für die höheren Glaubenswahrheiten ganz unempfänglich zu seyn schienen: Indessen wurden doch auch von diesen Manche von der Kraft göttlicher Gnade bewältigt, so daß sie dem Worte der Missionäre Gehör gaben. So in der Stadt Lahore, wo der unermüdete P. Pigneiro sogar mehrere sehr vornehme mohamedanische Mogoren und auch einige Mitglieder der Brahminenkaste nebst vielen Leuten aus dem gemeinen Volk der Kirche einverleiben konnte. Gleichen Fortgang hatte der Glaube in der Hauptstadt Agra, in welcher Hieronymus Xavier mit größtem Eifer arbeitete. Wie P. Pigneiro ließ auch er nichts unversucht, was auf die Heiden einen wohlthätigen Eindruck machen konnte. Namentlich bediente er sich bildlicher Darstellungen, z. B. schöner Krippelein u. dgl., um den Heiden die Wahrheiten des Heils beizubringen, weil er wohl wußte, daß auf die Morgenländer bei ihrer lebendigen Ein-

bildungskraft eine solche Veranschaulichung mehr wirke, als die kunstvollste Beweisführung. Durch dieses Mittel bekam er wirklich einen großen Zulauf, und wenn auch nicht alle Schaulustigen heilsbegierig waren, so geriethen doch manche derselben fast unwillkührlich in Christi Netz. Bei andern, und selbst bei den vornehmsten Personen erwarb er dem Christenthum wenigstens einen gewissen Grad von Gunst, bei welcher dasselbe eine Zeit lang ruhig fortschreiten konnte.

Einzelne Stürme, die sich gegen die Neugläubigen von Seiten ihrer heidnischen Verwandten erhoben, wurden durch die obrigkeitlichen Personen selbst gedämpft, und selbst wenn einzelne hohe mohemedanische Beamte gegen die freimüthigen Prediger, die in offener Kirche die Lehre Mohameds verwarfen und die Jesu Christi als die einzig wahre erwiesen, voll Zorn entbrannten, so konnten sie denselben doch nichts anhaben, da sie durch königliche Freibriefe geschützt waren. Es befestigte sich vielmehr die Mission immer besser, und wankte auch bei des Königs Tode nicht, der 1605 erfolgte. Der große Monarch war in seiner Unentschiedenheit und Religionsgleichgiltigkeit dahin gestorben, wenn er gleich bis an's Ende immer auf's Neue dem christlichen Glauben nachgeforscht. Er fand denselben vortrefflich, nur wollte er das Uebernatürliche desselben nicht glauben. Wenn aber so das Christenthum nicht zu seinem Heile, sondern zu seinem Verderben gereichte, so war er doch für dasselbe eine Stütze in seinem Reiche gewesen. Gerade so war es wenigstens eine Zeit lang sein ihm in allen Stücken sehr ähnlicher Sohn Selymus. Dieser Fürst war zwar sehr wankelmüthig, und zeigte daher auch eine Zeit lang eine große Vorliebe für den mohamedanischen Glauben, so daß er sich das Licht desselben nannte; und während dieser Zeit hatten dann die Christen gar Manches zu leiden. Allein diese Vorliebe machte bald wieder einer gänzlichen Gleichgiltigkeit Platz, ja er wendete seine Gunst schnell wieder den Christen zu, und hatte an Nichts größere Freude, als wenn einer der Missionäre, denen er neben sich den

Ehrenplatz anwies, vor öffentlicher Versammlung die mohamedanischen Gesetzeskundigen zu Schanden machte.

Fast ungestört konnte sich daher der Glaube immer weiter in diesem Reiche ausbreiten, und wenn er gleich wegen der großen Unempfänglichkeit dieses Volks keine außerordentlichen Eroberungen machte, so gewann er doch immer mehr Boden und im Verhältniß zu den wenigen Missionären war die Zahl der Bekehrungen, die in jedem Jahre gemacht wurden, groß zu nennen. Der katholische Gottesdienst wurde überall mit großer Pracht und ganz öffentlich nicht ohne Bewunderung der Heiden ausgeübt, und auch die Sitten der Gläubigen waren gut, so weit dieß in einem Lande seyn konnte, wo sie von mohamedanischen und heidnischen Gräueln umringt waren. Ansehnlich waren die Gemeinden von Agra, Delhi und Lahore, und wenn es nicht so sehr an Arbeitern gemangelt hätte, hätte das Christenthum in diesen Gegenden eine große Ausdehnung gewinnen müssen. Hatten es ja doch schon die wenigen Missionäre dahin gebracht, daß die Besatzung der Stadt Lahore großentheils aus Christen bestand, in deren Fahnen das Kreuzeszeichen herrlich prangte.

Dieses siegreiche Zeichen wurde übrigens von den Missionären nicht nur in den genannten Städten aufgerichtet, sondern sie trugen dasselbe bis in die äußersten Provinzen des mogorischen Reichs bis nach Kabul, Bochara und bis an die äußersten Grenzen Bengalens [1]). Ueberall in diesen Ländern die selbst wieder beträchtliche, aber abhängige Reiche bildeten, besonders aber in den Königreichen Odipor, Marbar und Amber streuten sie mit Segen den göttlichen Samen aus, so daß z. B. im letztgenannten Reiche, dessen Fürst den Missionären sehr günstig war, gegen 600 Hofbediente den Glauben bekannten.

Doch waren alle diese Bekehrungen erst Anfänge, kleine Anfänge im Vergleich zu dem ungeheuren Bekehrungswerk, das hier die Aufgabe bildete und vielleicht noch Jahrhunderte

---

[1]) Vgl. P. Tieffenthaler histor. geogr. Beschr. von Hindustan.

lang ungelöst bleiben wird. Schon damals, als die Jesuiten noch wirkten, stellten sich ihnen hier ungeheure Hindernisse entgegen, unter denen die fortwährenden Kriegsverwirrungen die geringsten waren. Allerdings ist heut zu Tage die Macht der Mohamedaner, welche dem Christenthum auch in diesen Gegenden am meisten im Wege stand, gebrochen, aber der Haß der Besiegten gegen die christlichen Unterdrücker, die meist nur dem Namen nach noch Christen sind, und die gänzliche Erschlaffung des indischen Volks dürfte heutigen Tags noch schwerer zu überwinden seyn, als es früher die fanatische Halsstarrigkeit der herrschenden Mohamedaner gewesen. Die Jesuiten hätten vielleicht mit der Zeit große Erfolge erringen mögen, aber mit der Aufhebung ihres Ordens geriethen die mogorischen Missionen in ein fast unaufhaltsames Verderben, obwohl die Väter Capuziner, welche seit 1742 von Thibet [1]) aus, wo sie sich nicht mehr halten können, neben den Jesuiten in Mogor wirkten, auch nach ihnen noch blieben und zum Theil ihre Stellen einnahmen. Als nun aber die Mission zur Zeit der französischen Revolution auch keine Kapuzinermissionäre mehr bekam, so verfiel sie fast ganz, und sie wäre wohl völlig zu Grunde gegangen, wenn nicht der heilige Stuhl den verlassenen Christen bei dem Eintritt einer bessern Zeit durch die Absendung neuer Missionäre aus dem Kapuzinerorden, mit einen apostolischen Vikar (von Hindostan) an der Spitze, Rettung gebracht hätte. Ungefähr 6000 Christen werden von ihnen besorgt, Keime für eine reichere Ernte in der Zukunft.

Bereits sind auch die Jesuiten wieder in einem Theile des alten Mogor, in Bengalen, und zwar auf Verlangen der protestantischen, englischen Regierung erschienen, und es ist

---

[1]) Es muß hier von dieser Mission bemerkt werden, daß sie 1707 unter P. Horatius della Penna einen hoffnungsvollen Anfang genommen, aber in ihrem Fortgange den Hoffnungen nicht entsprach. Indessen gibt es doch in Thibet mehrere tausend Katholiken, und die neue Kapuzinermission, die in der jüngsten Zeit in dieß Land gegangen, läßt nach neuesten Berichten viel Gutes erwarten.

zu hoffen, daß sie von Calcutta aus große christliche Eroberungen machen werden. Die Missionen des alten Mogor bilden jetzt drei apostolische Vikariate, das von Hindostan-Thibet, das von Bengalen, und das von Bombay. Die wenigsten Katholiken sind allerdings in dem erstgenannten. Aber die schlechtesten sind in dem von Bengalen, wo die portugiesischen Augustinermönche seit langer Zeit her eine üble Wirthschaft geführt haben, und jetzt noch nichts Besseres zu thun wissen, als gegen die in neuster Zeit vom heil. Stuhl gesendeten Missionäre schismatische Umtriebe zu machen. Trotz dem wird übrigens die Christenheit dieser Gegenden durch die eifrigen neuen Missionäre bald wieder emporkommen, und die 20,000 Katholiken, welche dort jetzt schon gezählt werden, müssen sich bald vermehren, sind übrigens jetzt schon hinreichend, um den in Calcutta hausenden Secten gegenüber, die mit Unfruchbarkeit geschlagen sind, Zeugniß zu geben von dem Segen, der auf der katholischen Glaubensverkündigung allein ruht.

In dem apostolischen Vikariat von Bombay auf der westlichen Küste Indiens zählt man ebenfalls bereits über 20,000 Katholiken, unter welchen sich eine große Zahl bekehrter Heiden befindet. Ihre Bekehrung verdanken sie hauptsächlich den eifrigen Vätern Carmeliten, die bis auf den heutigen Tag eine gesegnete Wirksamkeit in diesem nordwestlichen Theile Indiens haben. Zu diesem Vikariate gehören die Katholiken von der Insel Salsette, auf welcher besonders die Jesuiten in früherer Zeit blühende aber gefahrvolle Missionen gehabt hatten. Rechnet man die auf dieser Insel und in einigen Küstenstädten befindlichen Katholiken, welche in neuester Zeit dem Vikariat von Bombay zugewiesen worden sind, zu der oben angegebenen Zahl, so erhebt sich dieselbe bis gegen 50,000, und es ist also die Zahl der Bekehrten des nördlichen Indien, wenn gleich im Verhältniß zu der Unzahl von Heiden gering, doch beträchtlich genug, wenn man erwägt, daß auch eine einzige Seele unendlichen Werth hat.

Auch jetzt noch wie früher gibt es in Nordindien mehrere einheimische Priester, und seit die edle Fürstin Maria Somru von Sirdhana, eine bekehrte Mohamedanerin (in deren kleinem Gebiet viele und vornehme Katholiken leben und eine der schönsten Kirchen Asiens ist), ein eigenes Seminar gestiftet hat, läßt sich erwarten, daß sich die Zahl eingeborner Priester bald mehren werde. Wenn also auch die Missionen Hindostans noch immer erst Anfänge sind, so berechtigen doch dieselben nach den jetzigen Umständen zu schönen Hoffnungen die sich mit Gottes Gnade erfüllen werden.

4. Missionen auf der Insel Ceylon.

Unter allen indischen Missionen verdient die auf der gewürzreichen, herrlichen Insel Ceylon eine besondere Beachtung, nicht nur wegen ihrer raschen und großen Erfolge, sondern fast mehr noch wegen ihrer wunderbaren Erhaltung während einer langjährigen tyrannischen Verfolgung durch den Sectenhaß der holländischen Krämernation. In keiner Mission hat sich der himmelweite Unterschied zwischen katholischen Missionären und Sectenprädikanten so auffallend ins Licht gestellt, wie hier. Wir müssen deßhalb von der Geschichte dieser Mission vorzüglich diejenige Partie hervorheben, welche in der genannten Beziehung besondere Wichtigkeit hat, weil gerade hierin das Interessante und Eigenthümliche derselben liegt.

Die Entstehungsgeschichte der Kirche von Ceylon ist höchst einfach. Wie wir nämlich schon früher gesehen haben, so war es der Ruf des heil. Xaverius, welcher viele Bewohner Ceylons bewog, ihn zu sich einzuladen. Der Heilige konnte ihrem Wunsche nicht willfahren, schickte ihnen aber einen andern Missionär, der zuerst auf der Insel Manaar große Bekehrungen machte, von wo aus sich dann der Glaube, begossen durch Märtyrerblut schnell auf die benachbarte grössere Insel Ceylon verbreitete. Der König von Jaffanapatan hatte gegen das Christenthum gewüthet, mußte nun aber sehen,

wie sein eigner Sohn diesem Glauben sich hingab, und wie trotz seinem Hasse diese neue Religion immer mehr um sich griff, gleich einem Feuer, in das man, um es zu löschen, Oel gegossen. Zwar wurde der Wuth des Tyrannen nicht alsogleich, wie Xaver es gewünscht, gesteuert, aber es ereilte ihn dennoch die Rache des Himmels, und während er, der Unterdrücker, unterging, erhob sich siegreich der unterdrückte Glaube. Zuerst waren es Franziskaner, die sein Banner auf der Insel von Ort zu Ort trugen, und ihnen, die zu wenige waren, gesellten sich bald mehrere äußerst thätige Jesuiten bei, welche besonders im nördlichen Theile der Insel große Fortschritte machten, während die Franziskaner im Süden den Glauben verbreiteten.

So fielen allenthalben die Götzentempel, an ihrer Stelle erhoben sich stattliche Kirchen, und trotz aller Hindernisse und Verfolgungen, bei welchen gar manche Missionäre, z. B. die Jesuiten Joh. Metella, L. Pelingottus, Matthäus Fernandez, Bernardin Peccius, A. Sociro (1616—1637) gemartert und auch die Gläubigen hart bedrängt wurden, wuchs die Zahl der Gläubigen von Jahr zu Jahr. Bis in die innersten Landstriche mußte sich das Heidenthum zurückziehen, und auch dort schien bereits die Axt an seine Wurzel gelegt zu werden.

So viel hatte der katholische Glaube in einem Lande vermocht, in welchem der gräulichste Götzendienst geherrscht. Aber die „evangelischen“ Holländer bemächtigten sich Ceylons, und was thaten diese „evangelischen“ Krämer? Sie werden wohl ihrem Evangelium den Sieg verschafft haben? Weit gefehlt, sie waren nichts als Krämer, und dann — fanatische Sectirer. Darum glaubten sie die katholische Religion ächten und zur Herstellung des Götzenthums ihr Möglichstes beitragen zu müssen. In dieser edeln, ketzerischer Krämer ganz würdigen Absicht, erlaubten sie fürs Erste denjenigen, welche zum alten Heidenthum zurückkehren wollten, dieß zu thun, und ließen eigens buddhistische Götzenpfaffen aus Siam her-

beiholen, um dem Götzenthume wieder aufzuhelfen. Fürs zweite aber, und das war ihnen die Hauptsache, vertrieben sie mit recht unevangelischer Rohheit die katholischen Priester und Bischöfe, und verboten den katholischen Eingebornen, sich zu religiösen Zwecken zu versammeln. Man würde ihnen aber Unrecht thun, wenn man glaubte, daß dieß Alles gewesen. Vielmehr nach dem alten Grundsatz der Secten, daß es besser und bequemer sey, Katholiken durch Druck und Trug aller Art zu bethören und zu verkehren, als Heiden zu bekehren, setzten sie ihre Ehre nicht in das Letztere, sondern boten Allem auf, um in jener Hinsicht die größten Erfolge zu erzielen. Aber so unmächtig war das Sectenvolk, daß es trotz aller Tyrannei weder den geächteten katholischen Glauben auszurotten, noch auch die Sectenreligion fest begründen konnte. Hundert und fünfzig Jahre lang war hier die Kirche gewaltsam unterdrückt, und doch ging sie nicht zu Grunde. Während dieser langen Zeit hatten die armen Katholiken keine andre geistliche Hilfe, als die, welche sie von Zeit zu Zeit durch unerschrockene meist indische Priester aus dem Orden des heil. Philipp Neri erhielten, indem diese trotz aller Lebensgefahr, so oft sie konnten, in Ceylon landeten, um dann, von Freudenthränen bewillkommt, von Haus zu Haus zu wandern, und den Trost der Religion und die heil. Sakramente den Gläubigen zu spenden. Sobald man nur Verdacht auf einen Ankömmling hatte, daß er ein Priester seyn könnte, wurde ihm nur unter der Bedingung die Landung gestattet, daß er von einer militärischen Wache immer begleitet werden sollte. So ging es dem Missionär D. Pedro Cubero Sebastian, der übrigens dennoch bei Mitternacht seine Wächter täuschte, die Gläubigen versammelte und ihnen die Sakramente spendete, aber auch, sobald die Sache ruchbar wurde, sogleich verbannt, und als er an einer andern Seite der Insel landete, noch strenger bewacht wurde. Nicht immer beschränkten sich übrigens die Holländer auf solche Maaßregeln, wie wir aus der Geschichte des ruhmwürdigen Ceyloner Mis-

sionärs Joseph Vaz ersehen [1]). Dieser apostolische Mann hatte einmal in der Christnacht eine Gemeinde versammelt, um die heil. Messe zu feiern. Da wurden plötzlich die Thüren eingeschlagen, Schergen drangen ein, und die ganze Versammlung wurde ins Gefängniß geschleppt. Am andern Tage, nachdem sie schon mancherlei Mißhandlung ausgestanden, wurden zwar die Weiber entlassen, und auch der größte Theil der Männer nur mit Geldbußen gestraft, aber acht der Angesehensten wurden zurückbehalten und sieben von ihnen nach harter Peitschung zu Ketten und lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt, der achte hingegen, weil er früher zur Gemeinde der Sectirer gehört hatte, mit ausgesuchter Grausamkeit gemordet. So wurde die katholische Kirche auf Ceylon 150 Jahre lang bekriegt, und die sogenannte evangelische gehegt. Und was waren die Erfolge? Sobald die Insel in brittischen Besitz gekommen, und durch den edeln Sir Alexander Johnston Religionsfreiheit eingeführt worden war, zerfiel die protestantische Scheinkirche, ein großer Theil ihrer Mitglieder sank in das gräßlichste Heidenthum zurück, dem sie nie recht entsagt hatten. Die katholische Kirche Ceylons aber bestand unerschütterlich wie der Fels auf den sie gegründet. Machtlos bricht sich die stürmende Meeresfluth an dem Urgestein, ob sie es auch Jahrtausende umbraust. So ein Urgestein, gevestet von Gott war die Kirche von Ceylon; die nicht nur unerschütterlich stand, sondern sich höher und schöner erhob, sobald die Zeit gekommen. Nach dem eignen Geständniß der Protestanten, traten von der Secte, die nur mit weltlichen Banden fesseln konnte, alsbald 50,000 Eingeborne zur katholischen Kirche zurück, als jene Bande sich lösten. Ja die Verhältnisse gestalteten sich schnell so, daß die Protestanten mit Furcht und Besorgniß es aussprechen mußten, daß „in Ceylon ohne Zweifel in wenigen Jahren zwischen Katholiken und Protestanten dasselbe Verhältniß seyn werde, wie in Irland," d. h. wie 7 zu 1, und was noch betrübter war, sie

[1]) Vergl. *Dorego* Leben des P. *Vaz*.

konnten es nicht läugnen, daß unter den ihrigen ein unaufhaltsamer Abfall zum Götzendienst eingerissen sey. Die Zahl der Katholiken dagegen, die im Jahre 1806 nach amtlichen Berichten sich auf 66,830 belief, stieg mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit, so daß sie bereits nach drei weiteren Jahren 83,595 betrug, 1820 schon auf 130,000 wuchs, und dann in den darauffolgenden sechs Jahren sich bis zu 150,000 vermehrte, eine Zahl die sich seitdem so sehr vergrößert hat, daß die Insel gegenwärtig nahezu 200,000 Katholiken zählt.

Alle diese herrlichen Erfolge verdankt die Kirche nächst dem außerordentlichen Segen Gottes den Bemühungen der vortrefflichen Missionäre aus dem Orden des heil. Philipp von Neri, die von guten Katechisten unterstützt, mit unermüdetem Eifer diese Heerde hegten, pflegten und vermehrten. Ihnen, so wie ihrer großen Heerde gibt der erste Beamte der Insel in einem Briefe an den Erzbischof von Goa vom Jahre 1806 das schönste Zeugniß, indem er folgendes schreibt: „Das Geziemende ihres (der katholischen Ceylaner) Betragens macht den Priestern aus dem Orden des heil. Philipp von Neri, von welchen sie pflichtgemäß unterrichtet werden, große Ehre. Bei einer Reise, die ich unlängst ringsum in der ganzen Insel machte, hat es mir sehr wohl gefallen, daß nicht ein einziger Katholik zu einer gerichtlichen Untersuchung vor mich gebracht wurde," eine Bemerkung, die er bei einer andern Gelegenheit wiederholt, indem er sagt: „Die Acten der Musterungsreise, welche der oberste Gerichtshof ringsum in der Insel im Jahre 1806 machte, gaben nicht eine einzige Person Ihres (des katholischen) Glaubens an, welche während dieser Musterungsreise auch nur des geringsten Vergehens wäre angeklagt worden." Außer diesem glänzenden Zeugnisse finden sich noch andere für die katholische Kirche Ceylons höchst ehrenvolle Bemerkungen, von denen wir nur noch hervorheben wollen, daß er besonders das gute Beispiel rühmt, welches durch den Eifer, womit diese Geistlichen für die Erziehung ihrer Gläubigen, und durch die Freigebigkeit, mit der sie auch für ihr

leibliches Wohl gesorgt hätten, für den ganzen Orient gegeben worden sey. Auch die neuesten Berichte der englischen Obrigkeiten, die jede Kapelle nebst den Schulen und der Zahl der Besuchenden genau angeben, zeigen ein erfreuliches fortwährendes Gedeihen und beweisen, daß sich immer derselbe Eifer, dieselbe Ordnung wahrnehmen lasse. Dieser gedeihliche Zustand wird sich aber in Zukunft noch mehr befestigen, wenn Gott nicht seine Hand abzieht. Denn die Zahl der Priester deren im Jahre 1826 nur etwa 26 waren, ist jetzt bis über 100 gestiegen und sind dieselben unter einen eigenen apostolischen Vikar Msg. Rosario gestellt, der diese schöne Kirche leitet. Noch bleibt allerdings viel zu thun übrig, denn im Innern der Insel befinden sich vielleicht noch dreimal so viele Heiden, als es jetzt Katholiken gibt, aber der Herr, der diese Kirche bisher so wunderbar beschützt und vermehrt hat, wird sie auch zum vollendeten Siege führen. Jetzt schon ist sie indessen eines der schönsten lebendigen Denkmäler, durch welches Gott vor den Augen aller Welt deutlich darstellt, welche Kirche seine erwählte, gesegnete Braut sey.

5. Die übrigen Missionen in Indien.

Alle übrigen Missionen von Indien bieten hinsichtlich der Heidenbekehrung wenig interessante Facta dar. Schon der heil. Franz hatte es erfahren müssen, daß auf den Küsten mit Ausnahme von der Fischerküste, Malabar und weniger andere Strecken nur sehr geringe Erfolge zu erzielen seyen. Und so blieb es auch fortwährend. Die Europäer, die nacheinander Herren der Küstenplätze wurden, brachten das Evangelium in einen zu schlechten Geruch, als daß die Heiden von demselben hätten angezogen werden können. Daher wurden in späterer Zeit nicht einmal von Goa, der erzbischöflichen Stadt aus, wo doch ein so zahlreicher Clerus war, bedeutende Bekehrungen gemacht, obwohl sich in dieser Stadt in der Regel mehr als tausend Cleriker befanden. Nur die eingebornen

Priester aus der Congregation des heil. Philipp von Neri hatten bemerkenswerthe Erfolge. Um so unbedeutender waren dagegen diejenigen, welche von der Bischofsstadt St. Thomas von Meliapour aus erreicht wurden. Das Meiste in dieser Hinsicht geschah noch in dem Küstengebiete des Bisthums Cochin. Allein, wenn man die Missionäre von Travarra und der Fischerküste ausnimmt, so war auch hier und an den Küsten überhaupt das erste Augenmerk der Missionäre, die allenthalben zerstreuten nestorianischen Schismatiker mit der Kirche zu vereinigen, und sie dann in der Einigung zu erhalten. Es ist daher nicht der Mühe werth, über die Heidenmissionen an den Küsten hin Weiteres beizubringen, als schon vorgekommen ist, sondern wir müssen uns darauf beschränken, die Hauptversuche zur Wiedervereinigung der altindischen Schismatiker [1]) darzustellen, was übrigens nur der Vollständigkeit wegen, und keineswegs, weil es besonders interessant wäre, geschieht.

Schon seit alter Zeit befanden sich in Ostindien, namentlich in Malabar zahlreiche nestorische Schismatiker, die übrigens so weit zurück waren, daß sie eigentlich selbst nicht recht wußten, wodurch sie sich von der rechtgläubigen Kirche unterschieden, wenn es nicht der ketzerische Eigensinn gewesen wäre, der ihre Herzen abgewendet hätte von der katholischen Kirche. Das, wodurch sie sich auszeichneten und das Wohlgefallen der Protestanten [2]), die mit allen Secten eine besondere Sympathie haben, auf sich zogen, war nicht so fast eine eigenthümliche Lehre, (denn sie hatten fast alle Lehrstücke des katholischen Glaubens), sondern nur ein den Häretikern gleichsam eingepflanzter,

---

1) Vergl. den Bericht des Bischofs von *Amata* Annales de la propag. de la foi LXVII.

2) Die Protestanten nahmen großen Antheil an diesen Christengemeinden, und trugen kein Bedenken, sie für protestantische zu halten, um doch in Ermangelung von Bekehrungen auch „protestantische" Christen in Indien zu haben. Vergl. das durch und durch mit dem rührendsten Unsinn dieser Art erfüllte Buch von *La Croze* Histoire du christianisme des Indes.

blinden Trieb, der kirchlichen Einheit zu widerstreben. Ihre geistige Unmacht, ihre Ignoranz und ihre Verdumpfung hatte einen betrübenden Grad erreicht, und es regte sich daher in den Missionären der Kirche, sobald sie den indischen Boden betraten, das Mitleid für dieß durch die Trennung welk gewordne und verdorrende Zweiglein, und sie gedachten, dasselbe wieder einzuimpfen in den großen Lebensbaum, in dem allein nur Saft und Leben ist. Aber während schon der heil. Franz unter den Heiden in Malabar solche Erfolge gehabt hatte, daß 1557 das Bisthum Cochin für sie errichtet werden konnte, waren lange Zeit alle Bemühungen zur Vereinigung der Schismatiker fruchtlos, indem dieselben ihre Ungebundenheit nicht mit dem Gehorsam gegen die göttliche Ordnung in der Kirche vertauschen mochten. Doch gelang es endlich im Jahr 1596 dem unermüdeten, energischen Erzbischof von Goa, A. Meneses aus dem Augustinerorden, nach vieler Mühe, ein Provincialconcil zu Odiamper halten zu können, auf welchem von den, besonders durch Jesuitenmissionäre und den Bischof selber vorbereiteten nestorianischen Würdeträgern und Priestern das Schisma abgeschworen, as katholische Bekenntniß abgelegt und die Autorität des Papstes anerkannt wurde, mit dem einzigen Vorbehalte, daß die chaldäische Liturgie und Sprache beibehalten werden dürfte. Indessen zeigten sich die Unirten bald wankelmüthig, zumal da nach dem Tode ihres Bischofs 1605 durch den Papst der alte syrische Titel eines Bisthums von Angamalé abgeschafft und statt dessen das Erzbisthum von Cranganor gegründet wurde, mit der Bestimmung, daß stets ein lateinischer Prälat dasselbe verwalten sollte, weil nämlich ein großer Theil der lateinischen Katholiken des Bisthums Cochin demselben zugetheilt worden war, und die eingebornen Priester für die Oberleitung weniger taugten. Schon dieß reizte die Eifersucht und die Eigenliebe der unirten Priester und Würdenträger, und als die unirte Geistlichkeit, die an Ungebundenheit gewöhnt war, nun gar die Strenge der lateinischen Kirchenzucht empfinden mußte,

so wurde sie immer schwieriger, und alle diejenigen, welche Freunde der Weiber oder der Mißbräuche überhaupt waren, sehnten sich nach der alten Zügellosigkeit. Kaum war es den trefflichen Prälaten aus dem Jesuitenorden, die sich in längerer Reihe nach einander folgten, mehr möglich, die Widerspenstigen im Zaume zu halten. Jedoch wurde der böse Geist der Widersetzlichkeit erst damals völlig offenbar, als der strenge Erzbischof Franz Garzia den immer mehr wieder emporwuchernden Mißbräuchen allen Ernstes, vielleicht zu scharf zu Leibe ging und in die vernachläßigten Pfarreien überall hin tüchtigte Missionäre sandte. Das wollte die unirte Geistlichkeit, angeführt von einem hochmüthigen Archidiacon, nicht mehr länger ertragen; es war ihr ein Leichtes, das unwissende Volk aufzuhetzen, und so konnte sie ungestraft das Band der Einheit wieder zerreißen (1653), das mit so vieler Mühe geflochten worden war.

Vergeblich war aber alle Mühe der Jesuiten, um dieß Unheil abzuwenden, sie hatten die Eifersucht und andere böse Leidenschaften des einheimischen Clerus allzusehr gereizt, als daß er ihnen hätte verzeihen wollen. Ueberhaupt aber wollten die indisch-syrischen Christen nichts mehr von portugiesischen Priestern wissen, da ihnen die portugiesische Nation überaus verhaßt geworden war. Es war daher sehr weise von dem heilligen Stuhl, daß italienische Missionäre aus dem Carmelitenorden in diese Gegenden gesendet wurden, um die Einheit wieder herzustellen. Große Schwierigkeiten standen den Bemühungen dieser Männer entgegen, aber durch ihre Klugheit wurden dieselben wenigstens größtentheils überwunden. Mehr als zwei Dritttheile der Schismatiker kehrten wieder zur Einheit zurück, nur wollten sie nicht mehr unter einem portugiesischen Bischofe stehen, weßhalb ein eigener apostolischer Vicar für dieselben ernannt wurde. Da nun aber Alles aufs Beste zu gehen schien, kamen zum Unglück diese Gegenden unter die Herrschaft der fanatischen Holländer, welche nichts Angelegentlicheres kannten, als die katholischen Kirchen

zu zerstören und die Missionäre zu vertreiben. Es blieb somit dem apostolischen Vicar nichts übrig, als Kraft seiner Vollmacht einen syrischen Priester als apostolischen Vicar einzusetzen, welcher von den Holländern geduldet wurde. Ruhig leitete dieser, unterstützt von einigen Carmeliten, welche im Lande geblieben waren, seine Diöcese, bis er einen sehr streitsüchtigen Coadjutor erhielt, der aber zum guten Glücke bald starb, ohne die Eintracht vernichtet zu haben. Der h. Stuhl hatte sich unterdessen aufs Neue überzeugt, daß eingeborne Priester für die geistliche Leitung wenig taugten, und bemühte sich daher, von den Holländern die Duldung eines europäischen apostolischen Vicars und europäischer Missionäre zu erlangen.

Unter Vermittlung des Kaisers Leopold I. willfuhren die Holländer dem päpstlichen Begehren mit der Bedingung, daß fortan nur deutsche, belgische oder italienische Missionäre aus dem Carmelitenorden gewählt werden dürften. Demgemäß blieben von nun an (seit 1700) die malabarischen Missionen immer den Vätern dieses verdienten Ordens übertragen. — Aber schon der erste fand einen unverhofften Widersacher, indem sich gegen ihn ein portugiescher Bischof von Cochin erhob, obwohl die Portugiesen seit 37 Jahren in diesen Gegenden nicht mehr zu gebieten und auch ihr ehemaliges Patronatrecht durch Nichteinhaltung der Bedingungen verwirkt hatten. Dieser Eindringling säumte nicht, einen gewaltigen Lärm gegen den apostolischen Vicar zu erheben, und so begann jenes unselige Schisma, das der indischen Kirche seit 140 Jahren so schwere Wunden geschlagen hat. — Nachdem der heil. Stuhl mit vieler Mühe die von den Portugiesen in Ruhe gelassene malabarische Kirche wieder hergestellt hatte, maßten sich diese, mehr auf Stellen, als auf das Wohl der Kirche bedacht, Rechte an, die sie durchaus nicht hatten, und auch nicht ausüben konnten, weil die neuen Landesherren es nicht duldeten. Da nun auch bald ein neuer Bischof von Cranganor aufstand und der Erzbischof von Goa in das Geschrei der beiden Eindringlinge einstimmte, so wie auch

die portugiesische Regierung aufs Anmaßendste diese Anmaßungen hegte: so entstand eine große Verwirrung, bei der nicht nur die Bekehrung der Heiden, sondern mehr noch die gänzliche Aussöhnung der syrischen Christen ins Stocken gerieth. Es war das Benehmen der portugiesischen Bischöfe um so unverzeihlicher, als die apostolischen Vicare nach ausdrücklicher päpstlicher Bestimmung den Rechten, in soweit es rechtmässige waren, jener Prälaten durchaus nicht zu nahe treten sollten, noch wollten, sondern nur dort eine Jurisdiction ausübten, wo es den genannten Prälaten wegen politischer Hindernisse schlechterdings unmöglich war, ihre Gewalt geltend zu machen, wo also nothwendig durch apostolische Vicare ihre Stelle ersetzt werden mußte, wenn nicht Alles zu Grunde gehen sollte. Dieß letztere war aber den meistentheils sehr schlechten portugiesischen Bischöfen, die sich zum großen Theil solche Titel nur angemaßt hatten, sehr gleichgiltig, wenn sie nur ihren hohlköpfigen Hochmuth befriedigen konnten.

Die ehrwürdigen Väter Carmeliten ließen sich übrigens trotz aller Plackereien, die sie von Seite portugiesischer Anmassung zu bestehen hatten, ihre Arbeit nicht verdrießen, sondern thaten für gute Einrichtung der malabarischen Kirche, so viel sie vermochten. Sie errichteten ein lateinisches und syrisches Seminar, und eine Anstalt für den Unterricht von neuzubekehrenden Hindus, aus welchem jährlich eine gute Zahl bekehrter Heiden hervorging. Fortwährend verwalteten sie ihr kirchliches Gebiet mit großer Hirtentreue, während die Eindringlinge von Cochin und Cranganor mehr am Zerstören als am Aufbauen Freude zu finden schienen.

Aerger noch wurde das Uebel in der neuesten Zeit, wo die offenbar schismatisch gewordene Regierung in Portugal Bischöfe auf die indischen Stühle setzte, die keine päpstliche Autorisation, also auch keine bischöfliche Jurisdiction hatten, sondern freche Schismatiker waren, wie denn überhaupt die ganze portugiesische Geistlichkeit in Indien, und zum Theile selbst die im Mutterland, welche übrigens wohl an Schlech-

tigkeit kaum ihres Gleichen hat, bis in die neueste Zeit herein in thatsächlicher Abtrünnigkeit lebte.

Wie leicht einzusehen ist, hätte durch solche Uebelstände, wenn sie noch länger gedauert hätten, ein großer Theil der indischen Kirche zu Grunde gehen müssen, zumal da auch die apostolischen Vicare von Bombay, von Bengalen, Madras, Ceylon und Pondichery sammt ihren Missionären, die theils Carmeliten, theils Priester des Seminars der a. M., theils Jesuiten sind, von den neuen Schismatikern aufs Bitterste verfolgt wurden. Schon klatschten die schadenfrohen Protestanten in die Hände, aber der h. Stuhl brachte Kraft seiner apostolischen Vollmacht ein Radicalmittel in Anwendung, indem er durch die Bulle Multa praeclare vom Jahre 1838 die Bisthümer von Cranganor, Cochin und Meliapour [1]) aufhob, und ihr Gebiet unter die Jurisdiction der apostolischen Vicare stellte, wozu offenbar der h. Stuhl, der ja alle diese Bisthümer errichtet hatte, nicht nur vollkommen berechtigt, sondern im Interesse der Kirche gezwungen war.

Zwar unterwarfen sich nicht alle portugiesischen Schismatiker den Bestimmungen des h. Stuhls, aber früher oder später werden die rechtmäßigen Obern, die apostolischen Vicare, ihr Recht erhalten, wie auch jetzt schon viele tausend Seelen, z. B. die ganze Diöcese von Cranganor, ihre rechtmäßigen Seelenhirten anerkannt haben, so daß bereits gegen 200,000 Seelen dem apostolischen Vicar von Malabar gehorchen. Aehnlich verhält es sich, mit Ausnahme Goas, auch in den übrigen Diöcesen. Noch folgen freilich gegen 400,000 Christen in Indien den indisch-portugiesischen Schismatikern, aber auch sie werden der Stimme ihres Oberhirten nicht lange widerstehen, und die Versöhnung wird um so bälder erfolgen, da auch die Einigkeit zwischen dem heil. Stuhl und der portugiesischen Regierung wieder hergestellt ist. Dann erst, wenn so alle indischen Katholiken, deren Zahl sich ungefähr auf 1,200,000 be-

---

[1]) Zugleich auch das von Malacca.

läuft, und die nur durch das Unglück der Zeiten und durch einzelne leidenschaftliche Menschen gespalten worden sind, wieder Eins seyn werden, und so alle Missionäre ihre Kräfte ganz auf die Bekehrung der Heiden wenden können, während sie jetzt mit innern Kämpfen zu thun haben, und zugleich durch die Uneinigkeit ein unerbaulich Schauspiel bieten, dann erst werden die Missionen am indischen Küstenlande gleich denen im Innern wieder aufblühen, und gewitzigt durch die Erfahrung von drei Jahrhunderten, werden die Missionäre, alte Fehler meidend, Zwietracht fliehend, in Einem Geiste, Hand in Hand wirkend, das unermeßliche Reich indischen Heidenthums besiegen. Die bisherigen Erfolge, zwar gering im Verhältniß zu der ungeheuren Heidenbevölkerung, aber groß, wenn man die unermeßlichen Schwierigkeiten erwägt, die sich entgegengestellt, sind wenigstens ein Zeichen, daß die katholischen Missionäre auch in Indien siegen können und werden. Hatten sie sich bisher des göttlichen Segens zu erfreuen, durch welchen die katholische Kirche in Indien begründet, und trotz aller Stürme der Zeit erhalten worden ist, so können sie vertrauen, daß ihnen auch in Zukunft dieser Segen nicht mangeln werde, und sie brauchen nicht zu fürchten, von irgend einer der geschäftigen Secten, die unter den Fittigen Englands ihre Windeier, besonders in dem jetzt gefahrlosen Indien zu legen bemüht sind, überflügelt zu werden. Denn so pompös auch die Berichte dieser Secten manchmal lauten, so viel Geld und Bibeln sie verschwenden, so sehr sie auch namentlich in Indien, von der Regierung unterstützt werden: — Wiseman hat in seinem bekannten Buche von der Erfolglosigkeit der protestantischen Missionen[1]) aus den eigenen Geständnissen ihrer Missionäre oder ihrer in diesen Angelegenheiten unterrichtetsten Personen unwidersprechlich nachgewiesen, daß bisher in Indien, wo sie doch ein Jahrhundert thätig sind, Nichts durch sie geschehen sey, was als ein

---

[1]) La sterilità delle missioni intraprese dai protestanti etc.

Zeichen des göttlichen Segens angesehen werden könnte, der über ihren Arbeiten gewaltet hätte. Vielmehr sind dieselben wiederum nach den eigenen Geständnissen geradezu erfolglos gewesen, und es war den eifrigsten Sectenmissionären nicht einmal möglich, die kühne Behauptung Dubois zu widerlegen, daß die Protestanten nicht Einen Indier wahrhaft bekehrt hätten. Denn allerdings haben sie so manche sogenannte Bekehrungen gemacht, sie haben katholische Christen zum Abfall verführt, haben auch manche Personen aus Halbkasten, meist Weiber und Kinder christlicher Soldaten getauft, und um die Zahl ihrer Bekehrungen recht groß zu machen, die alten syrisch-indischen Schismatiker für protestantische Christen erklärt! In der That aber ist es nur eine sehr kleine Zahl von Indiern, die sie zu den Ihrigen rechnen können. Indessen, auch zugegeben, was selbst Protestanten bestreiten, daß sie wirklich in der langen Zeit, seit sie in Indien arbeiten, mehrere Hundert, und um das Höchste zu sagen, selbst Tausend eigentliche Heiden ohne Einfluß weltlicher Verhältnisse, rein durch die Kraft ihres Glaubens und Wortes wahrhaft bekehrt haben, wäre das ein Erfolg, der so langer Zeit, so unermeßlichen Mitteln auch nur einigermaßen entspräche?

Ohne alle Widerrede haben die Protestanten, namentlich unter den Mitgliedern der dänischen Mission von Tranquebar ausgezeichnete, ruhmwürdige Männer gehabt und haben heut zu Tage noch manche solche in Indien. Aber gerade um so auffallender springt es in die Augen, daß auch auf den Arbeiten ihrer besten Männer, die vielleicht vom katholischen Geiste getragen, unermeßliche Erfolge haben würden, der Fluch des Unsegens ruhe, der den Rebzweig trifft, wenn er vom Stocke der Kirche getrennt ist. Unterrichtete, unbefangene Protestanten verzweifeln daher geradezu an der Bekehrung Indiens, und sie müssen es, wenn sie auf die Leistungen ihrer Missionäre schauen.

Wir sehen keineswegs mit Schadenfreude, sondern mit innigem Bedauern auf so viel verschwendete Arbeit so vieler vortrefflicher Männer, wie sie unbestreitbar unter den protestantischen Missionären sich befinden. Denn, wenn wir auch keineswegs mit Gewißheit zu behaupten wagten, daß z. B. ein Baptist noch wahrhaft Christgläubiger sey, oder daß der verstümmelte, entstellte Glaube, wie ihn diese oder jene Secte hat, durch sich zur Seligkeit führen könne, so wären wir doch bereit, auch die durch Protestanten der verkehrtesten Art bewirkten Bekehrungen wenigstens als Ueberwindungen des Heidenthums, somit als Siege des Christenthumes, anzusehen, indem wir nicht so engherzig, wie gewisse Protestanten, sind, welche die Bekehrung der Heiden zur katholischen Kirche für nicht viel mehr, als für einen Umtausch eines Heidenthums mit einem andern angesehen haben. Wir würden uns vielmehr freuen, wenn solche Protestanten, die noch den Character der Christgläubigkeit, der freilich heut zu Tage ihren meisten Gelehrten und sogenannten Gebildeten abhanden gekommen ist, beibehalten haben, recht viele Bekehrungen in Indien machten, damit doch so reiche Mittel und Kräfte nicht ganz verschwendet wären. Wie aber jetzt die Sachen stehen, können wir nur schmerzlich beklagen, daß all diese Kräfte und Mittel, weil nicht auf den Altar der Kirche niedergelegt und nicht vom kirchlichen Geiste geweiht, fruchtlos vergeudet werden, und eher dazu dienen, das Bekehrungswerk, das Gott augenscheinlich nur den katholischen Missionären übertragen hat, zu hemmen und zu stören, als zu fördern.

Machen sich ja doch jetzt schon die protestantischen Missionäre zu einem Hauptgeschäft, katholische Indier zum Abfall zu bringen, und mit einer gewissen Schamlosigkeit haben es gewisse Leute schon ausgesprochen, daß die katholische Kirche dazu bestimmt scheine, im Orient einstweilen den Weg zu bahnen, damit dann von den Protestanten (man weiß nur nicht recht von welcher der zahlreichen Secten), das Licht des wahren

Evangeliums, (man ist nicht klar ob das schmutzige Licht des Pietismus oder das verzehrende des Unglaubens) unter die so vorbereiteten Indier gebracht werden könne [1]).

Mögen sie der katholischen Mutter einige schlechte Kinder rauben, damit ihre Kirchlein, die unfruchtbaren, ihre Unfruchtbarkeit verbergen können, die besten bleiben der Mutter, und diese ist gesegnet genug, um den armen Nebenbuhlerinnen auch einige zu überlassen. Aber plündern sollen und können sie die Kirche nicht, so wenig sie die Kraft haben, selber aus dem Heidenvolk sich eine reiche Zahl von Kindern zu schaffen. Wenn daher die Kirche keinen Grund hat, ihre hoffnungslosen Nebenbuhlerinnen in Indien zu beneiden, so hat sie auch keinen, sie zu fürchten. Mögen sie auch zahllose Häuslein in Indien bauen und die Steinlein dazu der Kirche stehlen, die Häuslein werden zerfallen, wie das große Haus des Protestantismus in allen Ländern auseinanderbröckelt, — aber das Haus der Kirche wird — die bisherige Geschichte beweist und verheißt es — bestehen und vollendet werden, denn sie ist auf den Fels gebaut, der Herr ist mit ihr, und sie ist voll seiner Gnaden.

---

1) So unter Anderem in der deutschen Vierteljahrschrift 1841. II.

II. Abtheilung.

Missionen in Japan [1].

„Gehet hin ihr schnellen Boten zu dem Volke, nach welchem kein ander Volk ist“ hatte der Herr einst gesprochen (Jes. 18.), und siehe die Glaubensboten der Kirche haben nicht unterlassen, auch dieß Wort zu erfüllen. „Vom Aufgang, heißt es, bis zum Untergang, bis an den Gränzen der Erde wird der Name des Herrn gepriesen werden.“ (Ps. 72, 8. Malach. 1, 11.), und es ist wahr geworden. Gleichwie die Boten der Kirche den äußersten Westen Amerika's durchwandert und so gleichsam die Gränze des Westens berührt haben, so kann man auch sagen, daß sie die Gränzen des Ostens, gleichsam die Gränzen der Welt, erreicht haben, indem sie das große Inselreich Japan betraten.

1. Der erste Apostel Japans.

Derselbe glorreiche Apostel, welcher ganz Indien mit dem Glanze seiner Thaten erfüllt hatte, der große Franziscus Xaverius, war von Gott auserwählt, die Reihe derjenigen zu eröffnen, welche den Herrn in diesem äußersten Lande der Erde verherrlichen sollten.

---

[1]) Vgl. *Crasset* histoire de l'eglise de Japon. — *Charlevoix* histoire de l'etablissement, des progrès et de la decadence du christianisme dans l'Empire de Japon 1715. — E. Kämpfer, Beschreibung von Japan, herausgegeben von Dohm 1777.

Es schien gleichsam ein besonderer Fingerzeig Gottes zu seyn, daß im Jahre 1546 ein vornehmer Japonier, Anger, zu Xaverius nach Malacca kam, um bei diesem Priester des wahren Gottes, von dem er so viel Rühmliches gehört hatte, den Trost zu finden, welchen sein zerrissenes Herz bei seinen vaterländischen Götzenpriestern (Bonzen) und in ihren Kasteiungen vergeblich gesucht hatte. Mit unbeschreiblicher Freude nahm Xaverius den Fremdling auf, und sah in seiner Ankunft eine Mahnung, dem japanischen Volk zu Hilfe zu kommen, das der Befreiung aus den Finsternissen eines trostlosen Götzendienstes um so würdiger und für dieselbe um so empfänglicher schien, als es nach den Berichten Angers nicht nur einen großen Verstand, sondern auch viele andre edle Eigenschaften hatte, wenn dieselben gleich durch die falsche Religion vielfach verkehrt und verdorben waren. Der eifrige Indianerapostel, der dem Herrn gerne die ganze Welt hätte unterwerfen mögen, faßte daher alsbald den Entschluß, der göttlichen Weisung zu folgen, und den Japoniern das Evangelium zu verkündigen, deren Erstling, Anger, ihn reiche schöne Früchte hoffen ließ.

All die Hindernisse, die sich seinem Entschlusse entgegenstellten, konnten denselben nicht aufheben, aber doch die Ausführung verschieben. So kam es, daß er erst im Jahre 1549 sich auf den Weg machen konnte, begleitet von Cosmus Turrianus, Johannes Fernandez und dem japonischen Neuling, der unterdessen mit seinen zwei Dienern getauft und ein trefflicher Christ geworden war. Voll freudiger Zuversicht landeten die Glaubensboten nach glücklich überstandener Reise in dem japonischen Hafen Cangoxima, der Vaterstadt Angers, der jetzt Paulus a S. Fide hieß.

Im Namen Gottes nahmen sie Besitz von diesem Lande der Götzen, für den wahren Gott, und es schien auch, daß ihre Unternehmung mit Sieg gekrönt seyn werde. Denn kaum waren sie angekommen, so erzeigte sich ihnen der Fürst der Provinz Saxuma, in welcher sie gelandet hatten, einer der vielen

Unterkönige, welche unter dem Kaiser von Japan stehend, die japanischen Länder beherrschen) außerordentlich günstig. Xaver durfte vor demselben erscheinen, und dieser unterhielt sich nicht nur sehr lang und freundlich mit ihm, sondern erlaubte ihm auch durch ein eigenes Ausschreiben, das Gesetz Christi, welches er selbst als gut erkannt hatte, im Lande zu verkündigen.

Voll guter Hoffnung bei solcher Gunst, beeiferten sich die Missionäre um so mehr, die japanische Sprache zu erlernen, um dann ihr apostolisches Werk beginnen zu können. Bald hatten sie es in derselben mit Gottes Hilfe so weit gebracht, daß sie vor dem Volke predigen und die Einwürfe der Götzenpriester gegen die christliche Lehre zu Schanden machen konnten. Schon faßte der göttliche Saamen Wurzel und es konnten, ehe ein Jahr verflossen war, gegen hundert Einwohner Cangorima's, unter ihnen mehrere aus der gelehrten Klasse der Kirche einverleibt werden. Da entbrannte der Neid der Bonzen zu wildem Grimme, den sie zwar einige Zeit lang verhalten hatten, aber sogleich ausließen, sobald der König über die Europäer böse geworden war, weil die portugiesischen Handelsschiffe, welche sonst ihm Gewinn gebracht hatten, dießmal in einer andern Landschaft ihre Geschäfte abgemacht hatten. Unter solchen Umständen wurde es den Bonzen leicht, nicht nur den heidnischen Pöbel gegen die Missionäre aufzuhetzen, sondern den mißhandelten Missionären allen Schutz des Königs zu entziehen, so daß sie, ihres Lebens nicht mehr sicher, sich genöthigt sahen, das Land zu verlassen, nachdem sie das Christenhäuflein der Pflege des eifrigen Paulus a S. Fide anvertraut hatten.

Durch dieses Mißgeschick ließ sich indeß ein Mann, wie Xaverius keineswegs beirren, sondern es war ihm nur ein Sporn, weiter in Japan vorzudringen, und wo möglich in die Hauptprovinz zu gelangen. Wo er hinkam, streute er den göttlichen Samen aus, und pflegte ihn, bis er die junge Saat einstweilen einem Neubekehrten überlassen konnte, welchem er

einen japonischen Katechismus und das Leben Christi und passende Kirchengebete in die Hand gab, damit er den Neugetauften Lehrer seyn könnte. Auf diese Weise sammelte er unterwegs nicht unbedeutende Früchte, besonders in der Provinz Firando, wo die Saat so hoffnungsreich war, daß es der Mühe werth schien, den P. C. Turrianus zur Pflege derselben zurück zu lassen.

Xaverius selber wollte nach Miaco, der Hauptstadt des Reichs, vordringen, weil von dort aus der Glaube sich am leichtesten verbreiten konnte, wenn er einmal Eingang gefunden hatte.

Sein Weg führte ihn zunächst nach Amanguchi, der ebenso reichen als verdorbenen Hauptstadt der Provinz Naugato. Auch hier predigte er Christum mit feurigem Eifer; gleich ihm Fernandez. Aber obwohl man ihnen Beifall gab, obwohl Manche durch die ergreifenden Schilderungen bis zu Thränen gerührt wurden, waren doch die Bewohner Amanguchis zu versunken in Fleischlichkeit, als daß ihnen die strenge Sittenlehre des Evangeliums hätte behagen sollen. Die ganze Ernte der Missionäre bei all ihrer Arbeit war daher Nichts als Schimpf und Spott, und es blieb ihnen nichts übrig, als weinend über die Verblendung und das Elend dieses Volks den Staub von ihren Füßen zu schütteln. Jedoch kehrten sie nach einem ebenso mühevollen als erfolglosen Missionsversuch in Miaco nach Amanguchi zurück, und fanden gegen Erwarten dießmal eine bessere Aufnahme. Der Eifer, der Geist, die Liebe des Heiligen und die außerordentlichen Zeichen, die Gott durch ihn gethan, brachen endlich die starre Rinde, welche Hochmuth und Weltsinn um die Herzen dieser Bevölkerung gezogen hatten. In dem kurzen Zeitraum von zwei Monaten begehrten mehr als 500 Personen, großentheils aus den höheren Ständen die h. Taufe, und selbst die Feinde des Christenthums wagten eine Zeit lang nicht offen gegen einen Mann aufzutreten, der ihnen als übermenschliches Wesen erschien. Der Segen dieser apostolischen Arbeiter war so groß,

daß Xavier schreiben konnte: „Nie in meinem Leben hab' ich solche Tröstungen, wie in Amanguchi genossen, wo eine große Menge Menschen, mit Bewilligung des Königs, das Wort Gottes aus meinem Munde zu vernehmen, herbeikam. Ich sah den Stolz der Bonzen gebeugt, und die ärgsten Feinde des christlichen Namens dem Gehorsam des Glaubens in Demuth unterworfen. Ich sah das freudige Entzücken der neuen Christen, wenn sie ihre Gegner, die Bonzen, durch ihre siegreichen Gründe im Streite überwunden hatten, und nun triumphirend zurückkehrten. Ich selbst fühlte nicht geringere Freude, wenn ich den Eifer wahrnahm, mit dem sie durch Anstrengung aller ihrer Kräfte den Heiden die Wahrheit nahe zu bringen suchten; wenn ich sie mit innigem Vergnügen erzählen hörte, welche Eroberungen sie gemacht; wie sie es angefangen hätten, um Jesu neue Seelen zu gewinnen. Dieser gesegnete Erfolg meiner Bemühungen ließ mich alles Ungemachs, das ich erlitten, vergessen! Freilich waren die Tröstungen, mit denen der Heilige, wie er im Verlauf des obenangeführten Briefs weiter auseinandersetzt, gleichsam überschüttet wurde, nicht ohne alle Trübung. Denn immer noch ließ sich der König und ein vornehmer Fürst des Landes, an deren Bekehrung besonders gelegen war, durch fleischliche und weltliche Rücksichten abhalten, der Wahrheit, die sie erkannt hatten und schätzten, die Ehre zu geben. Dessenungeachtet wuchs aber die Zahl der Christen täglich. Selbst der angesehenste Lehrer der Stadt, welcher früher der erklärteste Feind des Evangeliums gewesen war, wurde endlich besiegt, und zwar durch die beispiellose Selbstverläugnung der Missionäre die ihn überzeugt hatte, daß diese Menschen einen festen Glaubensgrund haben müßten und unmöglich betrügen könnten, welche Alles für ihren Glauben duldeten, ohne auch nur eine Miene zu verziehen, und welche durch ihr ganzes Benehmen bewiesen, daß sie mit übernatürlicher Selbstüberwindung ausgerüstet seyen. Fernandez war eines Tags während der eifrigsten Predigt von einem Japonier angespuckt worden und

trug diesen höchsten Schimpf mit so himmlischer Geduld, als ob ihm gar nichts geschehen wäre, und diese Seelengröße hatte den erwähnten Lehrer so sehr von der Wahrheit des Christenthums überzeugt, daß er alsbald getauft zu werden begehrte.

Sein Beispiel zog viele andre nach sich und besonders einen höchst talentvollen jungen Gelehrten, der den Namen Laurentius erhielt und solche Fortschritte in christlichem Wandel und christlicher Erkenntniß machte, daß er in die Gesellschaft Jesu aufgenommen, und nun einer der eifrigsten geistvollsten Apostel seines Vaterlandes wurde, welcher die angesehensten, gelehrtesten Japonier, nachmals die Säulen dieser sturmumtobten Kirche bekehrte. Gleich ihm öffneten immer mehr junge Gelehrte, die bereits unter die Bonzen aufgenommen gewesen, ihre Augen dem hellstrahlenden Lichte des Glaubens, verließen ihre heidnischen Klöster und wurden nun die eifrigsten Prediger gegen den crassen Aberglauben, den Trug und die Heuchelei der Bonzen, so daß diese immer mehr in Verachtung sanken, und wie das Ansehen so auch viel von ihrem Einkommen verloren. Man kann sich daher leicht denken, wie sehr die verstockten Götzenpfaffen auf die Missionäre erbost seyn mußten. Sie versuchten auch Alles, um denselben zu schaden, indem sie bald den Hochmuth, bald den Fanatismus des Pöbels, bald den Argwohn des Königs aufzureizen und anderseits den Gott der Christen als einen grausamen und schwachen, dessen Boten aber als lumpige Bettler und böse Zauberer darzustellen sich bemühten. Allein an einem Xaverius mußte alle Verläumdung zu Schanden werden, und wenn auch der König sich gegen die Missionäre einnehmen ließ, so hemmte dieß doch keineswegs den Fortschritt des Evangeliums. Vielmehr wuchs die Zahl der Gläubigen bald auf mehr als drei Tausende, die alle bereit waren, eher ihr Leben, als das Christenthum preiszugeben. — Der Name Xavers aber leuchtete in immer höherem Glanze und bis in die benachbarten Königreiche verbreitete sich sein Ruhm.

In Amanguchi schien unterdessen das Glaubenswerk so fest gegründet zu seyn, daß Xavier dasselbe getrost seinen Genossen überlassen konnte, als er dringender Gründe wegen sich entschließen mußte, nach Goa zurückzukehren, um die Angelegenheiten der indischen Missionen zu ordnen. Zuvor sollte er sich jedoch noch einer viel reicheren Ernte in Japan sich erfreuen, als er je bisher gehabt.

Die Schiffe, auf welchen er zurückzukehren gedachte, befanden sich nämlich in dem japanischen Reiche Bungo, weßhalb er in dieses zu gehen sich veranlaßt sah.

Trotz der Verläumdungen, welche die Bonzen zum Voraus gegen den Apostel ausgestreut hatten, war der junge aufgeweckte König dieses Landes, weil er mehr den ruhmvollen Berichten glaubte, welche über den „großen Bonzen des Westens“ zu seinen Ohren gedrungen waren, außerordentlich begierig in ihm den Mann zu sehen, gegen welchen ihm die Portugiesen auf alle Weise eine eben so große Bewunderung einzuflößen suchten, als sie ihm selber Ehrfurcht erwiesen.

Darum schickte der sonst so stolze König dem Ankömmlinge ein sehr höfliches Einladungsschreiben entgegen, und bereitete ihm den feierlichsten, freundlichsten Empfang. Zwar hatten die ersten Bungianer, welche den h. Xaver auf den portugiesischen Schiffen sahen, gestutzt über seinen ärmlichen Aufzug, weil nämlich Armuth den Japanesen für eine Schande galt. Aber sie wurden alsbald von Bewunderung gegen den Mann erfüllt, der vornehmsten Standes und reich, nur aus Tugend die Armuth gewählt hatte, und dem immerhin, wenn er gleich ein armer Priester war, die Reichthümer seiner Landsleute zu Gebote standen. Und als nun vollends die Portugiesen all ihre Pracht aufboten, um den Heiligen, der eine schöne priesterliche Kleidung angezogen hatte, gleich einem Fürsten nach Hof zu geleiten, so stieg die Achtung der Japanesen vor dem großen „Bonzen des Westens“ aufs Höchste und er wurde mit fürstlichen Ehrenbezeugungen empfangen. Der sonst so stolze König selbst aber behandelte den demü-

thigen Priester als seines Gleichen, und wurde von der überzeugenden Kraft der Wahrheit, womit ihm Xaver sogleich den christlichen Glauben vorzutragen begann, so ergriffen, daß er ausrief: „Ach wer wird wohl je das tiefe Geheimniß ergründen, warum Gott zugelassen, daß wir in Blindheit lebten, während er diesem portugiesischen „Bonzen“ sein Licht so hell leuchten ließ! Denn jetzt sind wir selber Zeuge dessen, was der Ruf von ihm verkündete. Wir überzeugen uns selbst daß Alles, was dieser Mann Gottes sagt, auf so klare unumstößliche Beweise sich stütze und dem Licht unsrer Vernunft so entsprechend sey, daß jeder, der es nur mit unbefangenem Sinne prüft, einsehen muß, wie die ganze christliche Lehre das ächte Gepräge der Wahrheit trägt, und kein Satz mit dem andern in Widerspruch steht.“

Dagegen war ihm nun, wie er es unumwunden aussprach, ganz klar geworden, daß der Glaube seiner Bonzen, welche sich stets widersprächen, nicht auf dem unwandelbaren Grunde der Wahrheit ruhen könne.

Man kann sich denken, in welchem Ingrimm die anwesenden Bonzen über solche Reden des Königs entbrannten. Der Oberste derselben wagte auch in drohenden Worten seinem Zorne Luft zu machen, was aber dem König mehr Spaß als Zorn machte, so daß er ihn fortreden ließ, und sich ruhig mit dem Heiligen weiter unterhielt, als der wüthende Oberpriester sich entfernt hatte. Je länger diese geistliche Unterhaltung dauerte, desto größeres Vergnügen fand er an derselben, und lud endlich den theuren Priester zum gemeinschaftlichen Mahle ein.

Solche Ehrenbezeugung (die höchste, die es in Japan gibt) von Seiten des Königs gewann dem Missionär das Vertrauen und die Achtung des Volks im höchsten Grad. Schaarenweise strömte daher dasselbe herbei, um das Wort Gottes aus seinem Munde zu vernehmen. Kaum konnte der unermüdliche Priester der Begierde der ihn umlagernden Heiden, im christlichen Glauben unterrichtet zu werden, genügen.

Den ganzen Tag über mußte er predigen, lehren, und es schien, daß er unter der Last der Arbeit unterliegen müsse. Aber ihn stärkte die göttliche Gnade und der reiche Segen, mit dem Gott seine Mühe belohnte.

„Meine Nahrung, meine Ruhe, mein Leben ist, die Seelen von der Tyrannei des Teufels zu befreien“: so sprach er zu den Portugiesen, welche besorgt um seine Gesundheit in ihn drangen, daß er sich schonen, pflegen möge; und wirklich Tausende von Menschen wurden hier durch seine Predigt aus der Sclaverei der Hölle befreit. Mit jedem Tage mehrten sich die Bekehrten, besonders seit ein berühmter Bonze, der den Heiligen zum Wortstreit auf öffentlichem Markt herausgefordert hatte, vor versammeltem Volk, nach kurzem Streit von der Macht der christlichen Wahrheit so ergriffen worden war, daß er auf die Knie fiel und unter Thränen mit zum Himmel gehobenen Händen ausrief: „O Jesus Christus! ewiger und wahrer Sohn Gottes, ich ergebe mich Dir und bekenne mit Herz und Mund, daß Du bist der allmächtige Gott von Ewigkeit;“ und dann die Umstehenden alle um Vergebung bat, daß er sie bisher Lügen gelehrt habe.

Dieser Auftritt machte einen unbeschreiblichen Eindruck auf das Volk, weßhalb mehr als fünf Hunderte auf einmal die Taufe begehrten. Xaverius wollte sie jedoch erst noch länger prüfen, weil er solchen ersten Eindrücken nicht sogleich traute, bevor er ihre Nachhaltigkeit erprobt hatte.

Aus ähnlichen Gründen wollte er auch die Taufe des Königs noch verzögern, bis derselbe allen Ernstes die wilden Auswüchse abschneiden würde, welche durch das Heidenthum in ihm emporgewuchert waren. Willig gehorchte der König den Mahnungen des Heiligen und suchte nicht nur sich selber von den Schlingen des Lasters zu befreien, sondern verbot auch seinem Volke einige gräuelhafte Ceremonien und Gebräuche.

Je mehr aber Xaver im Ansehen stieg, um so mehr verfiel das Ansehen der Bonzen, weßhalb sie in wüthendem Hasse

Alles versuchten, um nicht nur diesen Priester, sondern auch alle seine Anhänger und insbesondere den König zu vernichten. Kein Mittel war ihnen zu schlecht, um das Volk aufzuhetzen, und da es gerade zu dieser Zeit den Götzenpfaffen in Amanguchi gelungen war, den König, der die Christen beschützte, vom Throne zu stoßen, so daß er aus Verzweiflung sich selber ums Leben brachte, so hofften auch die Bonzen von Bungo ihre verrätherischen Plane durchzusetzen. Aber wie der Sieg der Götzenpfaffen zu Amanguchi nur ein scheinbarer, ja ein Gewinn für das Christenthum war, indem nun der den Christen noch günstigere Bruder des Königs von Bungo auf den Amanguchischen Thron kam, welcher die glücklich geretteten Missionäre Turrianus und Fernandez noch kräftiger schützte; so half Gott der christlichen Sache auch zu Bungo. Alle Plane der Götzenpfaffen wurden zu Schanden. Aber Xaverius, der auch bei größter Gefahr von seinen Schäflein nicht hatte weichen wollen, sah sein hohes Gottvertrauen gerechtfertigt. Der Sturm, den die Hölle erregen wollte, ging glücklich vorüber, und es blieb nur noch ein Sturm von Worten zu bestehen, indem die Bonzen einen ihrer berühmtesten Weisen herbeiriefen, der begleitet von seinen besten Schülern den Missionär zu öffentlichem Glaubensstreit herausforderte, aber bei demselben von allen Zuhörern nur Hohn und Spott erntete, während unermeßlicher Beifall den christlichen Priester als Sieger erklärte.

Die Folge davon war, daß der König den christlichen Predigern volle Freiheit, das Evangelium überall in seinem Reich zu verkündigen, und seinen Unterthanen, dasselbe anzunehmen, schriftlich ertheilte.

So konnte also Xavier getrost dieß Erntefeld verlassen, in der Hoffnung, daß es reiche Früchte für die Scheuer Gottes hervorbringen, und daß er selber bald wieder auf dasselbe zurückkehren könne, wie er dieß seinen Kindern in Christo versprechen mußte, um nur einigermaßen ihren Schmerz über seine nothwendige Abreise zu lindern. Freilich hat er dieß

Versprechen nicht mehr erfüllen können, denn als er eben auf dem Rückwege von Indien sich befand, um über China nach Japan zu gehen, rief der Herr den großen Apostel Asiens, den „Paulus“ der neuen Zeit, wie ihn selbst Andersgläubige genannt haben, zu sich, denn sein irdischer Mensch war verzehrt durch Eifer und Arbeit, wie seine Seele reif für den Himmel.

Aber die Keime, die er gepflanzt, wuchsen auch hier, wie anderwärts empor und das Saatfeld, das er so fleißig bestellt hatte, brachte seine Früchte zu seiner Zeit.

2. Franziscus, König von Bungo.

Fortgang des Christenthums in diesem Reiche.

An die Stelle Xavers war ein wackerer Nachfolger, P. B. Gago, aus Indien nach Bungo gekommen, und ihm zunächst der öfters genannte Fernandez beigegeben worden, dem bald noch mehrere tüchtige Arbeiter nachgeschickt wurden. So konnten also die von Xaver gelegten Keime gut gepflegt werden, weßhalb auch bald eine schöne Christengemeinde in Bungo erblühte, für die eine ansehnliche Kirche erbaut wurde. Allerdings sahen sich die Missionäre in ihrer Hoffnung, den König, der schon so lange eine große Neigung für das Christenthum gezeigt hatte, zum offenen Bekenntniß des Glaubens und zu einem christlichen Wandel zu bringen, sehr getäuscht. Denn wenn er sich auch den Christen stets günstig bewies, so machte er doch lange Zeit eher Rückschritte im Christenthum, als daß er weiter gekommen wäre. Sein ganzes Betragen war eigentlich unerklärlich. Denn während er immer eine Zuflucht der Christen war, und die christliche Sache auch bei andern japanischen Königen empfahl, so schien doch er selber von Tag zu Tag das Heidenthum wieder lieber zu gewinnen, da er nicht nur wieder in die alten Lüste versank, sondern auch den Götzen offen diente. Und doch war er im eigentlichen Innern mehr auf Seite des Christenthums geneigt, aber sein

Wesen war getheilt, und seine Seele gleich den Meereswogen bald himmelan erhoben, bald wieder zerflossen in Weichlichkeit und Schwäche. Fleischeslust und Weltklugheit kämpfte wider sein besseres Selbst und behauptete lange den Sieg, wenn gleich seine besseren Regungen nie ganz unterdrückt werden konnten. So rief er bald nach Xaviers Abreise in einem eigenen Schreiben einen Missionär aus Goa herbei (M. Nugnez), aber als dieser ankam, war dem Könige die Lust, Christ zu werden, wieder vergangen. Ohne Zweifel hatte es einen äußerst nachtheiligen Einfluß auf denselben gehabt, daß der von ihm so hochgeschätzte Xaverius nicht mehr kommen konnte. Die nachgekommenen Christenlehrer galten ihm wohl auch viel. Aber einen solchen Einfluß auf ihn, daß sie alle weltlichen Rücksichten in ihm hätten überwinden können, vermochten sie nicht zu gewinnen. Vielmehr schien es, daß der König von Jahr zu Jahr sich weiter von dem Christenthum entferne, so sehr er dasselbe gegen den Fanatismus der Heiden beschützte. Uebrigens erregte schon diese kleine Gunst, die der König den Christen erwies, mehrere gefährliche Aufstände, die zwar glücklich gedämpft wurden, aber gleichwohl ermessen lassen, was zu erwarten stand, wenn der König schon zu dieser Zeit selber Christ geworden wäre. Es ist also nicht zu verwundern, wenn ein von dem göttlichen Lichte noch nicht genugsam durchdrungener Heide solchen Rücksichten Folge gab, zumal da er zugleich in mehrere auswärtige Kriege verwickelt war. Sogar das wird unter solchen Umständen erklärlich, daß er an dem heidnischen Religionswesen wieder regeren Antheil nahm, die angesehensten Lehrer versammelte und ihr eifrigster Schüler ward, der es an japanischer Weisheit Allen zuvorthat.

Eben dieß führte ihn aber wieder näher zum Christenthum hin. Denn jemehr er mit seinem Geiste das ganze Religionssystem der Bonzen durchdrang, desto klarer erkannte er dessen Nichtigkeit nnd desto unwiderstehlicher regte sich in ihm der Drang nach Befriedigung durch die Wahrheit. Sieben und zwanzig Jahre waren so verflossen, da war die Zeit sei-

ner Berufung erfüllt, er begehrte auf's Neue christlichen Unterricht, und von dem Beispiel seiner zweiten Gemahlin, die sich mit ihrer Tochter taufen ließ, angezogen, that auch er endlich den entscheidenden Schritt, und ward unter dem Namen Franziscus in die Gemeinschaft der Kirche aufgenommen durch den damaligen Visitator Japans P. Capral (1578). Von nun an mußte natürlich für das Christenthum, welches unterdessen in diesem Reiche unter der sorgfältigen Pflege vortrefflicher Missionäre immer mehr emporgekommen war, die schönste Blüthezeit beginnen.

König Franziscus selber, obwohl noch nicht ganz fünfzig Jahre alt, übergab die Regierung seines Reichs, das unter ihm noch einmal so groß geworden war, als früher, seinem ältesten Sohne, um sich in Zurückgezogenheit ganz den göttlichen Dingen widmen zu können, wie fast zu gleicher Zeit im Abendlande der glorreiche Kaiser Karl V. Zu diesem Behufe wählte sich der Fürst in der Provinz Fiunga eine stille Gegend aus, und ließ in derselben eine eigene Stadt erbauen, welche nur von Christen bewohnt und in christlicher Weise verwaltet werden sollte. Herrlich war die kleine Flotte zu schauen, welche den christlichen König sammt seinen Gefährten nach Fiunga bringen sollte, denn sie war geschmückt mit dem Triumphzeichen des Christenthums, auf all ihren weißseidenen Wimpeln prangte das Kreuz.

Nur um das Einzige noch bekümmert, daß sein Sohn das Christenthum in allweg beschützen möge, verließ der gottselige König die Herrlichkeit der Welt, voll innerer Seelenfreudigkeit, nun dem Heiland allein dienen zu können. Und als er nun an dem Orte der ersehnten Gottesruhe angekommen war, so schien er von Tag zu Tag gottinniger zu werden. Hocherfreut über die Frömmigkeit seiner Gemahlin lebte er hinfort mit ihr wie ein Bruder mit der Schwester in christlicher Entsagung. Auch in Speiß, Trank, that er sich allen möglichen Abbruch, trug dagegen ein um so heißeres Verlangen, das Brod der Engel zu empfangen, welches er jeden

Sonntag, nachdem er die ganze Woche hindurch in Gebet und frommen Uebungen zugebracht, mit himmlischem Troste genoß. Dreimal im Jahre hielt er die strengsten achttägigen Exercitien im Geiste des heil. Ignatius mit solcher Inbrunst, daß am Ende derselben seine brennende Liebe zu Gott aus seinem Angesicht leuchtete.

Im Glauben aber war er so fest gegründet, daß er schriftlich gelobte: „Wenn auch alle Christen des ganzen Abendlandes, wenn was unmöglich ist, der heil. Vater selber den Glauben verließen, so wollte ich doch, o allwaltender Gott, mit unwandelbarem Eifer darin beharren bis an's Ende. Dich, o großer Gott will ich jederzeit bekennen und anbeten, indem ich dich jetzt erkenne und anbete, als den ewigen und allmächtigen Herrscher Himmels und der Erde, ohne an irgend einem Lehrstück des heil. Glaubens, zu welchem du mich vermöge deiner unendlichen Barmherzigkeit berufen hast, auch nur im Geringsten zu zweifeln."

Aus diesem unerschütterlichen Glauben erklärt sich zweierlei, erstens sein Eifer gegen die Götzen, deren er eine große Menge sammt ihren Tempeln zerstörte, an ihre Stelle das Siegeszeichen des Kreuzes aufpflanzend, sodann seine ächtchristliche Gleichmuth zur Zeit, da die Trübsal gleich Meerfluthen über ihn hereinbrach. Festgeankert an dem Stamm des Kreuzes stand er unerschüttert im Wogengebraus, als die von ihm eroberten Provinzen sich empörten und er selber nicht mehr im Stande war, zu helfen, sondern nothgedrungen wieder an die Spitze von Heeren sich stellend, von Unglück über Unglück betroffen ward. Wohl erlagen seine Krieger und seine Macht sank und drohte unterzugehen, aber er wankte nicht. Aller Verlust, sprach er, ist überschwenglich ersetzt durch den Besitz meines Heilands, und wenn ich betteln müßte, will ich ihn doch nicht verlassen, sondern Gott preisen für seine Heimsuchung.

Doch nicht immer läßt Gott den Gerechten im Feuerofen des Unglücks schmachten. Es kamen wieder Tage des Frie-

dens, und schon freute er sich wieder desselben, als er hörte, daß sein Sohn in Bungo, der früher großen Eifer für das Christenthum gezeigt hatte, gedrängt von übermächtigen heidnischen Rebellen, wieder abgefallen und nun Alles in Verwirrung sey.

Unbeschreiblicher Schmerz durchdrang bei solcher Nachricht den christeifrigen König und warf ihn aufs Krankenlager. Doch bald rafft er sich auf, ergreift zur unaussprechlichen Freude der zahlreichen Christen die Zügel des Reichs, demüthigt mit Gottes Hilfe die Rebellen, und hilft so der bedrohten christlichen Sache wieder auf. Nachdem so die Ruhe wieder hergestellt war, glaubte Franziscus von nun an ungestört seinem Seelenheil obliegen zu können. Da gefiel es aber dem obersten Herrscher von ganz Japan, unserm Franziscus eine neue Herrschaft zu übertragen, weßhalb sich der gottselige Fürst genöthigt sah, selber an den Hof des Kaisers sich zu verfügen, um solcher Gnade überhoben zu werden. Sein Wunsch sollte erfüllt werden, nur auf andre und bessere Weise als er erwartet. Unterwegs ward er von einer schweren Krankheit ergriffen, und ging so, befreit von allem Irdischen, über welches er sich längst emporgeschwungen hatte, geweiht durch die heil. Sacramente, ein in die Freiheit der Kinder Gottes und die ewige Ruhe, mit deren Vorgeschmack ihn der Herr längst begnadet hatte.

Gleichen Ruhm verdient sein jüngster Sohn, der als nachgeborner Prinz, wie dieß in Japan Sitte ist, dem Bonzenstande gewidmet wurde, aber schon während sein Vater noch Heide war, in früher Jugend das Christenthum so lieb gewann, daß er zu demselben mit Einwilligung seines Vaters übertrat, und der eifrigste Beförderer desselben namentlich unter der vornehmen Jugend wurde, für welche, Dank seinem Feuereifer, bald eine schöne Congregation, eine Pflanzschule christlicher Weisheit und Tugend gegründet werden konnte. Manche dieser Jünglinge hatten die Liebe ihrer Eltern, zeitliches Glück, Aussichten auf glänzende Verheirathung und

vieles andre, was der Welt als wünschenswerth gilt, opfern müssen um der Liebe Christi willen. Ihre freudige Opferwilligkeit, ihr reiner Wandel, ihre Frömmigkeit mögen uns Bürge seyn für den ächtchristlichen Geist, der von Tag zu Tag sich mehrenden bungo'schen Christenheit, von der wir natürlich nicht im Einzelnen sprechen, sondern bloß im Allgemeinen unsre Bewunderung ausdrücken können.

Gleich wie nämlich bei der Schilderung einer schönen Stadt, nur die hervorragendsten Gebäude besonders berücksichtigt werden können, so müssen wir uns auch hier darauf beschränken, die bedeutendsten Bekehrten zu erwähnen. Zwar ist der alleinseligmachende Glaube ähnlich der Sonne, welche auch im geringsten Kräutlein ihre Kraft verkündet. Aber wie dieselbe in dem großen und herrlichen Gewächs, das die Kräutlein überschattet, viel herrlicher erscheint, so ist dieß auch beim Glauben der Fall hinsichtlich derjenigen Personen, die Gott über die anderen erhöht hat, um die Völker zu leiten. Nicht als ob vor Gott nicht alle Menschen gleich wären, aber wir in der Ferne können nur noch die Bergesgipfel unterscheiden, welche über die japanische Christenheit hervorragten.

3. Bekehrung und Tugenden der Könige von Omura und Arima und einiger andern fürstlichen Personen.

Unter den Früchten, welche P. C. Turrianus noch vor der Bekehrung des Königs von Bungo in dem weiten Japan einsammelte, war eine der köstlichsten die Bekehrung des Königs von Omura, welcher in der Taufe den Namen Bartholomäus annahm. Dieser Fürst schien nach seiner Taufe nicht nur dem Geiste, sondern auch dem Fleische nach Christum angezogen zu haben: so sehr strahlte der Geist, den er empfangen, aus seinem Antlitz. Sein Eifer entzündete bald seine ganze Umgebung, und selbst das Heer, das er bald nach seiner Bekehrung sammeln und in's Feld führen mußte, wurde vom

christlichen Geiste berührt. Statt des in Lagern sonst gewöhnlichen Fluchens und Streitens hörte man hier, wo der Geist des frommen Königs waltete, nur erbauliche Gespräche von göttlichen Dingen, vom Erlöser und von christlicher Tugend und vom himmlischen Vaterland. Der König aber brannte von Verlangen, alle seine Untergebenen an dem hohen Christenglücke Theil nehmen zu lassen, in welchem er selber hohen Gottesfrieden in der Brust empfand. Darum schickte er eine kleine Abtheilung nach der andern, in der Absicht so Auffehen und die Feindseligkeit der Bonzen zu verhüten, zur Christenlehre, und es wurden so viele bekehrt, als nur immer bei dem Priestermangel unterrichtet werden konnten. Vom Feldzug zurückgekehrt, wuchs der König noch an Frömmigkeit. Täglich, schon vor Tagesanbruch, begab er sich zur Kirche, verweilte dort stundenlang, ein Muster der Andacht, und einer in Japan seltenen Tugend, der Demuth, für Alle. Zugleich nahm er thätigen Antheil an christlicher Unterweisung der Jugend, und bewies überhaupt einen Bekehrungseifer, der nicht nur bei seiner Gemahlin, sondern auch bei vielen seiner Unterthanen die schönsten Früchte trug.

Es war zu erwarten, daß der böse Feind bei solchen Fortschritten des Christenthums Allem aufbieten werde, um durch Ungewitter die schöne Saat zu verderben. Aber gleich wie oft verderbenschwere Wolken, welche die Hoffnungen des Landmanns zu vernichten drohen, durch höhere Hand zerstreut werden, oder in befruchtendem Regen sich entladen, so hier. Der Aufruhr, den die Götzendiener wider den König erregten, war gefährlich, und ihr Plan, wie jenen, so den P. Turrianus zu ermorden, listig angelegt. Aber der Herr machte ihre List und Gewalt zu Schanden. Der Missionär, welcher gerade in einer fernen Stadt arbeitete, wurde, wie es schien, durch höhere Fügung abgehalten, in die Hauptstadt zu gehen, wo ihn, wie der Mord eines Katechisten bewies, gewisser Tod erwartet hätte; der König aber, obwohl von unzähligen Feinden umlagert, erhielt dennoch, nachdem er

muthig allen Lockungen zum Abfall vom Glauben widerstanden hatte, den Sieg, indem er auszog mit dem siegreichen Zeichen des Kreuzes (1563.)

Zehn Jahre lang war nun zu nicht geringem Vortheile des Christenthums, im Allgemeinen wieder Ruhe. Da erhob sich abermals das verstockte Heidenthum wider den christlichen König in wilder Empörung, als sich's dieser am wenigsten versah. Ueberrumpelt, fast von aller Mannschaft entblößt, schien der König verloren zu seyn. Dennoch war er ruhig, und rief voll Zuversicht: „Ich freue mich von Herzen, daß ich sterben darf zu Ehren und zum schuldigen Dienste meines Gottes, denn ich weiß, daß meine Feinde nur den Christen in mir hassen.“ In diesem Augenblicke sah der König von seinem Schlosse aus, wie die Feinde auch die Kirche von Omura in Brand gesteckt hatten, und nun rief er triumphirend aus: „jetzt ist der Sieg unfehlbar unser, da die Feinde wider Gott und seine Kirche streiten.“ Siegs gewiß machte er mit dem kleinen Häuflein seiner Getreuen, unter dem Feldgeschrei „Jesus und Maria“ einen Ausfall und siehe, die Feinde mußten weichen, und wurden, da von mehrern Seiten Hilfe herbei kam, gänzlich geschlagen, während ihre Flotte an der Wuth des Meeres zu Grunde ging. Solch wunderbaren Sieg wollte König Bartholomäus offen vor Aller Welt dem zugemessen haben, welchem er allein gebührte, dem wahren Gott. Deßwegen beschloß er, nicht nur ein großes Dankfest zu halten, sondern hinfort sein Reich von aller Abgötterei durchaus zu reinigen. Den Anfang machte er damit, daß er am Feste aller Heiligen den vornehmsten Götzentempel in Omura zur Kirche einweihen ließ, und streng befahl, es sollten alle Bürger jederzeit bei der Christenlehre erscheinen; sodann aber versammelte er die vornehmsten Beamten des Reichs, und redete zu ihnen also: „bisher habe ich meinen Vasallen und Unterthanen viel nachgesehen, um dadurch alle einheimische Unruhe und Empörung zu verhüten, nun aber nach glücklichem Sieg über die Rebellen wird mein Glaube

immer lebendiger, meine Erkenntniß immer klarer, daß nur Ein wahrer Gott sey, der Schöpfer Himmels und der Erde, durch dessen Gewalt alle irdischen Reiche vergrößert oder geschwächt, erhalten oder verloren werden, ganz nach seinem göttlichen Wohlgefallen und Willen. So ist demnach mein fester Wille, und gebiete ich hiemit, daß hinfort in meinem Reich kein andrer neben Ihm soll verehrt und angebetet werden. Im Fall Einer aus den Bonzen, oder irgend ein Anderer, wer es immer seyn mag, sich dagegen weigern sollte, so mag er hingehen, wo es ihm beliebt, aber in meinem Reich soll kein Raum mehr für ihn seyn."

Ohne Widerrede stimmten die Beamten des Reiches mit den Befehlen des Königs überein, und selbst die Bonzen wußte der König großentheils zu überreden, daß sie willig die Christenlehre besuchten, obwohl es auch manche unter ihnen gab, die lieber Vaterland als Götzen lassen wollten. Mehr als sechszig Bonzenklöster zeigten sich bereit, den christlichen Unterricht zu hören, und ihr Beispiel zog eine Menge Volks nach sich, so daß die Väter C. Cuello, M. de Figueredo sammt ihren Gesellen, trotz all ihrer Anstrengung dem sehnsüchtigen Verlangen der Volksschaaren nach dem Evangelium kaum mehr genügen konnten, sondern den P. Provinzial, Capralis, zur Theilnahme an dem überreichen Schnitt herbeirufen mußten. In Kurzem hatten sie über 40,000 Seelen in die Scheunen Gottes eingesammelt (1575) und in zahlreichen Kirchen, welche der fromme König aller Orten im Reiche errichtet hatte, wurde der Name des wahren Gottes verherrlicht mit einer Andacht und einer Frömmigkeit, die Bewunderung verdiente.

Voran in Gottseligkeit ging der König und sein Hof und solchem Beispiel folgten freudig die Untergebenen. Kein Wunder also, wenn schon im Jahre 1577 im ganzen Reich das Unkraut der Abgötterei völlig ausgerottet war und dagegen allenthalben die schönsten Blüthen des Christenthums prangten. Zwar brauste noch mancher Sturm über die schöne Saat, so

lange Bartholomäus lebte, aber er hatte nach vierundzwanzigjährigem Ringen und Kämpfen die große Aufgabe seines Lebens, sein Reich zum christlichen zu machen, erfüllt. Hab und Gut, Reich und Leben hatte dieser christliche Held daran gewagt, sie zu erreichen, und ob auch schon Alles verloren schien, verzagte er nicht, denn der Glaube, dieser helle Stern des Lebens, zeigte ihm die Siegesbahn. Die stolzen Götzen und ihre Tempel fielen, und an ihrer Stelle erhob sich das glorreiche Kreuz, unter dessen Zeichen der christliche König kämpfte und siegte. Nach solchem Tagewerk konnte der Held ruhig dem Tod entgegensehen, zumal da er durch die Erziehung seines Sohnes, so viel an ihm war, auch für den Fortbestand des schönen Werkes gesorgt hatte. In rührender Rede legte er seinem Sohne und Erben, Sanchez, vor dem Scheiden die christliche Sache noch einmal ans Herz, und entließ ihn, den Segen des dreieinigen Gottes auf ihn herabrufend, um dann ledig aller irdischen Sorgen, die letzten Stunden seines Lebens in Gebet und Betrachtung des großen, guten Gottes und seines Sohnes hinzubringen. So vorbereitet gab der große Fürst, die Augen auf das Bild seines Heilands, die Seele mit inbrünstiger Liebe zu Gott gerichtet, unter Anrufung der süßen Namen Jesus und Maria seinen gottseligen Geist auf (14. Mai 1587), zum großen Leidwesen seines Volks, aber zur Freude des Himmels, der gewiß über die Ankunft eines solchen Bürgers frohlockte.

Gleichen Eifer für die christliche Sache zeigte der König von Arima, welcher 1579 von P. Al. Valignani sammt seiner Gemahlin getauft worden war, und den Namen Protasius erhalten hatte. Sein Beispiel zog bald mehrere Tausende nach sich, und obwohl auch hier die Hölle Allem aufbot, um das Evangelium zu hemmen, so wurde doch durch die unerschütterliche Standhaftigkeit des Königs, der im Vertrauen auf Gott weder seine empörten Unterthanen, noch den Zorn des christenfeindlichen Kaisers fürchtete, das Christenthum in Aufnahme gebracht, so daß auch hier die schönsten Blü-

then desselben, wie in seiner tugendsamen Schwester Maxentia, einer Zierde aller christlichen Wittwen, emporsproßten.

Auch anderwärts, wie im Königreich Tango drang das Christenthum bis unter die höchsten Personen. Ja die Königin dieses Reichs, welche von ihrem Gemahl die erste Kenntniß von dem christlichen Glauben erhalten hatte und von den Worten desselben, obwohl er nur dem Brennglas glich, das selber kalt bleibend, doch dazu dient, eine Flamme zu erzeugen, entzündet worden war, hatte mit erfinderischem Geiste Allem aufgeboten, um trotz der argwöhnischen Wachsamkeit der Höflinge, christlichen Unterricht und die Taufe zu erlangen. Sie offenbarte aber auch den neuen Geist nicht nur in dem erbaulichsten Wandel, sondern noch schöner als edle Dulderin, die Jahre lang die schnödeste Mißhandlung von Seiten ihres über die Christen bis zur Wuth aufgebrachten Gemahls mit wahrhaft himmlischer Geduld ertrug, und bei allem Elend des Leibes, der Seele nach immer herrlicher erblühte, gleich der Rose unter Dörnern, die mit ihrem lieblichen Wohlgeruch ihre ganze Umgebung erfüllt. Sogar die höchsten Fürsten beim kaiserlichen Hofe selbst, der oberste Feldherr Justus Ucondono und der Oberbefehlshaber der Flotte Augustinus Tzucamidono, Männer ausgezeichnet durch Tapferkeit und reiche Verdienste, hatten sich zur Fahne des Kreuzes gewendet, und bewiesen unter derselben eine noch heldenmüthigere Tapferkeit, als sie in all ihren Feldschlachten gezeigt. Jener war schon als Jüngling fast zugleich mit seinen Eltern getauft worden, und hatte durch seinen Eifer und sein schönes Beispiel viele vornehme Jünglinge dem Glauben und der Tugend gewonnen. Als er nun aber vollends nach vielen Heldenthaten über ein eigenes Fürstenthum gesetzt wurde, ruhte er nicht, bis alle Unterthanen desselben, gegen 30,000, dem Götzendienste entsagt hatten. Auch die Bekehrung des obengenannten Augustinus und mancher anderer Fürsten ist ihm zu verdanken, und alle diese Neubekehrten eiferten um so mehr gegen die Götzen und für den Glauben, als der Kaiser selber die Verkündigung des christlichen Gesetzes gestat-

tet hatte. Aber je mehr der eifrige Ucondono dem Reich der Finsterniß Abbruch that, desto mehr wüthete dasselbe gegen ihn, und es gelang den Heiden, dem Christen durch Verläumdungen aller Art den Zorn des Kaisers und damit die Verbannung zuzuziehen. Wohl hätte Ucondono all seine Reichthümer und Würden behalten mögen, wenn er dem Glauben entsagt hätte, aber lieber wollte er mit seiner ganzen Familie, seinem alten Vater und seiner Mutter, welche Gott für ihr Loos lobpriesen, und all den Seinigen, als ein Bettler im Elend der Verbannung schmachten.

„O dürften wir für unsern Heiland auch das Leben lassen“: so sprachen die edlen Verbannten und zogen von ihren Freunden vielbetrauert selber fröhlich von dannen. Nicht einmal die Unterstützung ihrer reichen Freunde wollten sie annehmen, sondern eingedenk des armen Lebens ihres Heilandes, selber arm bleiben (1594). Mit seiner Hände Arbeit ernährte jetzt der Fürst seine Eltern und seine Kinder voller Heiterkeit und Seelenruhe, unter dieser schönen, frommen Familie selber die herrlichste Gestalt, unter Japans Christen eine der edelsten Erscheinungen. Zwanzig Jahre schwanden dahin, da wurde Ucondono von einem neuen Kaiser nach Hof gerufen, um in alle seine Würden wieder eingesetzt zu werden, falls er dem Glauben entsagen wollte. Mit Abscheu wies er solche Zumuthung zurück, und ging aufs Neue ins Elend, ja er verließ sein Vaterland ganz, und segelte nach den Philippinen, wo er mit höchstem Jubel aufgenommen wurde. Doch kaum war er angekommen, so wurde er von einer schweren Krankheit ergriffen, in welcher er mit hoher Gottergebenheit starb, seinen Kindern einen unvergleichlichen Schatz hinterlassend in seinem Glauben und seiner heldenmüthigen Tugend (1614).

Aehnlichermaßen verherrlichte seinen Glauben auch der obgenannte Augustinus. Viele andre fürstliche Personen aber, welche der Herr nicht auf den Wegen des Leidens führen wollte, gaben durch ihren Wandel und ihren Bekehrungs-

eifer, so wie durch ihre Andacht Zeugniß von dem Geiste Gottes, welcher in der Taufe über sie gekommen war. Während übrigens die Gnade Gottes sich so an den höchsten Personen in Japan verherrlichte, offenbarte sich auch und zwar in reichem Maße ihre Kraft an unzähligen Personen niederen Standes, ja an den gesammten Christengemeinden, gleichwie die Sonne, welche die Berge beleuchtet, auch die Thäler mit ihrem Lichte erfüllt. Wer zählt sie alle die Beispiele schöner Christentugenden, die in Japan geblüht, Beispiele heldenmüthiger Jungfräulichkeit, schöner Glaubenstreue, hoher Gottesfurcht, flammenden Bekehrungseifers. Christliche Jungfrauen, die lieber sterben wollen, als sündigen, arme Landleute, die mitten unter eine Schaar Heiden stürzen und die Götzen zertrümmern, Frauen, die ihren Männern Glaubensmuth einflößen, arme Handwerker, die keinen höhern Gewinn kennen, als die Seelen ihrer heidnischen Mitbürger, solche Beispiele geben nur eine schwache Vorstellung von den lieblichen Früchten dieses neugeschaffnen Gartens Gottes, den man wohl mit den gesegneten Landstrichen der tropischen Zone vergleichen kann, welche, kurz zuvor noch dürre Steppen, in reicher Fülle grünen und blühen, sobald der befruchtende Regen auf sie fällt. Aber freilich kam über diesen schönen Garten nur zu bald eine fürchterliche Ueberschwemmung.

Doch bevor wir in der Geschichte weiter gehen, müssen wir erst Einiges berichten über

4. Die Gesandtschaft der drei christlichen Könige Franziscus, Protasius und Bartholomäus an den heiligen Vater.

Es war noch nicht lange her, daß die genannten drei Könige bekehrt waren, als sie sich gedrungen fühlten, dem allgemeinen Vater der Christenheit, damals Gregorius XIII., ihre Ehrfurcht zu bezeugen und die junge Kirche seiner väterlichen Obhut zu empfehlen. Gerne hätten sie dieß in eigener

Person gethan, da aber dieß unmöglich war, so schickten sie drei hochfürstliche japanische Jünglinge als Gesandte an den heiligen Vater ab.

Schon in Portugal und Spanien wurden dieselben mit großer Freude und außerordentlichen Festlichkeiten aufgenommen. Welch süße Tröstung aber ihre Ankunft erst dem greisen Pabste bereitete, da ihr Einzug in Rom gleichsam ein Triumph der katholischen Kirche war, läßt sich kaum beschreiben. Der alte Gregorius zerfloß in Thränen über die Freude, die der Herr ihm noch vor seinem Ende geschickt, und ganz Rom schien gleiche Empfindung zu theilen. Es mußte aber auch erhebend seyn für jedes katholische Herz, die Könige des äußersten Ostens an den Mittelpunkt der katholischen Welt kommen zu sehen, um hier ihre Anhänglichkeit an diesen Glauben vor dessen oberstem Verkündiger auszusprechen.

Ohne Zweifel war dieß Fest eines der schönsten, das Rom je gefeiert hat. Es wäre jedoch nicht am Orte, es hier weitläufiger zu schildern und etwa alle Reden und Schreiben der Gesandten mitzutheilen. Wir beschränken uns daher darauf, kurz das Schreiben des Königs von Bungo und die Antwort des heiligen Vaters an diesen zu geben, zumal da die andern diesen im Wesentlichen gleich sind.

Das erstere lautete:

„Dem, der die Stelle des Himmelskönigs vertritt, dem allergrößten und allerheiligsten Vater.

Bei treuer Zuversicht zu meinem Gott und Herrn, will ich in höchster Demuth nachstehende Zeilen an Ew. Heiligkeit gerichtet haben. Der große Gott, der Himmel und Erde, Sonne, Mond und alles Gestirn, mit höchster Gewalt beherrscht, hat sein göttliches Gnadenlicht über mich aufgehen lassen, und die finstre Nacht meines Irrthums, in welchem ich aus Unwissenheit allzulang versunken war, gnädigst abgewendet, und zugleich über diese Länder die großen Schätze seiner Barmherzigkeit und himmlischen Gaben ausgegossen. Es sind

bereits mehr als vierunddreißig Jahre vergangen, daß es Ihm gefallen hat, die Priester der Gesellschaft Jesu in dieß Königreich Japan abzusenden, durch deren heilsame Bemühungen die göttlichen Samenkörner über die Herzen der Einwohner ausgestreut worden, von welchen eines durch Seine besondere Begnadigung in meine Seele glücklich gefallen ist; welches ich nächst Gott, billig den Verdiensten und der Vorbitte Ew. Heiligkeit will zugemessen haben. Wenn die Feinde christlicher Religion mich nicht auf allen Seiten mit Krieg bedrohten, und mein vorgerücktes, von viel Ungemach und Krankheiten beschwertes Alter es zuließe, wollte ich, meiner Sehnsucht folgend, in eigener Person die heiligen Oerter besucht, meinen ehrfurchtsvollen Gehorsam Ew. Heiligkeit dargelegt und mit schuldigstem Fußkuß demüthigst gebeten haben, meine Brust durch Dero eigene Hand mit dem heil. Kreuze zu bezeichnen. Weil aber dieß mein Verlangen angeführtermaßen gehemmt war, so war ich entschlossen, meinen Enkel Hieronymus, des Königs von Fiunga Erbprinzen, an meiner Statt abzusenden. Da nun aber auch dieß unmöglich wurde, so hab' ich endlich Mancius, den Neffen des erwähnten Königs auserkoren; indem ich hiebei Ew. Heiligkeit als Gottes Statthalter auf Erden demüthigst ersuche, Dieselben mögen mich und alle neugebornen Schäflein Japans mit gnädigster Gewogenheit in Dero väterliche Obsicht an- und aufnehmen. — Der E. P. Visitator (A. Valignanus) und Mancius werden weiteren Bericht erstatten über alles dasjenige, was von hier aus Merkwürdiges zu melden ist, insonderheit den Zustand meiner Person betreffend.

Dieß hab' ich geschrieben den 11. Februar im Jahr der gnadenreichen Ankunft unsers Heilands in diese Welt 1582.

Franziscus, König von Bungo, der nichts höher schätzt, als die Füße Ew. Heiligkeit küssen zu dürfen."

Auf dieses Schreiben antwortete der heilige Vater (Sixtus V., denn Gregor war unterdessen gestorben,) folgendermaßen:

„Geliebtester Sohn im Herrn!

Nebst väterlichem Gruß bezeugen Wir hiemit, daß die ausnehmende Gottseligkeit, welche aus Eurem an Uns ergangenen Sendschreiben, zumal auch durch die abgeordneten, hochansehnlichen Gesandten zu vernehmen war, dem allmächtigen Gott gewiß höchst wohlgefällig gewesen und nicht weniger die Engel im Himmel als die Menschen auf Erden ausnehmend erfreut habe. Jenes innige Vergnügen, das weiland Gregorius, seligen Andenkens, damals höchster Priester der Christenheit empfunden, das Frohlocken Unsrer E. E. Brüder der Cardinäle, die allgemeine Freude des Volks, hat Unser Gemüth tief ergriffen, die göttliche Barmherzigkeit für Solches dankschuldigst zu preisen. Von der Zeit aber, da Unser Vorfahrer die irdische Bürde des Fleisches abgelegt, und Wir zu der verlassenen Würde, wiewohl ohne irgend ein Verdienst erhoben worden, haben Wir, zumal da Unser geliebter Sohn Mancius gleiche Gehorsamsleistung auch Uns angelobt, in ihm Eure vortreffliche Gottseligkeit herzlich umfangen, mit aufrichtiger Gewährung aller väterlichen Gunst und Hilfleistung, ja alles dessen, was in Unserer Macht liegt.

Wir zählen Euch nunmehr, und wollen Euch gezählt haben unter die christlichen Könige, als deren Einen Wir Euch allbereits anerkennen. Insbesondere aber wünschen Wir Euch Glück wegen der Klugheit und Herzhaftigkeit, die Ihr bei einem Angriff des Satans und seines Anhangs in beharrlicher Bekenntniß des einmal angenommenen wahren Glaubens in allweg bewiesen, mitten unter den wüthenden Verfolgungen auch die freie Uebung der christlichen Tugendwerke ungestört fortsetzend, welche ohne die besondere Gnade Gottes und den Beistand des heil. Geistes nicht mögen geübt werden; wie Ihr ja selbst bekennen müßet, daß dieses Alles herrührt aus dem Brunquell alles Guten.

Eure Kriegswaffen sollen gestärkt seyn mit wohlgegründeter Hoffnung, die Euch ohne Unterlaß zu Gemüthe führt die Worte des Apostels, (Hebr. 10.):

„„Gedenket der frühern Tage, in welchen Ihr, nachdem Ihr erleuchtet worden, einen großen Kampf in allerhand Leiden ausgestanden habt, da Ihr eines Theils durch Schmach und Trübsal selber zum Schauspiel, andern Theils Genossen derjenigen geworden, die solches Loos getheilt, da Ihr ja Mitleid gehabt mit den Gefangenen, und es mit Freuden aufgenommen, daß Ihr Eurer Güter beraubt worden, wohl wissend, daß Ihr ein viel besseres und bleibend Gut im Himmel habt. Deßwegen lasset euer Vertrauen nicht fahren, welches eine große Belohnung hat.““

Mit gleicher Hoffnung sollt Ihr Euern geliebten Sohn ermuntern, dieweil die Kriegsleute Jesu Christi herzhaft und unerschrocken den Verfolgungen entgegengehen müssen und mitten in denselben im Geringsten nicht wanken, noch darüber als eine ungewöhnliche Sache bestürzt werden dürfen. „„Alle die, so gottselig leben wollen in Christo““, sagt der erwähnte Apostel, „„werden Verfolgung leiden.““ Deßwegen aber werden sie der Gnade Gottes und seines mächtigen Beistandes keineswegs beraubt, da Er selber es verheißt: „„Ich bin mit ihm im Leiden und will ihn daraus erretten, und zu Ehren bringen.““

Die Wohlthaten, die Euch der freigebige Gott gnädigst ertheilt, traget immer im Gedächtniß. Seyd unverzagt bei allen widrigen Schickungen, die niemals ein standhaftes Gemüth zum Wanken bringen dürfen.

Erinnert Euch oft des trostvollen Leidens unseres Seligmachers, dessen Gedächtniß in Euch Wir dadurch lebendiger machen möchten, daß Wir Euch hiemit einen in Gold gefaßten Theil des h. Kreuzes, an welchem er selbst gehangen und für uns gestorben, übersenden. Nebstdem erhaltet Ihr ein Schwert und an Helmes Statt einen Hut, beides nach uraltem Gebrauch Unserer Vorfahrer in der Weihnacht, der Geburt Christi, mit dem gewöhnlichen Kirchensegen geheiligt. Hiebei bitten

Wir den Allgütigen, der zur Erlösung der Welt Mensch geworden, daß Er Eure Hand bewaffne mit dem Schwert des heil. Geistes und Euer Haupt mit dem Helm der Seligkeit Euch beschirme wider allen feindlichen Anfall und Euch vollkommenen Sieg verleihe.

Das erwähnte Schwert und den Hut sollt Ihr empfangen nach vollendetem Meßopfer, zu welcher Zeit Wir allen Anwesenden, die nach wahrer Bereuung ihrer Sünden das hochheilige Altarsacrament genießen, und für Friede und Wachsthum der allgemeinen Kirche, für Wohlfahrt der christlichen Fürsten und Potentaten und für Ausreutung der Ketzereien bitten werden, aus hohem Vertrauen zu der übergroßen Barmherzigkeit Gottes und aus der von ihm den Aposteln Petrus und Paulus ertheilten Gewalt vollkommenen Ablaß williglich verleihen.

Der sittsame Wandel und die auferbauliche Gottseligkeit Eures Enkels Mancius gereicht Uns zu besonderem Trost und Vergnügen. Wir halten ihn für den Unsern und sind ihm mit väterlicher Zuneigung herzlich gewogen. Er wird Euch über all das, was hier vor sich gegangen, ausführlich Bericht erstatten. Wir aber bitten mit treuem Herzen die göttliche Majestät, daß sie Euch, alle Unterthanen, und Euer ganzes Reich mit christlicher Einigkeit, Friede und allerhand Gütern begnadigen wolle."

Wie die angeführten beiden Sendschreiben, so athmeten auch die übrigen Schreiben und die Anreden und Gegenreden, von Seite der Japaner kindliche Ehrfurcht, von Seiten des Papstes väterliche Liebe.

Die japanischen Gesandten aber waren ganz entzückt über den Empfang, der ihnen vom Oberhaupt der Christenheit geworden und über alles das, was sie bei ihrem langen Aufenthalt zu Rom von der Herrlichkeit der Kirche geschaut. Sie waren, als sie endlich die Rückreise antraten, von Bewunderung erfüllt, die um so größer war, je weniger sie an Herrlichkeit von dem Westen erwartet hatten, der nach der Vorstellung

der heimathstolzen Japaner als das Land der Armseligkeit erscheint.

Wie daher die Rückkehr der Gesandten in ihr Vaterland für die Christen das schönste Fest war, und ihren Eifer noch erhöhte, so mußte es auch hinsichtlich der Heiden von größtem Erfolge seyn, wenn die Berichte der in ihr Vaterland zurückkehrenden Gesandten die verächtliche Meinung, welche die Japaner bisher von den Europäeru als einem Bettelvolk gehabt, aufhoben. Denn der unermeßliche Hochmuth, und die geckenhafte Eitelkeit, mit welcher die Japaner bisher auf die Europäer herabzusehen gewohnt waren, hatte dem Evangelium gar manches Hinderniß in den Weg gelegt. Dieser greisenhaft kindische Hochmuth konnte aber diesem Volke, das sich selbst überlebt hatte, nicht wohl anders benommen werden, als wenn es durch seine eigenen Augen gleichsam überzeugt wurde, wie es hinter den Europäern auch an äußerm Glanz gar weit zurückstehe. Kaum hatte man daher in Japan von der Rückkehr der Gesandten und den Herrlichkeiten des Westens gehört, so entstand eine eigene Verwunderung in diesem Volke, das fest geglaubt hatte, ausser Japan und China sey Alles kaum der Rede werth. Jedermann wollte jetzt die Gesandten sehen, und aus ihrem Munde die unglaublichen Neuigkeiten vernehmen. Der Kaiser (Taycosama) selber wollte die Gesandten bei sich haben, und wurde durch ihre Schilderungen merklich in dem Haß besänftigt, den er zuvor gegen das europäische Gesetz, vorzugsweise aus Verachtnng der Ausländer gehegt. Es wurden sogar nicht wenige vornehme Japaner und eine Menge Volks für das Christenthum gewonnen, seit die Gesandten so Rühmliches von den „Barbaren“ erzählt.— Ueberhaupt schien es, daß von nun an das Christenthum einen noch höhern Aufschwung nehmen, und bald ganz Japan durchdringen werden.

Aber schon hatte sich von allen Seiten ein furchtbares Ungewitter zusammengezogen, ja es hatte bereits in schweren Schlägen die japanische Kirche getroffen, und wenn jetzt die

schwarzen Wetterwolken ruhten, so war dieß nur, um bald desto fürchterlicher zu toben.

5. Verfolgungen der japanischen Kirche.

Begünstigt von den Kaisern Cubo und Nobunango, welche zwar selber nicht Christen werden wollten, aber doch die Götzen verachteten und die Christenlehrer hochschätzten, als Männer, die „großen Herzens seyn müßten", hatte das Christenthum in Japan durch den außerordentlichen Eifer der immer sich mehrenden Missionäre anßerordentliche Fortschritte gemacht. Allenthalben im Reiche waren blühende Kirchen nnd Schulen, viele Könige und Fürsten bekehrt, am kaiserlichen Hofe selber die bedeutendsten Männer und vornehmsten Frauen Christen, und die Missionäre, unter welchen bereits eine gute Zahl Japaner, in größtem Ansehen, und die Christen im Allgemeinen gegen die Verfolgungen der Götzendiener gesichert. Während mehrere Kaiser nach einander gestürzt wurden, schien das Christenthum einen ungestörten Fortgang zu haben, und sogar Kaiser Taycosama, von dem man Anfangs Schlimmes besorgt hatte, war längere Zeit den Missionären ausnehmend günstig. Ja, er hatte sogar schon versprochen, daß er, wenn ihm gewisse Eroberungsplane gelängen, zur Verbreitung des Christenthums in ganz Japan eifrigst mitwirken wolle. —

Allein, wie oftmals am schönsten Tage urplötzlich ein wildes Gewitter heraufzieht, so auch hier. Unerklärlich war dasselbe keineswegs. Denn abgesehen davon, daß die Schlechtigkeit europäischer Kaufleute, welche immer zahlreicher nach Japan kamen, bereits viel böses Blut bei den Japanern gemacht hatte, und daß der Verdacht gegen schlechte Absichten derselben bei einer so argwöhnischen Nation immer höher gestiegen war nnd von den Feinden des Christenthums fortwährend geschürt wurde, gab es unmittelbare Veranlassungen genug, welche die Gunst des wankelmüthigen Kaisers in Haß verwandelten

Wie die Gunst eines Tyrannen überhaupt etwas sehr Wandelbares ist, so bedurfte es auch hier nur eines unbedeutenden Anlasses, um den Zorn des Kaisers gegen die Christen zu entflammen. Es hatte ihn einmal gelüstet, ein schönes portugiesisches Schiff, welches zu Firando eingelaufen war, bei sich in Facata zu sehen. Daß dieser Wunsch nicht erfüllt werden konnte, erschien dem Kaiser als der sträflichste Ungehorsam, und er beschloß sogleich die Christenlehrer aus Japan zu verbannen, um so mehr als zu derselben Zeit mehrere Christenmädchen sich weigerten, den maßlosen kaiserlichen Lüsten zu fröhnen, woraus er schloß, daß die Christen zum Ungehorsam gegen ihren Herrn angeleitet würden. Alsbald wurde nun das Verbannungsurtheil wider die Priester der Gesellschaft Jesu im ganzen Lande ausgeschrieben.

Diese aber fanden keineswegs für gut, so wohlfeilen Preises ihre japanischen Eroberungen im Stiche zu lassen, sondern beschlossen in einer allgemeinen Versammlung zu Firando, für alle Fälle im Lande zu bleiben. Sie vertheilten sich demnach in die Provinzen der verschiedenen christlichen Fürsten, die sämmtlich wetteiferten, die größte Zahl der Glaubensboten bei sich aufnehmen zu dürfen.

Glücklicherweise minderte sich für dießmal bald wieder der Zorn des Kaisers, nachdem er viele christliche Kirchen hatte niederreißen lassen. Ja er wäre wohl, besonders auf Fürbitten seiner Gemahlin, geneigt gewesen, den Verbannungsbefehl wieder aufzuheben, wenn es ihm nicht schmachvoll für einen Kaiser geschienen hätte, seine Befehle zu widerrufen. So blieben die Missionäre und Christengemeinden für dießmal unverletzt, und es hatte die ganze Verfolgung nur Gelegenheit gegeben, um den unerschütterlichen Muth der Hirten und ihrer Heerden kund zu geben, und dazu gedient, denselben zu erhöhen. Nur zu bald sollte ihre Standhaftigkeit auf eine härtere Probe gesetzt werden.

Kaum war nämlich der Zorn des Kaisers besänftigt, so wurde er durch einen neuen Umstand noch höher entflammt, und kam zu einem stärkeren Ausbruch, Gewitterwolken gleich,

die viel gefährlicher sind, wenn sie in das Thal, aus welchem sie sich glücklich zu entfernen schienen, wieder zurückgetrieben werden.

Bei seiner grenzenlosen Herrschsucht hatte der Kaiser in einem eigenen höchst übermüthigen Schreiben den spanischen Statthalter auf den Philippinen aufgefordert, ihn als Oberherrn anzuerkennen. Es war billig, daß der Statthalter solche Zumuthung abzuweisen suchte, daß er sich aber damit entschuldigte, er könne nicht glauben, daß der Kaiser sie gemacht, „da ihm die Patres Missionäre nichts davon geschrieben hätten", das war höchst unklug und dem Glauben höchst nachtheilig. Denn dieß war dem Kaiser genug, um die Missionäre als Spione anzusehen, die den Ausländern die Geheimnisse Japans verriethen. Schon ärgerlich über die verzögerte Unterwerfung des spanischen Statthalters, wurde der Kaiser durch den Verdacht gegen die Missionäre noch viel aufgebrachter, zumal da ein ein elender Spanier, theils aus Eifersucht gegen die Portugiesen, welche in Japan vorzugsweise den Handel betrieben, theils aus angeborner Bosheit die Portugiesen sowohl als ihre Patrone, die Jesuiten, auf alle mögliche Weise verläumdete. Sogleich wurden die alten Verbote gegen das Christenthum aufs Strengste erneut, und die Christen aller Orten auf das Härteste bedrängt. Als nun aber vollends mehrere Franziscaner, welche von dem Statthalter der Philippinen in den obenberührten Staatsangelegenheiten nach Japan geschickt worden waren, statt ihren Eifer zu zügeln, trotz dem ausdrücklichen Verbote des Kaisers zu Meacum und Ozaka öffentlich predigten und Gottesdienst hielten, unbekümmert, wie es schien, ob sie die ganze japanische Kirche in die größte Gefahr brächten oder nicht: so wußten dieß die Feinde des Christenthums zu benützen, um die Verfolgung, die sich bisher mit Verbannungen begnügt hatte, zur blutigen zu machen.

Gewiß wäre dieß nicht so schnell geschehen, wenn die Franziscaner den Jesuiten hätten nachahmen wollen, welche unab-

läſſig und mit vielem Segen auch nach dem Verbote wirkten aber ohne ihr Wirken vor den erbosten Heiden zur Schau zu ſtellen. Ohne Zweifel waren die Franziscaner muthige Männer, und voll aufopfernder Liebe, die ſie, zur Bewunderung der Heiden ſelber, in einigen Spitälern für Ausſätzige übten, hingegen klug waren ſie nicht. Dieß letztere wäre aber vorzüglich zu wünſchen geweſen bei einer Lage, wo die kleinſte Uebereilung das Schwert der Vertilgung über die ganze japaniſche Kirche bringen konnte.

Uebrigens ſcheint es, daß Gott dieſe Kirche durch Ströme von Martyrerblut habe verherrlichen wollen, und daß deßhalb wohl auch ohne den unklugen Eifer der Franziscaner geſchehen wäre, was geſchehen ſollte.

Bisher waren wohl einzelne Opfer der heidniſchen Wuth gefallen, unter ihnen die verdienſtvollen Miſſionäre F. Carrion, G. Carvajal, J. Furnalettus, Th. Mantel, denen die Heiden Gift gegeben hatten, und mehrere edle Dienſtmädchen, welche von ihren heidniſchen Herren ermordet worden waren. Aber jetzt brach eine blutige Verfolgung von Seite des heidniſchen Staates aus, der ſich bisher begnügt hatte, die verhaßten Chriſten zu verbannen.

Taycoſama nämlich, wüthend über den Ungehorſam der Miſſionäre, befahl, ſo viele derſelben zu Meacum und Ozaca zu ergreifen als man deren habhaft werden könnte, und auch diejenigen gleich ihnen zu behandeln, welche mit denſelben in beſonderer Verbindung ſtänden.

Sechs Franziscaner (Petrus Baptiſta, Mart. de Aguirre, Phil. de las Caſas, Conſ. Garcia, Fr. a S. Michaële und noch ein Anderer), drei japaniſche Jeſuiten (Paulus Sacki, Johannes Goto und Jacob Gisai) und 15 japaniſche Laienbrüder geriethen in die Gewalt der Häſcher, und gewiß hätten noch mehr Jeſuiten dieß Loos getheilt, wenn ſie nicht in Meacum von dem Gouverneur verſchont worden wären.

Die Gefangenen traf alsbald das Todesurtheil. Als Verkünder und Anhänger des verbotenen Gesetzes sollten sie zu Nangasachi gekreuzigt werden, nachdem ihnen zuvor die Ohren abgeschnitten, und sie zu eigener Schmach und Andrer Warnung im Lande herumgeführt wären als schändliche Verbrecher. Welche Freude für die Jünger Christi, ihrem Meister im Tode ähnlich werden zu dürfen. Ihr ganzes Wesen drückte nur Heiterkeit und innige Seelenfreude über das herrliche Loos aus, das ihrer wartete. Zum bewunderungsvollen Erstaunen der Heiden, von denen mehrere durch den Anblick dieser christlichen Helden für den Glauben gewonnen wurden, kamen aus ihrem Munde nur Worte des Preises und Dankes gegen Gott. Ja den drei Jesuiten insbesondere (die Franziscaner waren der Sprache noch nicht so mächtig), diente der Henkerskarren, auf dem sie zur weitentlegenen Richtstatt geschleppt wurden, zur Kanzel, um den Schaaren des Volks Christum zu verkündigen.

Besonders rührend war es, unter den Verurtheilten einige Knaben zu sehen, welche von den Missionären erzogen, Genossen ihrer Marter seyn wollten und eine heroische Tapferkeit hiebei bewiesen. Nicht die Bitten der schwachen Eltern, nicht reizende Versprechungen der Heiden, nicht die Vorstellung der Todesqual konnte sie in ihrem Entschluß wankend machen. „Wie thöricht wäre ich," rief einer derselben, „wenn ich das ewige mit dem zeitlichen Gut vertauschen sollte! Wisset, daß mich weder Kreuz noch Tod erschrecken kann! Im Gegentheil ist mein einziges Verlangen, dem zu Lieb mein Leben hinzugeben, der einst das seinige für mich geopfert hat. „Gleich ihm gab es noch gar manche Jünglinge und Knaben unter dem zahlreich versammelten christlichen Volke, welche wie diese sämmtlich eine außerordentliche Begierde nach dem Martyrthum bezeigten und offen aussprachen, daß sie kein höheres Glück kenneten, als mit ihren Glaubensbrüdern sterben zu dürfen. Diese schienen auch wirklich mitten in der Marterpein verklärt zu seyn, und unterstützt von den zu ihrem

Trost herbeigeeilten Vätern Rodriguez (dem ersten Bischof Japans), und Paez, welchen der Gouverneur solchen Liebesdienst gestattete, priesen die christlichen Helden, deren Zahl sich durch zwei zu der Gefangenen Pflege herbeigekommene Japaner auf sechsundzwanzig erhöht hatte, in lauten Gesängen: „Lobet ihr Kinder den Herrn“ u. dergl. am Kreuze ihren Erlöser, bis sie, durch tödtliche Lanzenstiche durchbohrt, sich auf ewig mit ihm vereinigten (5. Februar 1597), belohnt mit der Martyrerkrone, die ihnen die Kirche auch feierlich zuerkannt hat.

Mit diesen Opfern schien die Wuth der Verfolgung für dießmal besänftigt zu seyn, wenn auch noch manche Christen, darunter selbst Hoffräulein, welche mit edler Standhaftigkeit und hoher Freudigkeit ihrem Jesus zu Lieb Alles erduldeten, ins Elend verwiesen wurden. Nur in den Provinzen floß hie und da noch Blut, in welchen wohldienerische Vicekönige um der Hofgunst willen besonderen Eifer gegen die Christen an den Tag legen zu müßen glaubten. Unter diesen Wüthrichen war leider auch der aus Schwäche vom Glauben abgefallene Sohn des gottseligen Königs von Bungo, der sich aber durch seinen neuen Götzeneifer schlechten Dank beim Kaiser verdiente, und später durch Elend zur Buße und zum Heile wieder zurückgeführt wurde.

Im Allgemeinen aber gereichte diese Verfolgung nur zur Förderung der christlichen Sache, denn viele Tausend Heiden, welche die Herrlichkeit des Christenthums besonders in den Verfolgten erkannt hatten, ließen sich schon während der Unglückszeit und nach derselben taufen. Das Blut der Martyrer war auch hier ein Saame des Christenthums geworden.

Es hatte sogar, da bald darauf Taycosama starb und einen, wie es schien, den Christen sehr günstigen Vormünder seines unmündigen Sohnes hinterließ, den Anschein, als ob ein neuer Sommertag für die christlichen Saatfelder kommen sollte. Wirklich konnten die Glaubensboten wieder ihre verlassenen Collegien beziehen, ihre Erziehungshäuser wieder eröffnen, und da der Reichsverweser volle Glaubensfreiheit ge-

stattete, und Könige und Fürsten wieder christliche Lehrer berufen, eine erweiterte Wirksamkeit beginnen.

Allein es stand nicht lange an, so schwand die Gunst des Reichsverwesers, der sich jetzt Dayfusama nannte, und an ihre Stelle trat grimmiger Haß, indem die Furcht vor den Ausländern, namentlich den Spaniern, deren Macht sich in der Nähe Japans immer weiter ausdehnte, sich in bösen Argwohn gegen die Christen überhaupt, und dann in Wuth gegen dieselben verwandelte. Ein großer Theil der Schuld hievon ist nicht so fast der Unbesonnenheit eines spanischen Seemannes beizumessen, der einem Japaner sagte, daß die Spanier durch die Missionäre die erste Kundschaft von den Ländern erhielten, die sie erobern wollten, sondern vorzugsweise muß man sie der Bosheit holländischer und englischer Krämerseelen zuschreiben, welche aus Haß gegen die Spanier und Portugiesen, als Papisten und Handelsrivalen zugleich, die argwöhnischen Japaner auf alle Weise zu bereden suchten, daß die genannten Völkerschaften auf Eroberung der ganzen Welt ausgingen, und die Missionäre nur ihre Aussendlinge seyen, um Zwiespalt unter den Völkern zu säen, weßhalb sie auch von den christlichen Fürsten in Europa verjagt worden wären.

Nichts konnte so geeignet seyn, als diese ächt ketzerische Verläumdung, um den Zorn des Kaisers wider die Christenlehrer und ihr Gesetz aufs höchste zu reizen. Wie, er sollte diese verrätherischen, zwietrachtsäenden Fremdlinge im Lande behalten, während sie von den europäischen Fürsten selbst verscheucht worden wären? Fürwahr die Bosheit der Ketzer hatte nicht wirksamer verläumden können, als dießmal.

Ohne Verzug wurden nicht nur die alten christenfeindlichen Gesetze Taycosamas wieder in Wirksamkeit gesetzt, sondern sogar noch verschärft. Am Hofe selber wurde strenge Untersuchung angestellt, wer etwa noch der verhaßten ausländischen Religion anhänge, und 14 der angesehensten Personen wegen der unerschütterlichen Freimüthigkeit, womit sie

ihren Glauben bekannten, ins Elend geschickt, was sie noch als eine besondere Begnadigung wegen ihrer Verdienste ansehen mußten, da ihnen die Todesstrafe bestimmt gewesen. Mit einer Freudigkeit, als obs zum Brautzuge gehen sollte, sah man diese edlen Ritter Christi mit Weib und Kind ins Elend ziehen, obwohl sie nicht wußten, wo sie Nahrung oder Wohnung finden sollten, da es streng verpönt war, sie ihnen zu gewähren. „Ich kann mich nicht genug wundern", schrieb einer derselben an die Missionäre, „über die überschwängliche Barmherzigkeit Gottes, durch welche mir ärgstem Sünder die hohe Gnade widerfahren, daß ich um seines Namens willen ins Elend verwiesen bin. Nun glaube ich wahrhaftig der glückseligste Mensch auf Erden zu seyn, da ich meinem Gott in voller Freiheit dienen kann. Nur Eines schmerzt mich, daß ich mein Leben nicht hingeben darf für denjenigen, der für mich am Kreuze gestorben. Doch lebe ich der frohen Zuversicht, der gütige Gott werde noch, so es zu seiner Ehre gereichet, den glückseligen Tag anbrechen lassen, an welchem dieß mein heißes Verlangen erfüllt wird."

In solchem Geiste trugen diese christlichen Helden das Elend der Verbannung, und viele Andre eiferten ihnen nach; ja es gab edle Jünglinge, die es für das größte Unglück ansahen, nicht auch das Elend für Christus erdulden zu dürfen, weßhalb sie hohen Muthes zu den kaiserlichen Gerichten hintraten und frei und laut bekannten, daß sie Jünger Christi seyen, Himmel und Erde zu Zeugen anrufend, daß sie nicht eine Linie von ihrem Glauben abweichen würden.

Doch nicht nur Helden hatte die japanische Kirche, sondern auch manchen Abtrünnigen, wie z. B. den vatermörderischen Sohn des Königs Protasius von Arima. Solche Apostaten waren dann gerade die wüthendsten Christenverfolger, aber ihre Schlechtigkeit hatte der Herr nur zugelassen, um die erhabene Tugend der japanischen Christen in ein um so helleres Licht zu stellen. Gegen Einen solchen Verräther standen immer Hunderte von treuen Helden, und selbst Kinder

stellten sich in ihre Reihe. Voran gingen stets die vornehmsten Männer und ihnen nach kam das Volk. Frauen wetteiferten an Tapferkeit mit ihren Männern, Mütter mit ihren edlen Söhnen. Da sah man Frauen, die ihre Söhne zum Tode begleiteten, und dieselben glücklich priesen, daß sie ihr Leben für Gott und den Glauben zum Pfand gegeben. „O wie glückselig bin ich", rief einst die Mutter des edlen Simon Gifioie, das abgeschlagne Haupt des Sohnes in der Hand, „daß ich meinen Sohn, meinen einzigen herzgeliebten Sohn, dem himmlischen Vater zum Schlachtopfer geben darf." Seine junge Gemahlin aber küßte das blutende Haupt mit süßer Zärtlichkeit, und verklärten Blickes rief sie aus: „O allerglücklichster Simon, bitte doch für uns bei der göttlichen Majestät, daß wir dir bäldest nachwandern und seiner Gegenwart unabläßig genießen. O wundersame und außerordentliche Barmherzigkeit Gottes." Und siehe, nicht lange nachher ward ihr Wunsch erfüllt; beide Frauen in Gesellschaft einer andern sammt deren Söhnlein wurden gekreuzigt, und bewiesen hiebei, insbesondere auch der Knabe, einen solchen Heldenmuth, daß der, welcher die Hinrichtung geleitet hatte, in sich ging und den Glauben annahm.

Es wäre unmöglich, alle die Martyrer hier aufzuzählen, welche als Opfer der stets wachsenden Verfolgung fielen. Aber wir können uns nicht enthalten, noch einige der heldenmüthigsten namhaft zu machen.

Zu ihnen gehört ohne Zweifel der edle Fürst Michael Buiendono, der lieber mit Weib und Kind den Tod erleiden, als von seinem Glauben weichen wollte. Fast übertroffen ward er noch von einem blinden Manne, der gar anmuthig zur Leyer zu singen und durch seine christlichen Lieder gar viele Herzen zu gewinnen wußte. Angegeben bei dem christenfeindlichen König von Amanguci, daß er viel Volk verführe, wurde er alsbald gefänglich eingezogen. Man bot dem armen Manne reiche Güter, er schlug sie aus, man drohte ihm mit

Qual und Tod, er verachtete beides, nur begierig, seinem Heiland auf dem Todespfad zu folgen.

Unvergleichlich war aber die Tapferkeit eines andern Japaners zu Amanguci, der zum Feuertod verdammt, nicht aufhörte, den Herrn zu verkündigen, bis ihm, der mitten in der Feuerqual unbeweglich wie ein Fels gestanden und unter unbeschreiblichen Peinen nicht einen Schmerzenslaut von sich gegeben hatte, der Leib zu verdorren begann.

Bei solchen Vorbildern ist es kein Wunder, wenn Alles nacheiferte, und selbst Knaben freudig mit ihren Heldenvätern in den Tod gingen. „Sey getrost Vater, auch ich werde dir im Tod des Glaubens folgen," „freue dich Mutter, ich darf für den Heiland sterben", so hörte man zehnjährige Knaben sprechen und ihre Standhaftigkeit auf dem Richtplatz rührte selbst die verstockten Heiden bis zu Thränen.

Wunderbare Kraft der Religion Jesu Christi, die aus Kindern Helden macht! In dem süßen Namen Jesus, der ihnen allein noch geblieben, fanden diese Kinder die Kraft, mit Freudigkeit ihr Leben aufzuopfern.

Was half es also die Wütheriche, zu rasen wider die Christen, dieselben zu fangen, einzukerkern, mit Schwert und Kreuz zu verfolgen? Je grausamer die Verfolger, desto heldenmüthiger wurden die Christen, und je mehr Blut floß, desto mehr Helden schienen aus demselben hervorzusprossen. Jedes Jahr wurden mehrere Tausend Christen bekehrt, ja die Söhne des heil. Dominicus und Augustinus, welche unterdessen auch auf diesem Blutacker angekommen waren, konnten schon hoffen, das ganze Reich Saruma der Kirche Christi einzuverleiben.

Noch mehr: gerade dort, wo die Verfolgung am schrecklichsten wüthete, gleichsam im Angesicht des Richtplatzes, schienen die meisten Bekehrungen gemacht zu werden. Allenthalben entstanden Bruderschaften, welche sich wechselseitig in der Glaubenstreue und im Todesmuthe bestärkten, und wenn's zum Tode ging, begleiteten unermeßliche Christenschaaren die

Blutzeugen zur Marter, wie zu einem Triumphe. Wirklich hat die Kirche wohl nirgends herrlichere Triumphzüge gefeiert als hier.

Man denke sich z. B., wie zu Arima acht Personen (Fayarinda mit seiner Gemahlin und einem Söhnlein und einer Tochter, Adrianus Tacafari sammt seiner Gemahlin, Leo Canyemon und Paul Danyemon) zum Feuertode abgeführt werden, begleitet von vielen tausend Christen, welche in schöner Ordnung, mit brennenden Kerzen, betend und lobpreisend auf den Kampfplatz ziehen, um hier den Triumph christlicher Helden zu schauen. Ringsum die Schaaren staunender Heiden, dort im Vordergrunde die christlichen Helden im Festgewande, strahlenden Antlitzes, der strohbedeckten Hütte entgegeneilend, in der sie verbrannt werden sollen. Siehe dort auf dem Dache der Hütte erscheint eine hohe Gestalt, es ist der Löwe Canyemon, der triumphirend seine Stimme erhebt, und vor allem Volke also redet:

„Meine Brüder! nun stehet es klar vor euren Augen, was es sey um den Glauben Jesu des Gekreuzigten, da ihr sehet, mit welchem Frohlocken wir in den Tod gehen, den wir nur deßwegen leiden, weil wir unerschrocken bekennen, daß ohne ihn kein Heil ist.“ In ernsten Worten ermahnt er dann das Volk, es wohl zu erwägen, daß nur bei Christo ewiges Leben und Seligkeit, außer ihm nur Tod und Verdammniß sey, und dann geht er hin, läßt sich binden, gleich seinen Genossen. Schon lodert die Flamme und ergreift die Brandopfer, die wie Lämmlein auf der Schlachtbank, keinen Laut des Schmerzes von sich geben, sondern einstimmen in die Gebete der Christenschaaren, welche rings um den Opferaltar knieend den Herrn anflehen, sich die Opfer gefallen zu lassen.

Wo gibt es einen schönern Sieg, wo einen höhern Triumph? Heil dir Mutter Kirche, glorreiche Siegerin, freue dich der Heldenkinder, die du geboren. Wahrlich in Japan allein sind sie unzählbar. Denn fortan steigerte sich die Verfolgung. Dayfusama, wüthend über die Standhaftigkeit

der Christen erließ neue Befehle an alle Könige und Fürsten. das Christenthum gänzlich auszurotten, und fast überall fand er willige Werkzeuge seiner Grausamkeit. Sogar in Bungo, wo die vornehmsten Christen hingerichtet wurden. In der Provinz Chicuien wurden vor den Thoren eines Götzentempels fünf Richter aufgestellt, bei welchen alle Christen erscheinen sollten, um sich in ein Buch einzuschreiben, falls sie dem Christenthument sagen wollten. Die übrigen erwartete schwere Verfolgung. Dessenungeachtet gab es sehr viele standhafte Christen, die lieber alle Pein ausstehen, als ihre Namen in jenes Buch eintragen lassen wollten.

Und wenn auch die Glaubensfeinde hier und in andern Reichen, namentlich in Arima immer sinnreicher wurden in Erfindung grausamer Peinen, wenn man den Christen Nasen und Ohren abschnitt, Glieder abhackte, ihnen mit glühenden Eisen Kreuzzeichen aufbrannte und auf alle mögliche Weise sie zu Tode marterte, so konnten sich doch die Wütheriche nie eines Sieges rühmen, da sie von der Standhaftigkeit der treuen Christen immer wieder überwunden wurden, welche die Schande der Abgefallenen mit ihrem Blute abwuschen. So bestanden zu Arima sechszehn Blutzeugen an einem Tag unter Frohlocken und gegenseitiger Aufmunterung, den qualvollsten Marterkampf, und zu ihnen kam noch ein siebenzehnter, der zwar anfangs den schweren Peinen erliegend, Christum verläugnet hatte, aber alsbald von dem Beispiel seiner Genossen ermuthigt, aufs Neue den Marterweg betrat und muthig auf demselben ans Ziel gelangte. So gab es überhaupt gar manche, die ihre erste Schwäche durch um so größeren Muth wieder gut machten.

Und wenn die Blutrichter glaubten, den Muth der Christen gebrochen zu haben, kamen auf einmal ganze Schaaren, welche ihren Glauben öffentlich bekannten. In Arima traten z. B. eines Tages, da der Richter schon des vollkommenen Sieges gewiß zu seyn glaubte, auf einmal siebenzig Christen mit Stricken vor ihn, um alsbald auf den Richtplatz geschleppt

zu werden. Wüthend darüber, ließ er sogleich einen großen Theil derselben auf die gräßlichste Art zu Tode peinigen. Doch die Grausamkeit selber schien allmälig erlahmen zu wollen an dem unüberwindlichen Muthe der christlichen Bekenner. Merkwürdig war, daß bei dieser ganzen Verfolgung die Priester verschont blieben, obwohl man gut wußte, daß eine beträchtliche Zahl derselben sich allen Verboten zum Trotz noch immer in Japan aufhalte und täglich neue Proselyten mache. Da nun aber der Kaiser sah, daß die „Christenbrut" unmöglich zu vertilgen sey, so lange die geistlichen Väter im Lande seyen, daß diese vielmehr während der Zeit seiner Regierung mehr als Hunderttausend Japanier zu ihrem Glauben gebracht hätten, so erließ er den strengsten Befehl, alle Missionäre aufzusuchen, in den Hafen von Nangasacki zu bringen, und von dort auf Schiffen aus dem Lande zu entfernen. Da dießmal die meisten Fürsten zusammenwirkten, um den Willen des Kaisers zu erfüllen, so konnte es nicht fehlen, daß die meisten Missionäre ausgespäht wurden. Neunzig Jesuiten geriethen in die Hände der Häscher und wurden so aus Japan vertrieben unter den schwersten Drohungen, für den Fall, daß sie zurückzukehren wagten. Manche derselben gingen durch die Leiden der Reise zu Grunde. So Jacob de Mosquita, Ant. Critana, Mancius Firabaiasci, Mancius Taicicu, Paul Bioin, Math. Sanga, Andr. Saito. Dagegen blieben noch 27 von der Gesellschaft im Lande zurück, welche aber in den Verstecken, welche sie gefunden hatten, solches Elend auszustehen hatten, daß mehrere, wie M. Mizogucci, Emm. Barret u. A., in kurzer Zeit erlagen.

Mit den Jesuiten waren auch noch andre Ordensgeistliche in Japan geblieben, um den armen Schäflein beizustehen. Leider befolgten dieselben nicht die Klugheit der Jesuiten, welche von der Ueberzeugung ausgingen, daß man lieber im Stillen und mit Vorsicht, als öffentlich und mit Aufsehen wirken müße, wo durch Unvorsichtigkeit leicht Alles aufs Spiel gesetzt werden könnte. Gewiß war es nicht Feigheit von Seite der

Jesuiten, die ja jeden Augenblick bereit waren, ihr Blut zu lassen; sondern es war die Besorgniß, unnöthigerweise die japanische Kirche ihrer Lehrer zu berauben, welche sie bewog, sich so viel als möglich zu verbergen und nur im Geheimen zu arbeiten. Gewiß war es aber auch mindestens Unklugheit von Seite der andern Religiosen, die nach dem Tode des Bischofs Cerqueira Niemand gehorchen wollten, daß sie das Verfahren der Jesuiten verwarfen und handelten, als ob es ihnen bloß daran gelegen gewesen wäre, gemartert zu werden, nicht aber für das Heil der japanischen Kirche zu sorgen. Allerdings muß das Evangelium ohne Scheu verkündet keineswegs sollen aber dabei alle Regeln der Klugheit bei Seite gesetzt werden. Denn das letztere bringt oftmals der Sache des Evangeliums die größten Nachtheile, wie es sich auch in Japan alsbald herausstellte und die schlimmsten Folgen nach sich zog.

Denn mit dem Regierungsantritt Xogunsamas, des Sohns Dayfusamas, begann eine neue schwere Zeit für die Christen, indem nicht nur der Kaiser die Christen außerordentlich haßte, sondern von seinem Minister Safioie, dem wüthendsten Christenfeinde, täglich mehr wider sie aufgereizt wurde. Es wurden daher nicht nur die alten Decrete wider die Christen erneut, sondern auch noch verschärft. Unnachsichtlich sollten jetzt im ganzen Reiche alle europäischen Priester mit ihren Dienern verjagt, deren Wohnungen und Kirchen zerstört, die eingebornen Christen aber alle aufgezeichnet, und durch alle Mittel zum Abfall vom Glauben gezwungen, im Weigerungsfalle aber mit dem Tode bestraft werden. Ueberall im Reiche waren Fürsten und Beamte bereit, den Befehl des Kaisers zu vollstrecken, und es war auch keine Mühe, die Christen aufzuzeichnen, da dieselben schaarenweise sich selber angaben, so daß die Gerichtsdiener vielmehr darauf bedacht waren, wenigere aufzuzeichnen als sich angaben, statt weitere aufzuspüren. Zu Meaco z. B. hatten sich 4000 Christen selber angegeben, so daß sich die Beamten über die große Zahl

entsetzten und kaum die Hälfte aufzuzeichnen wagten, weil sie wohl wußten, daß sie schwere Ungnade des Kaisers treffen würde, wenn er die große Anzahl der Christen erführe. Sie waren überhaupt in der größten Verlegenheit, wie sie den Befehlen des Kaisers nachkommen und ihn doch bei dem Glauben lassen sollten, daß die Zahl der Christen nur unbedeutend sey.

Denn selbst, wenn sie bekannt machen ließen, wer nicht dem Christenglauben abschwören wollen, müße einen Pfahl vor seinem Hause aufrichten, um an demselben verbrannt zu werden, sahen sie alsbald Tausende von solchen Pfählen aufgerichtet und die Christen bereit, an denselben zu sterben. Ganze Stadttheile und gerade in den bedeutendsten Plätzen hätten sie ausrotten müßen, wenn sie die Christen alle hätten vertilgen wollen. Sie versuchten es daher immer zuerst damit, einen Theil derselben heftig zu quälen, oder etwa eines qualvollen Todes sterben zu lassen, hoffend, daß durch solchen Anblick die Andern eingeschüchtert werden würden. Aber Alles war umsonst. Selbst Weiber und Kinder bewiesen eine Standhaftigkeit, an der sich der Muth der Andern nur noch mehr entflammte. Wohl mochte man den Christen die Haare ausraufen, ihnen Ohren und Nägel mit eisernen Zangen abreisen, sie mit Füßen treten und unmenschlich zerschlagen, wohl mochte man sie an langsamem Feuer braten, Mütter mit all ihren Kindern auf einmal ins Feuer werfen, von einem Vater einen seiner hoffnungsvollen Söhne nach dem andern, dann die Gattin und ihn selbst zum Tode fordern: unbeweglich, wie der wildumfluhtete Meerfels standen sie da, stark durch ihren Glauben. „Auch ich will sterben für den lieben Jesus," riefen die Kinder, und hochherzig gleich Heldinnen redeten ihnen die Mütter zu: „Freue dich Kind, für den guten Heiland zu sterben, bald sind wir bei ihm." Es waren dieß wirklich Wunder, wie einst ein Christ vor seinen Richtern auf die Frage bemerkte, ob er seinen Glauben mit außerordentlichen Werken zu bestätigen vermöge: „Ja wohl zweier-

lei Wunder will ich wirken: fordert mein Weib, meine Kinder, mein Alles, freudig geb' ich es dahin, fordert mein Leben, martert mich, freudig duld' ich's." Oder siehe, sind es nicht Wunder des Herrn, wenn dort 50 schwache Christen, meist Mütter mit ihren Kindern, welche zum Richtplatze geschleppt werden, schon unterwegs mit lauter Stimme jubeln: „Gelobt sey Jesus, gelobt sey unser Heiland, wir sterben für ihn," und am Kreuze noch schon halbgebraten, die Mütter im Anblick ihrer leidenden Kinder, die Kinder in höchster Qual, dennoch dem Herrn lobsingen, gleich als ob sie schon in der himmlischen Herrlichkeit vor dem Throne des Lammes ständen.

Und solcher Christen gab es viele Hundert, und wenn auch die Tyrannei immer erfinderischer wurde in ihren Qualen, blieben doch immer viele Christen unerschütterlich. Allerdings gab es auch solche, die im Uebermaß des Schmerzens mit dem Munde abschworen, was sie mit Heldenmuth so lang vertheidigt haben. Aber selbst diese hatten noch einen außerordentlichen Muth gezeigt, wenn gleich des Glaubens Kraft nicht den vollen Sieg in ihnen errang. In keinem Falle dürfen wir deßhalb geringschätzig auf die japanische Christenheit herabsehen, weil sie auch Apostaten gehabt. Es ist nicht allen Menschen gegeben, unmenschliche Schmerzen zu bestehen. Aber daß so viele gewesen, die durch des katholischen Glaubens übermenschliche Kraft die schauderhaftesten Peinen freudig überstanden haben, das gereicht diesem Glauben zum höchsten Ruhm.

Man vergleiche nur mit ihrem hohen Heldengeist den feigen ecklen Krämersinn, mit welchem die abgefallenen Holländer ihr Christenthum in diesem Land der Märtyrer verläugneten und „Holländer" nur nicht Christen zu seyn, bezeugten, und das Kreuz mit Füßen tretend dieß bestätigten: so werden die katholischen Helden Japans in noch höherm Lichte strahlen. — Wahrlich, wenn die christliche Welt lebendig vor sich sähe, wie hier Tausende von Katholiken mit ihrem Blut, noch mehr, unter unerträglichen Qualen ihren Glauben bekennen, und dort die Ketzer ihren Herrn und Meister feig

verläugnen: sie würde nicht mehr schwanken, wo der rechte Glaube sey, bei den Bekennern oder den Verräthern.

Es wäre wirklich unmöglich, all die Martyrer aufzuzählen, welche hier die Kirche verherrlicht haben. Aber man mag sich einen Begriff von der unermeßlichen Zahl derselben machen, wenn man erwägt, daß nach dem Zeugniß des deutschen Arztes „Kämpfer" in einem einzigen Jahre, das allerdings eines der schrecklichsten war, über 20,000 Christen hingemordet wurden, und daß ein halbes Jahrhundert nacheinander alljährlich Hunderte von neuen Opfern für den christlichen Glauben fielen. Ueber die Art und Weise der Marter wird man die beste Vorstellung bekommen, wenn wir das glorreiche Ende der hervorragendsten Blutzeugen Japans etwas ausführlicher schildern. Wir werden hiebei vorzüglich auf die gemarterten Priester Rücksicht nehmen, nicht etwa weil sie die japanischen Laien an Standhaftigkeit übertroffen hätten, sondern nur weil sie die ausgezeichnetsten Charactere und bedeutendsten Persönkeiten waren.

Wie schon früher angegeben worden, hatten auch vor der Regierung Xogunsamas die katholischen Priester unsägliches Elend und einige selbst den Tod erlitten. Aber im Allgemeinen waren bis zum zweiten Regierungsjahre des obenerwähnten Kaisers die Priester nur mit Verbannung, nicht mit dem Tode bestraft worden. Nun aber, da alle Verfolgung die Christen nicht ausrotten konnte, und da sich trotz aller Verbannungsdecrete immer noch Priester sehen ließen, welche man offenbar als die Grundpfeiler der christlichen Sache ansehen mußte: beschloß der Kaiser, sie zu vertilgen, hoffend, daß mit den Hirten die Heerde geschlagen seyn werde. Es ergingen daher strenge Ausschreiben, die Christenlehrer bis auf das Blut zu verfolgen.

Die ersten, welche in die Hände der Henker geriethen, waren der Franziscaner Petr. de Ascensione und der Jesuite J. B. Machado zu Omura (1617), welchen bald der Dominicaner A. Navarette und der Augustiner Ferdinandus a S. Jo-

sepho folgte, zwei Männer, die mit hohem Muthe selber an die Stelle der erst genannten Martyrer geeilt waren und offen sich zu erkennen gaben, um die Heiden zu beschämen, da dieselben bereits triumphirten und prahlten, daß kein Christenlehrer mehr zu kommen wagen würde. Allerdings könnte man es übertrieben finden, daß diese beiden Männer sich gleichsam geradezu in den Arm des Todes stürzten, aber man erwäge nur, daß es die Ehre der Sache Christi galt, und man wird ihren Eifer für bewundernswerth erkennen. Ihr Tod war indeß leicht. Härter war die Marter eines andern Franziscaners, der zu selber Zeit mit vielen seiner Schäflein verbrannt wurde, wobei er mit einem bewunderungswürdigen Heldenmuthe seinen Leidensgenossen und den Heiden zusprach, bis er zusammensank. Denselben Tod erlitten wieder in Gesellschaft einer guten Zahl von Christen und mit derselben Seelengröße der Augustiner Peter Zuniga und der Dominicaner L. Flores, welche sammt ihren Martergenossen von den niederträchtigen Holländern aus ketzerischer Bosheit an die Heiden verrathen worden waren (1620). Bald mehrte sich die Zahl der priesterlichen Schlachtopfer. Im Jahre 1622 allein fielen 21 derselben, acht Dominicaner, vier Franziscaner und neun Jesuiten, darunter hochverdiente und berühmte Männer, wie insbesondere der Dominicaner F. de Morales, Hyacinthus Orfanel und die Jesuiten Corolus Spinola und Sebastian Quimura, ein Eingeborner, welcher zuerst unter seinen Landsleuten die Priesterwürde erhalten und dieselbe durch 38jähriges segenreiches Wirken ebenso wie durch seinen glorreichen Tod verherrlicht hat. Genossen seines Heldenkampfes waren noch sieben andre japanische Jesuiten, zwar noch nicht so reich an Verdiensten, aber reich an Tugend, weßhalb sie gewürdigt worden waren, in die ruhmreiche Gesellschaft Jesu aufgenommen zu werden.

Viele dieser 21 christlichen Helden hatten schon vor ihrem Martertode einige Jahre die schrecklichsten Kerkerqualen ausgestanden, indem sie mit vielen andern Leidensgenossen einge-

pfercht waren in einen gitterartigen Käfig, in welchem sie nur Kost fürs Hngersterben, und nicht einmal Raum genug hatten, um sich niederzulegen, dagegen allen Einflüssen der Athmosphäre, glühender Hitze und schneidender Kälte, schutzlos ausgesetzt waren, und nebenbei von Moder, Gestank und Ungeziefer so schrecklich geplagt wurden, daß sie wie aus einzelnen Briefen erhellt, den qualvollsten Tod weit vorgezogen hätten. Ohne Zweifel hätten sie gleich dem Jesuiten Amb. Fernandez dem langwierigen Elend erliegen müssen, wenn Gott sie nicht hätte zu einem glorreichen Siegeskampfe hätte aufsparen wollen.

Endlich nahte der schöne Tag der Vollendung. Herrlich war die Heldenreihe dieser Männer zu schauen, die obwohl abgemergelt und kraftlos, dennoch strahlenden Antlitzes zum Richtplatz gingen, den Schaaren der Christen und Heiden zur Erbauung und Bewunderung. Selbst dann noch, als Flammen sie umwogten, hörten sie nicht auf, Gott lobsingend, den Tausenden von Christen, welche ihrem Siegeskampfe beiwohnten, Vorbilder zu seyn, und sogar noch den Heiden zu predigen. „Nun siehe," rief P. Spinola dem anwesenden hohen Beamten zu, „siehe du Armseliger, das gottselige, unverzagte und fröhliche Gemüth dieser Helden, und nimm daraus ab, wie sie so gar nicht nach Japan gekommen, um ein irdisch Reich an sich zu reißen, sondern vielmehr, um Dir den Weg zu dem ewigen zu zeigen. Laß Dich doch nicht betrügen und zu deinem eigenen Verderben hintergehen. Du gedenkst das Christenthum durch die Hinrichtung der Lehrer gänzlich auszurotten, aber wie Du selber siehst, entzündet unser Tod der Christen Eifer nur noch mehr."

So war es auch, denn die im Feuer erprobte Tugend der Martyrer mußte neuen Heldenmuth enflammen, und selbst in solchen, die aus Furcht schon wankten oder abgefallen waren, frischen Muth anfachen. Obwohl daher die Grausamkeit immer gräßlicher wurde, so bewiesen sich doch die Ehristen immer muthiger, und hielten oft 20 bis 60 Tage die schrecklichsten Qualen aus. Jedes Jahr fanden sich wieder Hunderte, die weder durch

Drohung noch durch Pein zum Abfall gebracht werden konnten. Es ist daher leicht begreiflich, daß die Wuth der Heiden gegen die Priester immer stärker sich enflammen mußte, da sie wohl wußten, daß die Schäflein nicht verscheucht werden könnten, so lange sie von so muthigen Hirten gestärkt und geschützt würden. Es wurden daher alle nur erdenklichen Maßregeln ergriffen, um die verborgenen Priester ausfindig zu machen. So wurde verordnet, daß, wo immer ein Priester getroffen würde, nicht nur dessen Hauswirth, sondern alle Nachbarn in einem gewissen Umkreis, gleichviel ob Christen oder Heiden am Leben gestraft werden sollten.

Obwohl daher die Christen lieber mit Weib und Kind zu Grunde gehen, als ihren geistlichen Vater verrathen wollten, und obwohl sich die Missionäre aufs Klugste verbargen, ja in Winkel verkrochen, die für das schlechteste Thier zu schlecht schienen, und sich oftmals gleichsam begraben ließen, um dann im Dunkel der Nacht ihren armen Schäflein den Trost des Evangeliums zu bringen; so entdeckte doch die durch Furcht und Haß zugleich geschärfte Spürkraft der Heiden manche dieser Priester, die dann alsbald gemartert wurden. Auf diese Weise gelangte der verdiente Jesuitenmissionär Camillus de Constanzo, welcher unter der Gestalt eines Kriegers in Japan eingedrungen war und lang und segensreich gewirkt hatte, in die Gewalt der Heiden, und wurde von ihnen zum Feuertod geschleppt, den er freudig, den Schaaren des Volks, so wie den anwesenden holländischen und englischen Ketzern predigend, und Gott lobpreisend bestand. (Zu Tabira auf der Insel Firando 1622). Gleiches Loos mit ihm theilte fast zu derselben Zeit zu Ximabara der altverdiente Jesuite P. Paul Navarrus, der 42 Jahre lange auf dem dornenvollen japanischen Acker mit ebensoviel Aufopferung als Segen gearbeitet hatte, und nun den Herrn, wie mit seinem ganzem Leben, so auch mit seinem Tode verherrlichen sollte. Vor seiner Hinrichtung schrieb der Greis noch Briefe, die von seiner Demuth, seinem Gottvertrauen, seiner Liebe und Todesfreudigkeit die

schönsten Beweise geben. Würdige Genossen dieses edlen Helden waren die zwei japanischen Jesuiten P. Onizuccha und D. Fugirima, welche Gott gewürdigt hatte, selbst Verbreiter des Lichts zu werden, und für dasselbe im Feuer Zeugniß zu geben, da sie kurz zuvor noch in den dichtesten Finsternissen geschmachtet hatten. Auch das nächste Jahr sah nebst vielen andern, mehrere priesterliche Brandopfer, den Jesuiten Hieronymus de Angelis und den Franziscaner F. Galues.

Jener ein Mann von höchstem Verdienst, der unter den härtesten Mühseligkeiten viele große Provinzen Japans bis an die äußersten Grenzen durchwandert und dem Satan viele hundert Seelen entrissen hatte, war schon lange entschlossen gewesen, sich selber vor Gericht anzugeben, sobald die Sicherheit seiner Heerde dieß fodern würde. Als nun wirklich durch den Verrath eines Bonzen, der nur Christ geworden war, um die Christen zu verderben, die zahlreiche Christenheit zu Yendo in die größte Gefahr kam, da ging Hieronymus aus seinem Versteck hervor und trat in seiner Ordenskleidung vor Gericht, freimüthig, zum Erstaunen der Richter seinen Stand und Amt bekennend. Ein Todesurtheil war die Antwort auf seine freie Rede, und ebendasselbe traf auch den Vater Galues, den man unterdessen ausgespäht und fünfzig andre Japaner, unter welchen Fara Mondono, des Kaisers nächster Verwandter, an welchen allen der wüthende Kaiser ein Exempel statuiren wollte, da es ihm doch zu viel gewesen wäre, auf einmal alle Christen, die sich auf 8—10,000 beliefen, auskundschaften und hinrichten zu lassen.

Diese Blutzeugen aber litten mit solcher Standhaftigkeit und redeten den umstehenden Japanern so begeisterte Worte zu, daß zwei vornehme Männer, mitten in das Feuer stürzten, und die Väter umarmend, Christum laut bekennend, mit ihnen als wohlgefällige Opfer zu Gott aufstiegen (1623). Mit ihrem Wohlgeruch vereinigte sich übrigens in demselben Jahre, als der Grimm des Kaisers neu erwachte, der Opfer-

dampf von mehr als 500 weiteren Christen, unter denen alle Alter und Geschlechter in christlicher Tapferkeit wetteiferten.

Aber noch immer war die Wuth der Heiden nicht besänftigt. Vielmehr gleich im nächsten Jahre wurden wieder mehrere Priester ergriffen und zum Tode geschleppt. So der vielverdiente Jesuite Didacus Carvallius, welcher nackt in einen halbgefrornen Fluß gestellt und auf diese Weise nach vielen Qualen ums Leben gebracht wurde, gleichsam als wollte man, an der Wirksamkeit des Feuers verzweifelnd, zur Kälte seine Zuflucht nehmen, um das Glaubensfeuer zu verlöschen. Aber eines fruchtete so wenig wie das andere, beides hingegen diente dazu, den christlichen Helden zum Sieg zu verhelfen.

Kurz nach dem vorgenannten Helden sollte das reine Gold mehrer Anderer sich im Feuer erproben. Es waren dieß die Franziscaner L. Sotello, L. Sasandra, der Dominicaner Pater Vasquez und der Jesuite Michael Carvallius, welche alle kein höheres Sehnen kannten, als für Christus sterben zu dürfen, wie dasselbe namentlich in den noch vor dem Tod geschriebenen Briefen des letztgenannten und in dem Leben und Sterben Aller sich aussprach. Von gleicher Sehnsucht hatten die Väter Kaspar de Castro und Johannes de Baeza ihr ganzes Leben hindurch geglüht, aber viele Jahre lang unter den schwersten Arbeiten und Drangsalen vergeblich auf Erfüllung geharrt. Endlich im Jahre 1626 fanden ihre Wünsche Gewährung, aber nicht in gewaltsamer Marter, wie sie gehofft, sondern durch friedlichen Todesschlummer, der nur süße Ruhe für die treuen, greisen, müden, todtgehetzten Arbeiter war. Ihr sanfter Tod in rauher Wildniß, der gleichsam nur der Lohn eines lebenslangen Martyrthums war, raubte der japanischen Kirche zwei der besten Missionäre, die sie je gehabt, Männer voll Eifer und Demuth.

Es war wirklich traurig, eine der Säulen, auf die sich diese Kirche stützte, nach der andern dahin sinken zu sehen. Wohl wurde diese Kirche verherrlicht durch den reichsten Martyrerkranz.

Ihre Niederlagen waren herrliche Siege, aber die Siege waren zugleich Untergang des Guten, wie Verherrlichung desselben. Darum bemächtigt sich unser ein tragisches Gefühl, wenn wir diese Heldenkirche schauen, wenn sie im Untergange siegt, aber mit dem Siege untergeht. Wohl ist es daher ein erhebendes Schauspiel, daß die Schaar der todesmuthigen Martyrer noch immer sich mehrte, aber es ist zugleich beklagenswerth, daß mit jedem neuen Martyrer ein Apostel weniger wurde, und so die japanische Kirche für diese Welt bald untergehen mußte, also allerdings im Himmel triumphirte, aber auf Erde den Gewalten der Hölle erlag. Reißendschnell lichteten sich die Reihen der Priester. Noch im Lauf des Jahres 1626 geriethen mehrere treffliche Missionäre in die Gewalt der Heiden. Zwar verbargen sie sich immer sorgfältiger, lebten oft Monate lang gleichsam vergraben in finstern Gruben. Aber die Christen waren immer ängstlicher, die Heiden immer schlauer geworden.

Wohlgeübten Spürhunden gleich durchsuchten sie alle Winkel, alle Löcher, öffneten selbst die engsten Bretterverschläge, und ließen kein Bündel Stroh undurchstöbert. So war es kein Wunder, wenn die Missionäre aufgefunden, oder doch aus Rücksicht auf ihre zitternden Schäflein genöthigt wurden, sich selber anzugeben. So geriethen die edlen Jesuiten F. Paciecus, B. de Torres, J. Zola und Thomas Tzugi mit 6 weltlichen Coadjutoren in die Gewalt der Feinde, und wurden zum Martertode verdammt, zum Theil nach unerhörten Qualen, indem z. B. dem eifrigen aus Korea gebürtigen Coadjutor Vicentius Caun erst die Gebeine zerschlagen, dann Wasser eingegossen und mit Gewalt wieder herausgepreßt wurde.

Die letztere Pein, fast unerträglich, kam von nun an immer häufiger in Anwendung. So schon im Jahr 1627, bei dem japanischen Jesuiten Michael Racascima, dem ruhmreichen Sohn einer christlichen Heldenfamilie, der aber hierdurch ebenso wenig, wie durch andre Qualen, die ihm durch siedendes Schwefelwasser angethan wurden, in seinem Glauben wankend gemacht werden konnte, so daß ihn die wüthenden

Heiden von hohem Felsen herab in einen heißen Pfuhl stürzten, in welchem schon viele Christen, geistliche und weltliche, ihr Grab gefunden hatten.

Ein großer Theil derselben war so zu sagen, durch Feuer und Wasser zur Herrlichkeit gegangen. Xogunsama aber, der heidnische Wütherich, der nicht Qualen genug hatte ersinnen können, ging nun auch einer Qual entgegen, die ewig dauert. Er endete sein elendes Leben 1629, aber seine Grausamkeit überlebte ihn in seinem noch grausameren Sohne Toxogunsama, der gleich bei seinem Regierungsantritt zeigte, von welch giftiger Brut er sey.

Er gab nämlich den heidnischen Spürhunden sogleich neuen Antrieb, so daß sie schnell den eingebornen Jesuiten Anton Irida, und drei Augustiner auffanden, welche sämmtlich erst auf einige Jahre in einer elenden Grube gleichsam lebendig vergraben wurden, und nach unsäglichen Leiden durch Hunger, Durst, Kälte, Qualen, unleidlichem Gestank und Ungeziefer, als sie sich immer noch unbeugsam zeigten, endlich noch die Verrenkung aller Glieder, 30tägige Begießung mit heißem Wasser nnd dann den Feuertod auszustehen hatten.

Doch alle bisherigen Martern genügten dem neuen Diocletian nicht. Er beschloß vielmehr eine neue in Anwendung zu bringen, welche wirklich nur für übermenschliche Kräfte erträglich zu seyn scheint. Es sollten nämlich hinfüro die Christen mit Stricken umwunden, an den Füßen aufgehängt und dann mit dem Oberleibe in eine Grube hinabgelassen und durch feste Verschließung derselben der frischen Luft und des Lichts beraubt werden und so ohne Speise und Trank so lange hängen bleiben, bis sie endlich unter unbeschreiblicher Pein langsam zu Grunde gingen. Der erste, welcher diese schrecklichste aller Peinen auszustehen hatte, war der ehrwürdige Vater Jesuite Nic. Kean Fucananga, ein Greis von 64 Jahren, der von den Jesuiten erzogen, eine Zierde der Gesellschaft Jesu im Leben als eifriger Glaubensverbreiter gewesen war, und nun im Tode ein noch herrlicherer Stern

derselben wurde. Vier Tage lang hatte er schon alle Pein dieser neuen Marterart gelitten, als die Wächter nach ihm sehend zu ihrem Erstaunen ihn ganz heiter fanden, obwohl das Blut ihm zu allen Oeffnungen herausfloß und sein Eingeweide alles gegen die Brust hin sich gedrängt hatte. — Als nun aber der Martyrer vollends sagte, daß er durchaus keine Schmerzen empfinde, sondern von der Mutter Gottes wunderbarlich gelabt und gestärkt worden sey, und daß er nur einen Schmerz empfinde, den, nicht ganz Japan bekehren zu können; so wurden die Wächter ganz bestürzt, und entfernten sich von dem Manne, für den selbst solch rohe Gemüther Bewunderung empfinden mußten. Fucananga aber schied langsam von der Erde, und sein Geist schwang sich zu Dem empor, nach welchem er sich sein Leben lang gesehnt hatte.

Diesem Erstlinge der qualvollen Galgengrube folgten bald viele andere. Zunächst sein Ordensgenosse Emmanuel Borges mit zwei derselben Gesellschaft einverleibten japanischen Jünglingen, Josephus Reomug und Ignatius Kindo. Wenige Tage nachher der hochverdiente Jesuite Pater J. Giannonius, welcher unter drei japanischen Kaisern, 24 Jahre lang, unter tausend Gefahren ganz Japan als apostolischer Säemann durchlaufen hatte, und fast zu gleicher Zeit die beiden japanischen Jesuitenbrüder Johannes Kidera und Johannes Yama, von denen namentlich der letztere viele Jahre hindurch für die Verbreitung des Glaubens mit ebenso viel Eifer als Segen gearbeitet hatte.

Von nun an wurde diese Marterart immer gewöhnlicher, und es schien, als ob sie besonders für die Ordensleute erfunden wäre, da selbst der langsame Feuertod sogar für Knaben zu schwach zu werden anfing. Diese wurden aber auch förmlich vorbereitet, für Christus zu sterben, ähnlich den Söhnen der Krieger, die man schon frühe darin übt, fürs Vaterland zu kämpfen. Da gab es Väter, die ihre Söhnlein prüften, ob sie für den Glauben sterben könnten, und zur

Erprobung ihrer Festigkeit, den Knaben aufgaben, glühende Kohlen in die Hand zu nehmen, und dadurch zu beweisen, daß sie kräftig genug wären, für das höchste Gut den Feuertod zu dulden. Und siehe da, Knaben ergriefen muthigen Sinnes die Kohlen, ohne einen Schmerzenslaut von sich zu geben, größer als jener Römer, der nur aus Stolz seinen Arm verbrannte.

Wenn nun schon die schwache Jugend unüberwindlich war, so mußte man um so mehr für die unerschütterlichen Priester diejenigen Qualen wählen, welche alle andern übertrafen. Es war daher natürlich, daß hinfort fast alle Priester, deren man habhaft werden konnte, zur Galgengrube verdammt wurden, zumal seit dem man Mittel gefunden hatte, das Leben bei diesen Martern auf längere Zeit zu fristen, und damit die Qualen bis zum Uebermaß zu erhöhen.

Noch im Herbst desselben Jahres wurden in solchem Heldenkampf gekrönt die Jesuiten B. Fernandez und Paul Saito, ein Japaner, und sechs Tage nach ihnen Johannes Acosta, ein Mann, der 30 Jahre lang ohne Rast und Ruhe den japanischen Weinberg durchlaufen, und obwohl selbst einem gehetzten Reh gleich, löwenmuthig überall die Wankenden aufgerichtet, die Verzweifelnden getröstet und seine Speise mit Ausnahme von Wurzeln und Kräutern nur darin gesucht hatte, den schwerbedrängten Japanern die Himmelsspeise Jesu Christi auszutheilen. Sein ganzes Leben war ein rauher Dornenpfad und die Galgengrube nur das Ende desselben und die Pforte zur ewigen Freude gewesen. Zu derselben Pforte mit ihm einzugehen, wurden gewürdigt P. Sixtus, J. Tocuum und Damian Fucaye, japanische Genossen der Gesellschaft Jesu. Wohlverdientermassen wurden desselben Glückes einige Tage darauf gewürdigt der hochadelige japanische Jesuite P. Julianus Nacaura, welcher als Jüngling jene berühmte Gesandtschaft japanischer Könige an den Papst 1582 begleitet, nach seiner Rückkehr sein fürstlich Gewand mit dem priesterlichen vertauscht, und gegen 40 Jahre lang als eine Säule der japanischen Kirche sich bewiesen hatte. Mit ihm seine verdienten europäi-

päischen Ordensgenossen P. Johannes Adamus und Pater Antonius de Sousa, so wie zwei japanische Ordensbrüder Petrus und Matthäus, welche insgesammt nach vielen andern Martern in der Galgengrube ihren Siegeskampf vollendeten.

Während unterdessen mehrere Ordensleute, wie die japanischen Jesuiten Thomas Nisciforus, Thomas Riocan, L. Cafucu, Dionysius Jamamoto und Jacob Tacuscima durch Feuer und Michaël Sineda mit Franziscus Buldrinus, einem Europäer, durch Elend, zum Theil in Hütten Aussätziger ums Leben gebracht wurden, alle Muster christlichen Heldenmuths; sollte im Jahre 1634 für sechs andre Jesuiten die Galgengrube mit dem Feuer vereinigt werden. Aufgehängt an den Füßen, mit dem Oberleib in eine enge Grube eingeschlossen, wurden sie mit einem Feuer umringt, das sie nur quälen, nicht verzehren konnte. Unter ihnen war der hervorragendste P. Sebastian Vieira, ein Mann, der mit größtem Eifer und hoher Freimüthigkeit das Evangelium verkündet hatte, allenthalben mit großem Erfolge, so daß viele Heiden die Wahrheit desselben erkannten, aber aus Furcht vor dem Kaiser dasselbe nicht zu bekennen wagten, wie denn wohl überhaupt ganz Japan katholisch geworden wäre, wenn es Gott gefallen hätte, den Kaiser zu bekehren. Vieira hatte ihm deutlich und freimüthig genug den christlichen Glauben auseinander gesetzt, aber es fehlte die Gnade, und die natürlichen Eindrücke, deren der Kaiser sich allerdings nicht erwehren konnte, wurden bald wieder durch seine christenfeindliche Umgebung verwischt.

Die Marter- und Siegesgenossen Vieiras waren fünf japanische Ordensbrüder, die alle eines solchen Vorkämpfers sich würdig zeigten.

Verherrlicht und die Kirche verherrlichend durch so zahllose Helden, konnte es der Gesellschaft Jesu wohl schwere Betrübniß, aber nicht Schande bringen, wenn sich unter ihren Heldenschaaren auch ein Unglücklicher befand, der sich durch die

Galgengrube zur Verläugnung des Glaubens verleiten und so den Preis einer 23jährigen apostolischen Mühewaltung aus Schwäche sich entreißen ließ. Wir brauchen seinen Namen nicht zu verschweigen, denn er war nur ein Gefallener, kein Verräther. Christophorus Ferreira ist seine Name, den keiner von uns mit Verachtung aussprechen darf, weil wir alle gleich ihm fallen würden, ohne geduldet zu haben, wie er. Noch mehr', wir müssen ihn mit Bewundrung nennen, denn der Gefallene hat seinen Fall bitter beweint, den Herrn um Erbarmung angefleht, seinen Abfall vor den Heiden verflucht und den Namen Jesu Christi bekennend, dieselbe Todesqual als 80jähriger Greis standhaft erduldet, die ihn zwanzig Jahre früher zum Falle gebracht. Freilich war sein Fall um so mehr zu bedauern gewesen, als nach ihm nur noch ein einziger europäischer Jesuite P. Vieira und sechs eingeborne Ordensgenossen in Japan übrig waren, von denen aber, wie wir bereits gesehen, schon im Jahre nach dem Fall Ferreiras, P. Vieira nebst fünf japanischen Ordensgenossen gemartert wurden, so daß nun nur noch ein einziger Jesuite übrig blieb, der Japaner Didacus Juki. Zwanzig Jahre lang hatte dieser apostolische Mann bloß in Wäldern und Höhlen gehaust, um von dort aus seinen Landsleuten evangelische Hilfe bringen zu können, ohne einen derselben zu gefährden. Stets war ihm sein Werk glücklich von Statten gegangen. Aber im Jahre 1636 gerieth auch er in die Gewalt der Heiden und endete glorreich in der Galgengrube.

Nachdem so die Gesellschaft Jesu ihren letzten Mann in Japan geopfert, waren nur noch einige Söhne des heiligen Dominicus in diesem mörderischen Lande übrig. Auch sie sollten von dem Strome der Verfolgung hinweggerafft werden. Fast zu gleicher Zeit wurden die Väter Wilhelm Courtet, Michael de Dzaraza, Vincentius de la Croix und Antonius Gonzalez, Männer von großer Gelehrsamkeit und hohen Verdiensten ergriffen, und nach freimüthiger Rede an die Richter mit ausgesuchten Qualen gepeinigt. Fast drei

Tage lang wurden diese unüberwindlichen Helden dadurch gequält, daß die Henker ihnen bis zum Zerbersten Wasser eingossen, und dann, mit beiden Füßen auf sie springend, dasselbe sammt vielem Blute wieder herauspreßten. Da aber dieß die Streiter Christi nicht beugte, so trieb man ihnen lange, spitze Ahlen unter die Nägel der Hände und Füße. Auch dieß duldeten sie mit hoher Ergebung. Ja zwei von ihnen, Wilhelm und Michaël begannen mit frohlockender Stimme Gott und der heiligen Jungfrau zu lobsingen, so daß die Richter die Ahlen mit Hämmern bis tief ins Fleisch hinein zu treiben befahlen. Wohl überstieg solche Dual alle Vorstellung, aber fast sterbend vor Schmerz dem Körper nach, blieben diese starken Seelen aufrecht, und P. Ozaraza rief im Anblick des reichlichen Blutes, das aus seinen Fingern quoll, aus: „o mein Jesus, welch' schöne Blumen sind meinen Fingern entsprossen, o wie wohlriechend sind diese Rosen! Ich habe sie, O Jesu dir zu lieb mit meinem Blut gefärbt. Aber ach was ist dieß Wenige, was ich gelitten, gegen das, was Du für mich gethan!“ Solch ein Dulderſinn mußte selbst die rohen Henkersknechte zum Mitleid rühren, und klagend riefen sie: „ach warum sind sie doch hieher gekommen.“ Die Richter aber fragten aufs Neue, ob sie sich noch nicht ergeben wollten, und von den Helden, die nur Gott priesen, kaum einer Antwort gewürdigt, befahlen sie neue Quälung, und so sieben Tage nach einander. Aber von Gott wundersam gekräftigt dachten die Heldenseelen nicht der Qual, sondern nur dessen, bei dem ihr Geist schon war, bevor er aus dem Leib geschieden, und in der Galgengrube noch hörte man sie Gott lobpreisen, bis sie nach zwei Tagen endlich abgelöst und durch Enthauptung mit dem Haupt der Kirche vereinigt wurden, in dessen Gnadenströmungen allein die Kraft zu solchen Leiden ist.

So war nun wohl kaum ein Priester mehr in ganz Japan zu finden, und doch hätten die armen gehetzten Schäflein

deren um so nöthiger gehabt, da die Wölfe fürchterlicher als je gegen sie wütheten.

Wir haben genug von den gräßlichen Qualen geredet, welche die japanische Christenheit erdulden mußte. Wir beschränken uns daher auf die Bemerkung, daß die Hölle all ihre Schauder ans Licht zu bringen schien in den Peinen, welche sich jetzt wie in wildem Sturmeswetter über die armen Christenreste häuften. Führerlos, durch ein halbes Jahrhundert der Verfolgung zerschmettert, sank nun diese so lange unerschütterliche Kirche dahin, gleich einem hohen Dome, dessen Pfeiler vom Blitz gebrochen sind. Wohl trugen sie noch immer standhaft die ersten Schläge des Verfolgungssturms, ja es wetteiferten Alt und Jung darin, die größten Qualen zu ertragen; aber am Ende muß auch die Eiche fallen, und so ergaben sich jetzt auch die meisten Christen, nachdem sie wochenlang die härtesten Martern kühnmüthig ausgestanden, dem Uebermaß der Qual und verloren so den Marterkranz, für den sie so heldenmäßig gekämpft. Doch gab es noch immer Manche, welche übermenschlich zu leiden, von Gott begnadigt waren, noch mehrere aber bereuten bitterlich ihre Schwachheit und gaben sich zum zweitenmal den Henkern preis, und viele von ihnen vollendeten so ihren Kampf im Todessieg. Doch im Allgemeinen wurden die Christen immer weniger, immer ängstlicher und schwächer. Die besten waren längst gefallen, was übrig war, nur noch einem eilig aus dem Reste der Jugend zusammengerafften Heere zu vergleichen, das wohl noch den Schein, aber nicht mehr das Wesen eines Heeres hat, weil die Heldenjünglinge des Volks allbereits gefallen und nur die Schwächeren zurückgeblieben sind. Der Hauptakt des großen japanischen Trauerspiels war nun schon vorüber, und die heidnische Tyrannei konnte nur noch Nachlese halten in den verheerten Rebengärten der japanischen Kirche. Doch fand die Tyrannei auch jetzt noch manche edle Traube, welche gekeltert und geläutert wurde zu einem blutrothen, lieblichen Opferweine vor dem wahren Gott.

Es war daher dieser, wenn auch zerrüttete, doch nicht ausgedorrte Weinberg wohl würdig, neue Arbeiter zu erhalten, die ihn vielleicht wieder herstellen konnten.

Ein ausgezeichneter, heiligmäßiger Jesuite, Vater Marcellus Mastrillus, fühlte in sich den höhern Antrieb, den armen japanischen Schäflein zu Hilfe zu eilen. Aber kaum war er gelandet, und in einen Wald verkrochen, so wurde er ausgespäht, und grausam gemartert, (1637), und so hatte die japanische Kirche wohl einen weitern Martyrer, aber keinen Hirten. Damit aber nun ja kein Priester mehr nach Japan kommen könnte, verbot der Kaiser den Portugiesen allen Handel mit Japan, und vertrieb alle, die in seinem Lande sich aufhielten, Jeden der wiederkehren würde, mit dem Tode bedrohend. Nur die Holländer, die ja keine Christen, sondern nur Holländer waren, durften noch unter sehr erniedrigenden Bedingungen, denen sie sich niederträchtig genug fügten, mit Japan handeln, und hatten es auch, diesem schändlichen Alleinhandel zu lieb nicht verschmäht, die Japaner wider die Portugiesen aufzureizen, indem sie denselben die Schuld des Aufstandes beimaßen, zu welchem die zahlreichen Christen der Provinz Arima durch ihre heidnischen Dränger gezwungen worden waren, nicht weil sie von denselben bedrängt, sondern weil die Ehre ihrer Weiber und Töchter von den Heiden unabläßig angegriffen wurde. Blutig war der gerechte Aufstand unterdrückt worden und viele Tausende von Christen dabei ums Leben gekommen, so daß die ganze christliche Sache vernichtet schien. Kaum war mehr eine Hoffnung vorhanden, daß neue Missionäre in Japan eindringen und so der untergehenden Kirche wieder aufhelfen könnten. Denn die Wachsamkeit der Heiden an ihren Küsten hatte den höchsten Grad erreicht, und da ohnedieß nur ketzerische Schiffe mehr landen durften, welche lieber die Missionäre ausgeliefert als befördert hätten; so schien es unmöglich, daß neue Missionäre nur je wieder an's Land kommen könnten. Zugleich mußten offenbar Bedenken in den Missionären entstehen, ob es nicht auf

Gottes Barmherzigkeit freveln heiße, sich unvermeidlichem Tode in den Rachen zu stürzen. Aber die glühende Liebe und der feurige Glaubenseifer überwinden solche Bedenken, indem sie den von ihnen Durchdrungenen treiben, Alles zur Ehre Gottes und zum Wohle der Brüder zu wagen, allerdings nicht ohne Klugheit, aber doch ohne ängstliche Rücksicht auf mög=lichen schlechten Erfolg und Gefahr. Es fanden sich daher bald Männer von ausgezeichnetem Verdienst, welche bereit waren, ihr Leben für die japanische Kirche zu wagen, wie sie der Geist drängte. Zwar fanden sie von vielen Seiten Wider=spruch, um so mehr, als eben erst eine portugiesische Gesandt=schaft, die von Macao aus nach Japan geschickt worden war, sammt ihrer zahlreichen Begleitung bei den unerbittlichen Ja=panern den Tod gefunden hatte.

Aber ein Mann wie Antonius Rubinus, der erst vor Kurzem die Ernennung zum Visitator von Japan erhalten hatte, ließ sich durch nichts abschrecken, und da er bald gleich=müthige Begleiter in den vortrefflichen Vätern Albert Mi=cinski, Andreas Capecius, Franciscus Marquez und Didacus de Morales gefunden hatte, so säumte er nicht, nach dem gefährlichen Kampfplatz abzusegeln. Fünf andre Ordensgenossen, welche gleichfalls ihn zu begleiten ver=langten, ließ er zu Manila zurück, damit nicht im Falle des Mißlingens so viele auf einmal zu Grunde gingen.

Voll freudiger Zuversicht landeten die furchtlosen, opfer=freudigen Streiter Christi auf der blutgetränkten, sieggeschmück=ten japanischen Erde, als Sinesen verkleidet, und so sich sicher wähnend. Aber sie entgingen nicht lange den Augen der Späher, und mußten so das Loos ihrer unzähligen Vorgän=ger theilen.

Je freimüthiger sie sich vor den Richtern aussprachen, desto grausamer sollten sie gemartert werden. Aber weder die mehrmonatliche gräßliche Wasserpein, noch selbst neuntä=gige Qualen der Galgengrube konnte Einem derselben auch

nur seine Freudigkeit, ja nicht einmal das Leben rauben, so daß sie mit dem Schwerte vollends umgebracht werden mußten (1643).

Zwecklos schienen sie also ihr Leben geopfert zu haben, aber sie hatten es aus Liebe gethan, und diese ist sich selbst genug. Zudem aber brachte ihr Opfer doch manche Früchte, indem einerseits die eingeschüchterten Christen sahen, daß sie von denen noch nicht ganz verlassen seyen, die ihnen zuerst den Glauben gebracht, und dadurch wieder in Etwas ermuthigt wurden; und anderseits ihr schönes Beispiel und ihre strafenden Worte, so wie früher schon die des edlen japanischen Martyrers Vater Petrus Cassui auf den schon genannten Abtrünnigen Ferreira solchen Eindruck machten, daß er sogleich bittere Gewissensbisse empfand, die sich stets steigerten, bis er endlich durch blutigen Martertod von der Schande seines Lebens sich abwusch und so den einzigen Mackel in der strahlendrn Marterkrone des katholischen Priesterthums in Japan tilgte und neuen Glanz dazu fügte. —

Grimmig wütheten so die Tiger wider die japanische Heerde, aber wenn auch Hirten und Schafe dahingewürgt wurden, so konnte doch die Heerde nicht ganz vertilgt werden. Zwar wurden fortan von Zeit zu Zeit wieder Christen grausam gemartert. So in den Jahren 1658—1661 allein über sechshundert. Aber dennoch gab es noch immer zahlreiche Christen, und selbst einzelne Priester, japanischen Geschlechtes, im Auslaude geweiht, zeigten sich hier und dort, und wirkten unter ebensoviel Mühsalen als Gefahren viel Gutes. — Einer derselben, ein vornehmer Japaner, der Gesellschaft Jesu einverleibt, schob viele Jahr lang einen schweren Gärtnerkaren durch die Straßen der Städte, Kräuter verkaufend, seelenstärkend und seelengewinnend. Insgesammt aber mußten sie ein Leben führen, um das sie von den Galeerensclaven wohl nicht beneidet worden wären, dagegen von den Himmeln gepriesen wurden.

Aber bereits glich die zerschlagene Kirche Japans einem geknickten Baum, den der nächste Sturm ganz entwurzeln kann. Luft nnd Licht war ihr gleichsam entzogen, und in schwüler Nacht der Verfolgung bestand sie kümmerlich fort in einzelnen Trümmern. Ihre einzige Hoffnung war auf den Tod des Wütherichs Toxogunsama gegründet, der nun schon seit 40 Jahren diese Kirche verwüstete, wie der Eber des Gebirges ein schönes Saatfeld.

Allerdings schien auch nach seinem Tode eine bessere Zeit einzutreten, indem ein junger Prinz eines andern Stammes auf den Thron erhoben wurde, welcher, weil noch minderjährig, von vier Reichsverwesern geleitet wurde, die sich Anfangs etwas gelinder gegen die Christen zeigten. Aber bald trübten sich diese günstigen Aussichten gar sehr; denn, sey es nun, daß der Haß gegen alles Ausländische, mit welchem die Japaner auch das Christenthum zusammenwarfen, oder eigentlicher Fanatismus sich wieder Luft machte, bald gab es wieder neue Verfolgungen, und vom Jahre 1663—1668 erlangten wieder mehrere hundert Christen das Marterthum, allerdings auf eine weniger qualvolle Weise als frühere, weil die raffinirte Grausamkeit doch sich gemildert hatte. So schien also die japanische Kirche nur gegründet zu seyn, um am Ende ihres ersten Jahrhunderts unterzugehen, nachdem sie der Welt das traurigste aber erhabenste Schauspiel gegeben. Kurz aber hochherrlich ist die Geschichte dieser Martyrerkirche, und es ist eine Frage, ob andre Kirchen in Jahrtausenden und alle Secten zusammen in allen Zeiten so viele schöne Garben für die Scheuer Gottes hervorbringen werden. Denn weit über eine Million Katholiken starben hier um des Glaubens willen, und sind sonach wohl eingegangen in die göttlichen Wohnungen, weil sie alle ihre Gewänder im Blute des Lammes gewaschen.

Sie ist untergegangen diese Kirche, bis auf wenige Keime, von denen man übrigens erst in neuester Zeit wieder eine Ah-

nung hat, aber mit dem Blut der Martyrer getränkt, wird sie einst herrlicher wieder erstehen, wenn ganz Asien reif seyn wird, in den Schooß der Kirche aufgenommen zu werden. Bald kömmt vielleicht die Zeit. Denn schon sind die Heldensöhne der Kirche ausgegangen, Japans gedenkend, und Gott wird ihre Gedanken lenken und erfüllen. —

III. Abtheilung.

Missionen in China.

In dem unermeßlichen, schöngeordneten Reich „der Mitte“ oder „des Himmels,“ wie die hochmüthigen Chinesen ihr Land zu nennen gewohnt sind, schmachteten 300 Millionen Menschen, die sich für die gebildeteste Nation der Welt hielten, in den Finsternissen des vielgestaltigen Heidenthumes. Allerdings hatte dieß Volk einen nicht geringen Grad von Bildung, aber diese war seit undenklichen Zeiten erstarrt. — Die Künste des Lebens, die Staatsform, die Wissenschaften des bloßen Verstandes waren bei demselben sehr ausgebildet, selbst die Sittenlehre hatte auf natürlichem Wege, namentlich durch den großen Weisen Confucius, einen gewissen Grad von Vollkommenheit erreicht, und die Anhänger dieses Weisen, der gebildeste Theil der Nation, hatten auch ziemlich reine Vorstellungen von Gott. Aber dieser ganzen Bildung fehlte das innere Leben, in all den äußern Formen und Förmlichkeiten gähnte eine hohle Leerheit, und bei der Masse des Volks waren die religiösen Vorstellungen durch Buddhaismus und Lamaismus bis zum crassen Götzenthum getrübt.

Die ganze Nation aber glich mehr einer schöngeschmückten Leiche, als einem Lebendigen. Maschinenartig, geregelten

Gangs lebte sie dahin, aber in ihrer Bewegung fehlte das Leben. Dünkelhaft, aufgeblasen, aber innerlich ohne vollen Kern, gegen außen sich absperrend, und so stagnirend geworden, schleppte dieselbe von Generation zu Generation ihr pflanzenartiges Leben fort, einem abgelebten Greise gleich, der nur von der Errungenschaft seiner Jugend zehren, aber nicht neues Leben mehr in sich gestalten oder aus sich zeugen kann, es sey denn, daß ein verjüngender Geist ihm eingegossen werde.

Die geistige Lebenskraft dieser Nation war längst erschöpft, und nur wenn ihr von außen ein neuer, höherer Lebenskeim gegeben wurde, konnte sie eine höhere Stufe erreichen, die reichen aber leeren Formen erst mit körnigem, überströmenden Gehalt erfüllen, und so ihre Bestimmung erreichen, welche für ihre eignen Kräfte, wie ihre ganze längst am Ende, aber nicht am Ziele angekommene Geschichte bewies, auf immer unerreichbar war.

Im Gegentheile mußte eine solche Nation immer mehr versinken, denn Stillstand ist Rückschritt. Wenn aber ein neues Lebensprincip in dieß Volk kam, welches in seiner ganzen Bildung und namentlich in seiner ausgebildeten Moral, in welcher man einen gewissen Grad von Humanität nicht verkennen konnte, eine so schöne Anlage geoffenbart hatte; so mußte es schnell zu einer außerordentlichen Blüthe gebracht werden, und das neue Princip selber konnte auf solchem Boden seine innere Kraft am reichsten entfalten. Ohne Zweifel konnte übrigens kein anderes Princip dem chinesischen Volke neues Leben geben, als ein religiöses, weil eben dieser innerlichste Lebenskeim in dieser Nation abgestorben war. Allerdings war sich die Nation dessen nicht bewußt, aber unwillkührlich schien sie dieß dadurch zu bekennen, daß Religionssysteme verschiedenster Art bei ihr Eingang fanden, was unmöglich gewesen wäre, wenn nicht ein inneres Bedürfniß dazu gedrängt hätte. Bei all ihren hochmüthigen Einbildungen von der Vollkommenheit alles dessen, was sie hatten, konnten sich die Chine-

sen doch nicht des dunkeln Dranges nach Besserem erwehren, so daß Viele unter denselben willig die Religionen annahmen, die von der Tartarei und von Indien her zu ihnen kamen. Doch auch diese Religionen hatten weder allgemeinen Anklang gefunden, noch Befriedigung gewährt, was sie auch nicht konnten, da sie nur Falsches an die Stelle des Falschen brachten. In hochmüthiger Selbstgenügsamkeit und mit asiatischer Trägheit und Indolenz hatten sich die Chinesen dann mit dem begnügt, was sie von Alters her einmal hatten. Aber dabei konnte doch auch das Gefühl der Leerheit und Abgestorbenheit nicht ganz fehlen, und wenn die Besten des Volks sich zu einer gewissen Vernunftreligion emporschwangen, so fanden sie doch auch auf diesen Höhepunkten nur trostlose Leerheit. Wo sollten sie für diese — Erfüllung, wo für ihre Abgestorbenheit — Leben, wo für ihre innere Unruhe — Frieden, für ihre Ohnmacht neue Kräfte finden? Wo anders als in der wahren Religion, deren Licht und Leben ihnen fehlte.

Schon frühe, man sagt schon durch den h. Apostel Thomas sollen die ersten Strahlen der wahren Religion auf die erstorbenen Herzen des chinesischen Volks gefallen und auch hie und da aufgenommen und fortgepflanzt, aber wieder verdunkelt worden seyn, bis im dreizehnten Jahrhundert die christliche Sonne in das chinesische Halbdunkel hinein geschienen habe. Aber in jedem Falle waren keine Spuren mehr von Christenthum vorhanden, als die Portugiesen ums Jahr 1517 in China landeten [1]).

Und auch jetzt schien die Zeit noch nicht gekommen, wo diesem großen Volke der Tag des Evangeliums anbrechen sollte. Erst mit Xaverius, dem hellleuchtenden Morgenstern des Morgenlandes verkündete sich für China der Anbruch des Tags der Gottessonne.

---

1) Vgl. *Fabricius* a. a. O. c. 39.

1. Erste Versuche der Glaubensboten in China einzudringen.

Der große Apostel Asiens hatte in Japan nicht nur sehr viel Rühmliches von dem chinesischen Volke als einem weisen, sanften, lernbegierigen gehört, sondern auch klar eingesehen, daß es für die Bekehrung der Japanesen, welche Alles auf die Chinesen hielten, von entscheidendem Einfluß seyn müßte, wenn es gelänge, die Chinesen zu bekehren, deren Beispiel ganz Japan zu folgen bereit war. Diese Ueberzeugung und noch mehr sein großes Herz, das mit seiner Liebe die ganze Welt umfaßte und kein anders Sehnen konnte, als den Namen Jesu allen Völkern zu verkündigen, drängten ihn, auch nach China die Lehre des Kreuzes zu tragen, die er schon bei so vielen Stämmen und Völkern siegreich aufgepflanzt.

Aus diesem Grunde verließ er Japan, wo er eine reiche Erndte nur einsammeln durfte, und sorglos gegen Mühe und Gefahr, segelte er nach Goa zurück, um dort die Unterstützung des Statthalters zu einer Gesandtschaft an den Kaiser von China zu erwirken, weil nur Gesandte mit reichen Geschenken in dieses den Fremden streng verschlossene Reich einzudringen hoffen durften. Gern ging der Statthalter in die Plane des hochgeachteten Mannes ein, aber als Xavier nach Malacca kam, von wo aus die Gesandtschaft in China eindringen sollte, fand er in dem dortigen gottlosen Gouverneur solches Widerstreben, daß er den Plan einer Gesandtschaft aufgeben und sich entschließen mußte, bloß von einem Ordensbruder, Anton vom heiligen Glauben, einem Chinesen, begleitet, Eingang in China zu suchen. Schon hatte er in Sancian, einer ganz in der Nähe Chinas gelegenen Insel gelandet, schon bereitete er sich vor, trotz aller Schwierigkeiten, nach diesem Lande seiner Sehnsucht überzusetzen: da ergriff ihn, den der Eifer um das Haus des Herrn verzehrt hatte, ein tödtliches Fieber, und verlassen von der Welt, aber überschüttet mit himmlischen Tröstungen schwang sich diese himmlische Seele

zu ihrem Vaterlande empor. Ein reichgesegnetes Gefäß göttlicher Gnade, hatte Xaver wundervolle Großthaten vollbracht, so daß bei ihm, dessen ganzes Leben und Wesen ein großes Wunder Gottes war, vollkommen glaubwürdig ist, daß er von Gott zu seinem Berufe auch durch die besondere Gabe der Wunder ausgerüstet gewesen, durch welche er unzählige Bekehrungen herbeiführte. „Wollte Gott, daß du so wie du warst, einer der Unsrigen gewesen wärest," — rief ein wackerer Protestant über Xaverius aus: — um wie viel mehr mag also die Kirche sich seiner freuen, die ihn gezeugt, mit ihrem Mark genährt, mit ihrem Geiste zu der Höhe erhoben hat, auf welcher er steht.

Eine liebeglühendere, gottbegeistertere Seele hat wohl die neue Zeit nicht gesehen, als denjenigen, der in einem schönen Liede also sang:

„Nicht fühl ich Dich zu lieben mich gezogen,
O Gott, durch die verheißnen Himmelsfreuden,
Noch hat, was Dich beleidiget, zu meiden,
Die Furcht der Höllenqualen mich bewogen."
„Du selber bist's, der mir mein Herz entzogen,
Blutbräutigam! Seh' ich am Kreuz Dich leiden,
Seh' Dich, verhöhnt, in Angst und Noth verscheiden,
Vergießend all Dein Blut in reichen Wogen."
„An solcher Lieb' ich meine Lieb' entzünde;
Und wär' der Himmel nicht, ich müßte lieben.
Und wär' die Hölle nicht, ich flöh' die Sünde."
„Säh' Höll' und Himmel ich in Nichts zerstieben,
Daß Lohn nicht mehr, nicht Strafe mehr bestünde,
Die Lieb' um Liebe wär' mir doch geblieben."

In diesem kleinen Liede spricht sich des großen Mannes Gottesliebe, wie sie auch alle seine Briefe athmen und sein ganzes Leben offenbart, schön und einfach aus, und es mag daher statt aller weiteren Charakteristik dienen.

Wohl darf man ihn mit den größten Eroberern vergleichen, denn er hat durch das Bad der Wiedergeburt mehrere hunderttausend Heiden der Kirche einverleibt, einem Helden gleich, im Sturmesschritte die größten Reiche durchzogen und allenthalben die Spuren seiner Eroberungen hinterlassen. Die größte stand ihm noch bevor als er abberufen wurde von der

Siegeslaufbahn, um jetzt schon mit dem Siegerkranz geschmückt zu werden, für den er mit unerschöpflichem Eifer zu kämpfen bereit war. Wie ein Held vollendete er den Lauf, nichts wünschend, nichts verlangend als den Willen seines Gottes zu erfüllen.

Allerdings ließ er seine Eroberungen unvollendet, in den ersten Anfängen begriffen, zurück, aber gleichwie Gott durch eine besondere Gnade den Leib des heiligen Mannes als das Gefäß einer himmlischen Seele erhielt, so daß er über ein Jahrhundert lang ganz lebendig zu seyn schien, und bis auf den heutigen Tag der Verwesung unzugänglich geblieben: so schien dadurch nur angedeutet zu werden, daß auch das auf Erden vollbrachte Werk des großen Apostels von Asien erhalten werden sollte.

Selbst für China hatte mit ihm die Zeit des Evangeliums begonnen, und wenn er gleich selber nur bis an die Schwelle dieses Landes kam, so lag in seiner glühenden Sehnsucht, seinem Beispiel und seinem heißen Gebet für diese Mission der Anfang derselben, aus welchem ein guter Theil des späteren Segens abzuleiten ist. Allerdings stand es noch längere Zeit an, bis sich die erste kleine Christengemeinde Chinas bildete. Aber es war nun einmal der Anstoß gegeben, und Franziskaner, Dominikaner und Jesuiten wetteiferten, das Kreuz in China aufzupflanzen. Jedoch wollte bis zum Jahre 1570 kein Missionsversuch gelingen, selbst nicht als mehrere vortreffliche Jesuitenmissionäre in der Eigenschaft von Gesandten mit ansehnlichen Geschenken sich Eingang zu verschaffen suchten. Denn der Argwohn der Chinesen gegen alle Ausländer war zu groß, weßhalb selbst dann, wenn ein Missionär, wie P. Petreius, durch seine apostolische Freimüthigkeit die Herzen der Heiden gewonnen zu haben schien, die günstigen Aussichten auf eine Erlaubniß, auch nur an der Küste weilen zu dürfen, bald wieder schwand.

Da sonach auf gütlichem Wege Nichts zu erreichen war, so beschloß der muthige P. Ribera durch Klugheit zu errei-

chen, was auf anderm Wege unmöglich war. Allein die portugiesischen Kaufleute auf der Insel Macao, welche, falls der Eindringling aufgespürt wurde, das Schlimmste befürchten mußten, versuchten Alles, um ihn zur Rückkehr zu nöthigen. Unterdessen hatte die Societät beschlossen, ein Collegium in Macao zu gründen, um dort den günstigen Zeitpunkt für die Eröffnung der chinesischen Mission abzuwarten. Einstweilen verlegten sich die Jesuiten auf Erlernung der chinesischen Sprache und Sitten, was ihnen bei dem immer steigenden Verkehr mit den Chinesen wohl von Statten ging. So kam allmählig das Jahr 1584 heran, in welchem die Missionäre gute Hoffnung faßten, nach China einzudringen, weil jetzt die portugiesischen Handelsleute im Hafen von Canton freien Aufenthalt hatten. Diesen günstigen Umstand glaubte der Jesuit Michaël Rogerius alsbald benützen zu müssen, um in der Rolle eines Kaufmanns sich Eintritt in diesen Seehafen und dann durch kluges Benehmen einen Wohnort in der Stadt selber zu verschaffen und so sein apostolisch Werk beginnen zu können. Schon war ihm dieß gut gelungen, als er durch den boshaften Pöbel, gegen den ihn selber sein hoher Gönner, ein vornehmer Mandarin, nicht schützen konnte, genöthigt wurde, nach Macao zurückzukehren.

Uebrigens hatte er sich unterdessen durch seine Gelehrsamkeit bei den vornehmen Mandarinen Cantons ein solches Ansehen erworben, daß er bei seiner nächsten Ankunft im Herbst sehr gut aufgenommen wurde, ohne jedoch auch dießmal Seelenfrüchte einsammeln zu können. Ebenso wenig fruchtete in dieser Beziehung seine dritte Reise nach China, welche er als Gesandter Macaos zu dem Statthalter in Sliauquin unternahm. Dagegen gewann er durch sein Benehmen und die in einer Uhr und Fernröhren bestehenden Geschenke diesen hohen Mandarin so sehr, daß derselbe nach Rogers Abreise eine große Sehnsucht nach ihm empfand und ihn eigens zu sich einlud, mit dem Versprechen ihm die Er-

bauung einer Kirche gestatten und seiner Lehre allen möglichen Vorschub leisten zu wollen.

Roger lag gerade gefährlich krank, als ihm der P. Provincial Valignanus diese Nachricht brachte. Aber kaum hatte er diese Freudenbotschaft, daß nun dem Heiland die Thore Chinas eröffnet seyn sollten, vernommen, so raffte er sich auf, nnd erklärte sich, als ob er gar nicht krank gewesen, bereit, sogleich nach China abzusegeln. Ohne Verzug machte er sich in Begleitung seines Ordensgenossen Franziscus Pasius nach Sciauquin auf, und fand dort die beste Aufnahme. Nicht nur wurde ihnen von dem äußerst freundlichen Statthalter alle Ehre angethan und eine bequeme Wohnung angewiesen, sondern auch ein Götzentempel überlassen, damit sie denselben in eine Kirche umwandeln könnten. Die Ehre, welche ihnen der Statthalter bewies, der sie wie Mandarinen und seine besten Freunde behandelte, gab ihnen beim Volke das größte Ansehen, so daß sie mit nicht geringem Erfolge den Samen des Evangeliums vier Monate lang ausstreuen konnten. Allein, da eben die Saat reif schien zum Schnitte, und da sie schon Mitarbeitern herbeigewinkt hatten, kam ein Ungewitter, das ihre Hoffnungen zerstörte, indem der Statthalter bei Hof als Freund der Ausländer angeschwärzt und seiner Aemter entsetzt wurde, und sie deßhalb bat, China zu verlassen, damit nicht ihre Anwesenheit ihm den völligen Untergang bereitete.

Zwar hatten sie noch ein Empfehlungsschreiben von ihm an den Seevogt zu Canton erhalten, allein so günstig ihnen auch dieser war, so konnte er ihnen doch für dießmal nicht behilflich seyn, zumal da der neue Statthalter sehr strenge Befehle wider die Ausländer erlassen hatte.

Aber „der Fürsten Herzen sind in der Hand Gottes, wie die Theilung der Wasser, er lenkt sie, wohin er will.“ Spw. 21. 1. Dieß Wort ging auch hier in Erfüllung.

2. P. Matthäus Ricci und P. Roger.

Fortgang des Christenthums in China.

Während Rogerius es am wenigsten vermuthete, erschien auf einmal zu Macao ein Einladungsschreiben des Statthalters zu Sciauquin, der unterdessen von einigen den Missionären befreundeten Personen umgestimmt worden war. Nichts konnte dem seeleneifrigen P. Roger so erwünschlich kommen, als diese Einladung, welcher er in Begleitung des nachmals so berühmten M. Ricci ohne Säumen Folge leistete. Zu Sciauquin angekommen, wurden die beiden Missionäre sehr freundlich empfangen, und erhielten alsbald einen schönen Platz in der Nähe eines chinesischen Tempels angewiesen, um dem „Herrn des Himmels“ eine Kirche zu bauen. Rüstig machten sie sich an's Werk, und als Rogerius Geschäfte halber nach Macao zurückgekehrt war, leitete Riccius das Ganze mit der ihm eigenthümlichen Energie. Freilich setzten sich ihm hiebei nicht geringe Hindernisse in den Weg, und die Bosheit des feindseligen Pöbels ging so weit, den muthigen Missionär vor Gericht anzugeben, als hätte er einen Knaben schrecklich mißhandelt, da doch ein Haufe solcher muthwilliger Jungen das neu erstehende Gebäude boshafter Weise zu beschädigen getrachtet hatte. Dießmal wurden übrigens die Ankläger gänzlich zu Schanden und der Rädelsführer derselben als Verläumder schwer abgestraft. Dagegen hatte Ricci und der indeß zurückgekommene Roger die Freude, an ihre Wohnung ein Privilegium angeschlagen zu sehen, welches ihnen besondern Schutz verhieß. Auch sollten sie ihre Kirche ausbauen können, ohne daß es Jemand wagen dürfte, sie zu beunruhigen. Glücklich wurde die Kirche und das Wohnhaus vollendet, und von dem Statthalter mit schönen Inschriften geschmückt, welche das Lob dieser fremden Lehrer verkündigten. Und so hatten sie für langjährige Bemühungen wenigstens den Trost, einmal einen festen Punkt in China gefunden zu haben.

Zugleich konnten sie aber jetzt auch damit beginnen, einen festen Grund für das Christenthum zu legen, zumal da der Statthalter ihnen stets noch günstiger wurde.

Bei dem großen Eifer der Chinesen, neue Schriften zu lesen, wurde für gut gefunden, neben mündlichem Unterricht auch Druckschriften zu verbreiten, in denen die Grundlehren des Christenthums und die zehn Gebote auf eine einfache und klare Weise auseinandergesetzt und die chinesischen Irrthümer bündig widerlegt waren. Dieß war ohne Zweifel das vernünftigste Mittel, die Chinesen auf die Wege der Wahrheit zu führen, wogegen es wenig geholfen hätte, ihnen ganze Bibeln in die Hand zu geben, die ja einem solchen Volke nothwendig unverständlich und in manchen Stücken anstößig seyn müssen, und wie die schlechten Erfolge der protestantischen Bibellieferanten in neuester Zeit deutlich beweisen, wenig Eindruck auf die Chinesen machen.

Unsere Missionäre aber gewannen durch Wort und Schrift die Geister so sehr, daß in Kurzem viele vornehme und gelehrte Chinesen „das heilsame Wasser begehrten, welches die Sünden auslöscht."

Von Tag zu Tag wuchs das Ansehen der fremden Lehrer, zumal da dieselben mit der himmlischen Lehre menschliche Wissenschaft geschickt zu verbinden wußten. Insbesondere war es Ricci, der durch Verfertigung einer vortrefflichen Landcharte, welche der Statthalter alsbald abdrucken und verbreiten ließ, einerseits die Hochachtung der chinesischen Gelehrten sich erwarb, und anderseits durch Andeutung alles desjenigen, was namentlich in Europa Großes und Herrliches war, die hochmüthige Verachtung der Chinesen gegen die Europäer merklich verminderte. Es wuchs daher stets der Eifer der Chinesen, die weisen Fremdlinge zu sehen und zu hören. Diese aber wußten auf die verständigste Weise von mathematischen Fragen, mit welchen sich die Chinesen ausnehmend gerne beschäftigen, auf den Glauben überzugehen und so die Keime desselben in die Herzen zu pflanzen. Alle

Tage war ihre Wohnung umringt von Haufen Volks, welche die Kirche, die Bücher, die mathematischen Instrumente und Landcharten beschauen und den Unterricht der Missionäre anhören wollten, welche die Irrthümer der Chinesen so trefflich zu widerlegen und die Wahrheit der christlichen Lehre so überzeugend zu beweisen wußten, daß Viele wenigstens das Heidenthum verachten und das Christenthum, das von so weisen Männern vorgetragen wurde, schätzen lernten, wenn auch nicht alle diese die Taufe begehrten oder von den in dieser Beziehung ebenfalls sehr vorsichtigen Missionären erhielten.

Jedoch konnten sie bald mehr als 40 gut vorbereitete Neulinge in Sciauquin taufen, und nachdem sie den Vorsteher des Collegiums zu Macao und zwei Mitarbeiter, die Väter E. Sande und A. Almeida herbeigerufen, nicht nur in benachbarten Städten die Erstlinge des Glaubens einsammeln, sondern bereits sich zur größern Erndte anschicken. Allein während sie unermüdet fortarbeiteten und zuwarteten, um eine desto bessere Erndte zu haben, wurden durch den Neid der Hölle ihre Hoffnungen durchkreuzt. Denn es starb der alte günstige Unterkönig, und sein Nachfolger wurde schon zum Voraus durch verschiedene Ränke und Anschuldigungen gegen die Fremdlinge eingenommen, so daß er schon vor seiner Ankunft ein Verbannungsschreiben nach Sciauquin schickte, und dasselbe auch bei seiner Ankunft trotz aller Vorstellungen nur dahin milderte, daß die Fremdlinge in dem Götzenkloster Nanhoa bei der Stadt Xaucei verweilen dürften.

So unangenehm dieß den Missionären war, so mußten sie doch froh seyn, nicht ganz verjagt worden zu seyn, und in Xaucei selber ernteten sie manche Frucht. Denn von dem ihnen sehr zugethanen Stadtvogt zu Sciauquin bestens empfohlen, wurden sie nicht nur in dem Bonzenkloster, sondern da ihnen dieser ihnen angewiesene Aufenthalt im Interesse ihres Amtes nicht zusagte, auch in der Stadt selber freundlich aufgenommen, und gewannen auch viele Götzendiener für den wahren Glau-

ben, unter welchen der Erstling Chintaiso, ein berühmter Lehrer war, dessen Beispiel viele nach sich zog.

Ja es eröffnete sich von hier aus dem unternehmenden Pater Ricci der Weg nach Nanquin, der ungeheuren, prachtvollen ehemaligen Hauptstadt des Reichs, indem ein vornehmer Mandarin, der zu einer hohen Stelle am kaiserlichen Hofe berufen wurde, dem allgemein bewunderten Lehrer Geleitsbriefe einhändigte.

Seine Genossen bei der neuen Gemeinde zu Sciauquin zurücklassend, machte sich Ricci auf die Reise nach Nanquin, in der Hoffnung, sich von dort, den Weg nach Pequin zu bahnen. Nicht ohne viele Gefahren langte er in Nanquin an, bemühte sich aber vergebens durch die Vermittelung einiger dort befindlichen einflußreichen Freunde Aufenthaltserlaubniß zu erwirken. Sie fürchteten sich nämlich allzusehr, in die kaiserliche Ungnade zu verfallen, als daß sie es hätten auf sich nehmen wollen, ihn zu beschützen. So konnte es dann natürlich nicht fehlen, daß er, kaum angekommen, schon wieder vertrieben wurde.

Jedoch trat bald ein günstigerer Zeitpunkt ein, indem die Freunde Ricci's nach seiner Abreise eher für ihn zu reden wagten, als bei seiner unvermutheten Ankunft, und auf diese Weise die obrigkeitlichen Personen Nanquins allmälig ganz zu Gunsten des „großen Lehrers aus dem Westen" umstimmten, so daß er mit ihrer Erlaubniß wieder nach Nanquin kommen durfte.

Dießmal gewann er schnell durch seine Gelehrsamkeit grosses Ansehen in Nanquin, besonders seitdem er mit den angesehensten Heidenlehrern siegreichen Lehrstreit bestanden. Der Zulauf zu dem Hause, welches man ihm übergeben hatte, war außerordentlich, und die Begierde des Volkes, etwas von ihm zu hören und zu lernen, gab ihm auch hier den besten Anlaß, den Samen des Evangeliums auszustreuen. Gott segnete hier seine Arbeit mit schönem Erfolg. Denn in Kurzem bekehrte sich einer der angesehensten Mandarine nebst seinem ausgezeichneten Sohne, seiner ganzen Verwandtschaft und seinem

Hausgesinde. In dem Pallaste dieses Mannes wurde die erste christliche Kapelle zu Nanquin errichtet, in der sich täglich die kleine Christengemeinde zur Feier des heiligen Opfers versammelte.

Der evangelische Same aber ging immer reichlicher auf, so daß Ricci Gehilfen aus Macao herbeirufen mußte, denen er dieß neue Saatfeld anvertrauen konnte.

Er selber dagegen beschloß, nach Pequin vorzudringen, um dort die Huld und den Schutz des Kaisers für die Glaubensverbreitung zu gewinnen, weil sonst früher oder später das ganze Werk der Zerstörung durch kaiserlichen Zorn ausgesetzt war.

Mathematische Wissenschaften und Geschicklichkeiten und allernächst einige Geschenke, wie zwei kunstreiche Uhrwerke und ein Clavier, sollten hier der Köder werden, um den stolzen „Sohn des Himmels," den Kaiser, in das christliche Netz zu locken.

Doch vertraute Ricci weniger auf all dieses, als auf den Beistand Gottes, der ihn bisher so wunderbarlich beschützt. In diesem Vertrauen und mit einem Empfehlungsschreiben des Statthalters von Nanquin versehen, machte er sich mit seinem Ordensgenossen P. J. Pontoia und zwei Laienbrüdern wohlgemuth auf den Weg, und kam auch glücklich in die berühmte Hafenstadt Thiencin, wo er zwar Anfangs von dem dortigen Obermandarin aufs beste behandelt, aber, als derselbe auf seine den Missionär betreffende Eingabe bei Hof keine Antwort erhielt, aus Furcht vor kaiserlicher Ungnade, sammt seinen Gefährten eingesperrt wurde. Alle Bitten und Vorstellungen halfen nichts, und schon dachte der Mandarin, um der vermeintlichen Ungnade zu entgehen, und die schönen kaiserlichen Geschenke für sich in Beschlag nehmen zu können, daran, die Fremdlinge als Schwarzkünstler anzugeben, als unvermutheter Weise ein kaiserlicher Befehl anlangte, dieselben an den Hof zu schicken.

Nun änderte sich freilich auf einmal Alles, und die vorher gefangen Gehaltenen wurden jetzt mit einem gewissen Pomp an den Hof des „Himmelssohnes" gebracht.

3. P. Ricci und seine Genossen in Pequin.

Nach ihrer Ankunft in Pequin, der größten und prächtigsten Stadt der Welt, beeilten sich die Missionäre, ihre Geschenke auf die höflichste Weise an den Kaiser gelangen zu lassen, welcher eine außerordentliche Freude über dieselben, und namentlich auch über die dabei befindlichen Bilder des Heilandes und seiner jungfräulichen Mutter bezeigte. Eines dieser Bildnisse ließ er in dem vornehmsten Saal seines Schlosses aufstellen, und verehrte es mit besonderer Ehrfurcht, indem er ausrief: „Das ist ein lebendiger Gott.“

Das Uhrwerk aber ließ er auf einem prächtigen Thurme seines Hofes aufstellen, und zugleich bestimmte er vier Mandarinen, welche in der Behandlung desselben unterrichtet werden sollten. Ebenso begehrte er, daß mehrere junge Mandarine in der europäischen Musik unterrichtet werden sollten, welche ihm natürlich viel besser als die eintönige chinesische gefallen mußte. Dieß war den Missionären namentlich willkommen, weil in die Lieder, welche Ricci für das „neue Saitenspiel“ verfaßte, Glaubens- und Sittenlehren recht geschickt eingemischt, und so dem kaiserlichen Hofe beigebracht werden konnten. Damit aber nun ja keine Kunst unbenützt bliebe, um dem Kaiser den Glauben zu verkündigen, so benützten die Missionäre auch die Malerei, indem sie die Neugierde des Kaisers, der gerne ein Bild von ihnen selber (die er nach der Etikette nicht persönlich sehen durfte), und von den Monarchen Europa's gehabt hätte, dadurch befriedigten, daß sie den Papst, den Kaiser, Kardinäle und Bischöfe, und sich selber malten, wie sie alle vor dem Namen Jesu anbeteten. Hiebei gab es natürlich Gelegenheit dem Kaiser zu erklären, was für ein hochheiliger Name dieß sey, vor dem nämlich Alle ihre Kniee beugen müßten, die im Himmel und auf Erden sind.

So ließen diese klugen Männer nichts unversucht, um dem Evangelium das Thor zu öffnen, und es schien auch ihr ganzes Unternehmen günstigen Fortgang zu bekommen. Denn obwohl der

kaiserliche Ceremonienrath, dem es oblag, die Sitten und Geschenke fremder Gesandten zu prüfen, es sehr übel aufnahm, daß diese Fremdlinge sich unmittelbar an den Kaiser gewendet hatten, ohne das bezeichnete Collegium zu berücksichtigen; so hatte dieß doch keine schlimmen Folgen, da der Vorsteher des Collegiums die Missionäre selber liebgewann, und sogar bedauerte, daß er sie je einmal vor Gericht gezogen hatte, seit er erfahren, daß dieß dem Kaiser höchst unangenehm gewesen. Dem Kaiser war nämlich die Anwesenheit dieser Fremdlinge höchst erwünschlich, und er ließ sich daher leicht bestimmen, denselben einen immerwährenden Aufenthalt in Pequin zu gestatten, indem ihre Anwesenheit wegen des Uhrwerks für unumgänglich nothwendig erklärt wurde.

Damit schien nun auf einmal die ganze chinesische Mission eine neue Gestalt zu gewinnen, denn allenthalben wagten jetzt die Freunde der Missionäre sich offen für sie zu erklären, da ja auch die Gunst des Kaisers denselben lächelte und täglich in reicherem Maße sich über sie ergoß, so daß sie sogar freien Zutritt zu der kaiserlichen Majestät erhielten, und so am Hofe sich stets mehr Gönner erwerben konnten. Ricci insbesondere schien das Drakel sogar der Gelehrten zu seyn, und seine chinesischen Schriften, wie seine mündlichen Belehrungen waren gleich sehr berühmt und gesucht.

Indessen gebot die Klugheit, mit den Bekehrungen in Pequin sich nicht zu übereilen, sondern langsam und besonnen zu Werke zu gehen, damit erst ein fester Grund gelegt würde, von welchem aus weiter gebaut werden könnte. Wären die Missionäre gleich Anfangs mit ihren Bekehrungsplanen rücksichtslos hervorgetreten, so hätten sie bei diesem hochmüthigen Volke nichts ausgerichtet, sondern wären ohne Zweifel wieder verjagt worden. Da sie sich aber allererst die Hochschätzung der Angesehenen und Gelehrten durch Weisheit und reinen Wandel zu erwerben, und bei all ihren Reden und Handlungen geschickt auf das Christenthum überzuleiten wußten, so konnte es nicht fehlen, daß ihnen all=

mälig die besten Chinesen in ihr christliches Fischernetz geriethen.

Nicht wenige Mandarinen und Hofleute zu Pequin, ja selbst drei nahe Verwandte des Kaisers sammt ihren ganzen Familien konnten in die Kirche aufgenommen werden, und wenn auch nur langsam, so wuchs die pequinische Christengemeinde doch allmälig zu einem schönen Häuflein.

Glücklicher noch schienen die apostolischen Fischer in einigen andern Provinzen zu seyn, wo sie festen Fuß gefaßt hatten. Ihre Erfolge kamen übrigens großentheils auch auf Rechnung der Fortschritte zu Pequin, weil das Gerücht von der kaiserlichen Gunst gegen diese fremden Lehrer bis in die Provinzen gedrungen war, und sich sogar noch vergrößert hatte, so daß das Volk dadurch den sonst fehlenden Muth erhielt, dem „fremden Gesetz“ sich zu unterwerfen. So kam es, daß in mehreren Städten, so wie in den umliegenden Dörfern das Licht des Evangeliums Eingang fand, und zwar um so mehr als neue Boten desselben zu Hilfe geschickt worden waren, welche keine Mühe und Anstrengung scheuten, wenn es galt, den Namen Jesu zu verkündigen. Zu Pequin, Nanquin, Xaucei begannen sich bereits schöne Gemeinden zu bilden und viele andre Orte brachten ihre Erstlinge für die Scheunen Gottes. Kurz die Grundlagen für das Werk des Glaubens schienen jetzt glücklich befestigt zu seyn.

Da erhoben sich aber mehrere gefährliche Stürme, die dasselbe zu erschüttern drohten, jedoch glücklich vorübergingen, wenn man von den Mißhandlungen absehen will, welche manche Missionäre dabei zu erdulden hatten. Es war nämlich einerseits zu Canton ausgesprengt worden, daß die Missionäre China mit Waffengewalt erobern wollten, und deßwegen ihre Aussendlinge bereits im ganzen Reich verbreitet hätten, anderseits waren Klagschriften verschiedener Art zu Nanquin wider sie eingereicht worden, weßhalb die argwöhnisch-ängstlichen Richter in diesen beiden Städten mit Schärfe gegen sie einschreiten zu müssen glaubten. In Canton ging man hierin

so weit, daß ein Laienbruder der Jesuiten, Fernandez, an den Mißhandlungen starb. Aber durch seinen Tod schien das Ungewitter besänftigt zu werden, die Unschuld der Missionäre wurde erkannt, und ihre Verläumder zu Schanden gemacht.

Ein neuer, schwererer Unfall kam aber über die chinesische Mission durch den Tod des hochverdienten Pater M. Ricci (1609), der vielbetrauert selbst von dem kaiserlichen Hofe als ein Mann, „welcher den hohen Ruhm der Gerechtigkeit erreicht und vortreffliche Schriften verbreitet," (wie die Chinesen auf sein Grabmal schrieben), nach reichem Tagwerk zur Ruhe berufen wurde.

Wohl waren nach seinem Tode noch einige treffliche Männer in Pequin, aber das Ansehen Riccis wußten sie sich nicht zu erwerben, noch auch ihren vielen Feinden gegenüber die Gunst des Kaisers zu erhalten, weßhalb sie sich bald genöthigt sahen, Pequin einstweilen zu verlassen.

Dagegen sammelten die evangelischen Arbeiter in mehreren Provinzen, wie Kiangi, Chekiang, Quangsi, Xantung und Fokien reichliche Früchte, indem sie viele hundert Chinesen, darunter selbst angesehene Götzenpriester bekehrten und an manchen Orten sogar Kirchen errichten konnten. Mit den Früchten ernteten sie auch öfters schwere Leiden ein, und wurden, wie z. B. die Väter J. Pontoia und Alvarez de Semedo, um Christi willen grausam zerschlagen. Doch alle Leiden und Mühseligkeiten gaben ihnen nur neuen Antrieb zu höheren Anstrengungen. Wuchs ja doch die kleine Pflanze des Evangeliums trotz der Dörner der Verfolgung immer schöner auf, uud das war ihnen Trost genug.

Nebenbei gaben sie übrigens nie den Plan auf, wiederum die Gunst des Hofes zu gewinnen, weil hievon eine ruhige Entwicklung der evangelischen Aussaat ganz wesentlich abhing. Aber längere Zeit waren alle ihre Versuche vergeblich. Selbst das Anerbieten des P. Lombardus, Geschütz gießen zu wollen, nützte wenig, jedoch konnten sich die Missionäre aufs Neue zu Peking aufhalten, und dort den gün-

stigen Augenblick abwarten, um die alte Gunst wieder zu erringen. Dieser kam, als der chinesische Kalender, auf welchen die Nation wie auf astronomisch-mathematische Dinge überhaupt, sehr viel hielt, von seinen vielen Fehlern verbessert werden sollte. Denn einerseits waren die Chinesen nicht im Stande die Verbesserung zu bewerkstelligen und anderseits war einer der vornehmsten Mandarinen im astronomischen Collegium, Siù Paulus, ein eifriger Christ und Bewunderer der Missionäre, deren Wissenschaft er bei Hofe so empfahl, daß P. J. Terentius, und da dieser plötzlich starb, an seiner Stelle der in China so berühmte P. Adam Schall, aus Köln, mit der Verbesserung beauftragt wurde.

4. Pater Adam Schall, die Säule der Kirche in China.

Der berühmte deutsche Jesuite, dessen Namen wir eben genannt, wußte sich bald dasselbe Ansehen zu verschaffen, das Riccius einst bei Hofe genossen hatte. Schon die Geschenke, die er von dem glaubenseifrigen Max, dem Großen, von Bayern, dem Kaiser von China zu übergeben hatte, gewannen ihm die Zuneigung desselben; noch mehr Einfluß aber verschafften ihm seine großen mathematischen Kenntnisse und Kunstfertigkeiten. Denn was auch der eifersüchtige Neid ihm immer in den Weg legen mochte, Schall wußte die Ränke und Verläumdungen seiner Feinde zu Schanden zu machen. Als Astronom, als Verfertiger physikalischer Instrumente, ja sogar als Stückgießer erwarb er sich solche Hochschätzung, daß der Kaiser das Lob seiner Verdienste in eine eherne übergoldete Tafel eingraben ließ, und in einer andern das Gesetz des großen Gottes pries, welchen Pater Adam verkündigte. Denn, wenn auch dieser Monarch, sey es aus geistiger Indolenz oder aus Hochmuth oder aus politischen Rücksichten, nicht selber diesen Gott bekennen wollte, welchen ein so weiser Mann, wie P. Adam, anbetete, so konnte und wollte er

doch demselben seine Ehrfurcht nicht versagen. Vielleicht wäre er übrigens zu bekehren gewesen, wenn nicht die Stellung eines chinesischen Kaisers, der sich selbst für den Sohn des Himmels hält, so wäre, daß ein Fremdling ihn kaum ansehen, geschweige denn mit scharfer Predigt auf ihn eindringen darf.

Pater Adam mußte daher froh seyn, wenigstens soviel über den Kaiser vermocht zu haben, daß er „die Lehre des Herrn des Himmels," wie man das Christenthum in China nannte, als eine gute ansah, und der Verkündigung derselben wenigstens keine Hindernisse in den Weg legte, wenn er auch nie so weit gebracht werden konnte, dieselbe öffentlich zu billigen und ihre Verkündigung ausdrücklich frei zu geben. Das letztere wäre freilich von höchster Bedeutung gewesen, allein es hätte ohne Zweifel die gefährlichsten Empörungen und die gänzliche Vertreibung der Missionäre verursacht. Es war daher besser, daß sie nicht öffentlich als Lehrer des fremden Gesetzes autorisirt wurden, sondern unter dem Gewande von Sternkundigen, die Blicke auf den Stern hinlenken konnten, der die lebendige Sonne der Geister ist.

Auf diese Weise war es ihnen wenigstens vergönnt, am Hofe selber das Licht des Evangeliums zu verbreiten, was sie nicht ohne Erfolg thaten, indem sie zunächst Hofdiener und Verschnittene und durch deren Vermittelung namentlich viele der vornehmsten Frauenspersonen des Hofes für Christus gewannen.

Allein diesr ganze Zeit war eigentlich eine höchst ungünstige für das Evangelium gewesen. Denn das chinesische Reich befand sich eben dazumal in der größten Verwirrung, theils durch Angriffe der mächtigen Tartaren, theils durch innere Empörungen, und am Ende kam es so weit, daß nach wildem Kampfe Provinz um Provinz und die Hauptstadt selber in die Gewalt des glücklichen Rebellen Ciungzu fiel, weßhalb der besiegte, verrathene Kaiser Ciungchin, der letzte sinischen Stamms, sich erhängte und so seinen Platz dem siegreichen

Rebellen einräumte. Doch auch dieser erlag bald den Tartaren, welche von einem seiner Gegner herbeigerufen, das ganze Reich unter ihre Herrschaft zu bringen trachteten, was ihnen auch, nachdem sie einmal die Hauptstadt eigenommen, nach vielen und blutigen Kämpfen gelang.

Daß nun unter den Gräueln langwierigen Krieges der Oelzweig des Evangeliums nicht sehr gedeihen konnte, ist leicht begreiflich. Ja es wäre kaum zu verwundern gewesen, wenn derselbe gänzlich erstickt und seine Pfleger verjagt worden wären.

Dessen ungeachtet ging es mit Gottes Hilfe besser, als man zu hoffen gewagt, wie denn überhaupt die göttliche Vorsicht oftmals Alles ganz Anders ordnet, als die menschliche Kurzsichtigkeit gehofft oder befürchtet hat. Denn so sehr auch die Tartaren die Künste des Krieges denen des Friedens vorzogen, so hatten sie doch vor der Sternsehekunst eine ungemeine Achtung, weil sie sich selbst als Kinder des Himmels ansahen, und sonach die Sternkundigen für Männer ihres Geschlechts hielten. Aus diesem Grunde fand auch Pater Adam, der die Gräuel des Krieges glücklich überstanden und als treuer Hitte während desselben seine Schäflein gepflegt hatte, bei der neuen Regierung Gnade, und wurde sogar von dem Kaiser Xunchi zum Vorsteher des mathematischen Rathscollegiums erhoben, weil sich bald ergeben hatte, wie er in mathematischer Kunst alle übrigen weit übertreffe.

Zwar wußte der gelehrte Jesuite nur zu gut, daß seine Beförderung zu so hoher Stelle den Neid und Haß der eitlen Chinesen erregen würde, und weigerte sich deßhalb dieselbe anzunehmen, allein dem Befehl des Kaisers mußte gehorcht werden, und so wurde der Jesuite Präsident und Mandarin, in der Hoffnung, durch Uneigennützigkeit, Demuth, Leutseligkeit und Eifer für das gemeine Beste, den Haß seiner Neider mildern zu können. Bei Manchen gelang ihm dieß, nnd bei dem Volke überhaupt gewann er solches Vertrauen, daß viele sich der Kirche einverleiben ließen. Die Ränke seiner unversöhn-

lichen Feinde aber machte Gott zu Schanden, und verschaffte dem guten Manne immer mehr Gönner, selbst unter den Vornehmsten, welche, wenn sie auch nicht selbst Christen wurden, doch fortan eine gewisse Zuneigung gegen die Christen bewiesen und später, wenn sie als Statthalter oder Commissäre in die Provinzen kamen, dieselbe bewahrten. Das Ansehen des Jesuiten stieg sogar bald so hoch, daß er als Sittenrichter am Hofe auftreten durfte, und so manches Schlimme vom Volke abwenden komnte. Mit dem jungen Kaiser selber, der im 15ten Jahre die Regierung persönlich übernahm, durfte er sprechen, wie ein Vater, und wenn auch der junge Monarch es Anfangs etwas übel nehmen wollte, daß der europäische Mandarin ihm allzustrenge Mahnungen gab, so sah er doch bald ein, daß derselbe sein treuester Rathgeber sey, und munterte ihn auf, stets freimüthig mit ihm zu reden. Der unerschrockene Missionär machte von dieser Freiheit bei allen Gelegenheiten Gebrauch, besonders, um die Trägheit nnd Ueppigkeit des Kaisers zu bekämpfen, und ihn auf diese Weise allmälig für den göttlichen Samen empfänglich zu machen. Gar oft hielt er den jungen Xunchi von schädlichen, den Unterthanen lästigen Unternehmungen ab, trieb ihn zu grösserem Eifer in Regierungsgeschäften an, und bewog ihn zu Maßregeln der Freigebigkeit und Gnade gegen Einzelne, wie gegen ganze gesammte Provinzen und das Reich. So kam es dann, daß sich der Ruhm des großen Lehrers Jâm Jò Vâm (Johann Adam) im ganzen Lande verbreitete, und daß man ihn als Fürsprecher beim Kaiser allgemein ansah.

Man hatte wohl recht, denn nie hat wohl eiu Fürst solchen Einfluß auf einen chinesischen Kaiser gehabt, und diesen Einfluß so gut verwendet als dieser Jesuite. Uebrigens war es ihm keineswegs darum zu thun, bloß Ansehen und Einfluß zu haben, sondern er hielt dieß Alles für Nichts, wenn es nicht dazu diente, das Christenthum zu fördern, ja, den Kaiser selbst für dasselbe zu gewinnen. Deßwegen versäumte er auch keine Gelegenheit, den jungen Monarchen auf die Trefflichkeit des Chri-

stenthums hinzuweisen, und zwar nicht ohne Erfolg. Denn der Kaiser erkannte deutlich, daß das Christenthum „ein vortreffliches Gesetz“ sey, und sprach dieß besonders dadurch aus, daß er eine Inschrift für die von A. Schall zu Pequin erbaute, prachtvolle Kirche verfaßte, in welcher die christliche Religion als „die vortrefflichste und als der wahre Weg zum Himmel“ gepriesen wurde. Aber Xunchis Herz glich dem mit Dornen und Unkraut überwucherten Boden, in welchem der gute Same nicht gedeihen kann. Insbesondere war es die Wollust, welche den verweichlichten Kaiser jedes entschiedenen Aufschwungs unfähig machte und ihn sogar wieder zu dem Götzendienste hinabzog, welchen er auf P. Adams Lehren hin verworfen hatte. Einem Kebsweib zu lieb, wie denn die Weiber selbst den weisen Salomo zum Abfalle brachten, huldigte auch der junge, schwache Xunchi den Götzen wieder, und begünstigte die Bonzen, die er sonst verstoßen hatte. Wohl hörte P. Adam nicht auf, mit ernsten Mahnungen dem Verirrten in den Ohren zu liegen, und Xunchi erkannte und bekannte seine Fehler und gab dem alten Manne Recht, der stets sein treuester Freund gewesen. Aber zu einem kräftigen Entschluß der Besserung brachte er es nicht, denn dazu fehlte ihm die Kraft, und auch die Zeit. Schon klopfte nämlich der Tod an seiner Thüre, und im Jugendalter noch sollte er ins Grab sinken, bis auf den letzten Augenblick dem Christenthum günstig, aber nicht fähig, dasselbe und in ihm das Heil zu ergreifen.

Es war ein Unglück für das Christenthum in China, daß dieser Kaiser schon so frühe starb, ehe er das Mannesalter noch erreicht. Denn unter seiner Gunst, die sich gegen seinen alten Freund P. Adam wohl nie verloren hätte, wäre ohne Zweifel das Christenthum zu immer schönerer Blüthe gelangt, ja vielleicht hätte er selber, wenn er Mann geworden wäre, der neuen Religion sich ganz ergeben, für die er stets so viele Zuneigung bewiesen.

Doch Gott hat es so gefügt, preisen wir seine geheimnißvollen Rathschlüße, wenn sie auch für unsre Kurzsichtigkeit ver-

derblich scheinen. War es ja schon überschwengliche Gnade, daß er das Glaubenswerk in China bisher hatte gedeihen lassen, und die Kirche konnte dem Herrn nur freudigen Dank darbringen, daß er ihr auch in China so viele Kinder gegeben. Denn, wie wir sogleich sehen werden, hatte das Christenthum unterdessen die schönsten Fortschritte gemacht.

5. Ausbreitung des Christenthums zu den Zeiten Adam Schalls.

Schon unter Ricci, dem großen Protector der Missionäre in China hatte das Christenthum bei vielen tausend Chinesen Eingang gefunden, noch weit mehr gewann es aber an Ausbreitung, seit Adam Schall unter der tartarischen Regierung solchen Einfluß erlangt hatte, daß die Missionäre eine fast unbeschränkte Freiheit erhielten, das Reich zu durchwandern und Christum zu predigen. Da gab es bald keine Provinz des Reiches mehr, in der nicht einer oder mehrere Glaubensboten, meist Jesuiten, zum Theil auch Dominicaner und einige wenige Franziskaner den Samen des Evangeliums durch mündliche Predigt, so wie durch unzählige Glaubensbüchlein, welche in China von gutem Erfolg begleitet waren, ausstreuten. Und allenthalben ging der Same auf, und brachte gute Früchte christlichen Lebens. Schon ums Jahr 1651 hatte die Zahl der Bekehrten 150,000 überstiegen und zu diesen waren in den nächstfolgenden 12 Jahren fast noch einmal so viel gekommen, welche sämmtlich mit Ausnahme einiger Tausende geistliche Kinder der Jesuitenmissionäre waren. Ueberall erhoben sich Kirchen und Kapellen, so daß die Zahl der Gotteshäuser um diese Zeit bis über anderthalb Hundert stieg, unter denen manche durch die Freigebigkeit hochgestellter und minderbemittelter Christen prachtvoll ausgestattet waren. Unter allen ragte hervor die große, herrliche Kirche, welche P. Adam zu Pequin erbaut und der Kaiser selbst mit verherrlichenden Inschriften geziert hatte.

Der schönste Schmuck der chinesischen Kirchen aber war die Gottseligkeit ihrer Gemeinden, welche miteinander darin wetteiferten, ihre Bekehrung im Leben zu beweisen, und durch frommen Wandel selbst manche Heiden zur Nacheiferung anspornten. Die Neulinge ließen es sich auch mit besonderm Eifer angelegen seyn, ihre noch in heidnischen Finsternissen schmachtenden Volksgenossen zu bekehren, und es waren manche von ihnen wahrhaft den besten Missionären in unermüdetem Eifer und Erfolg zu vergleichen.

Ueberhaupt aber vereinigten sich die Neubekehrten meist zu Congregationen, in welchen christliche Tugend aufs Schönste blühte und die Werke der christlichen Barmherzigkeit aufs Erbaulichste geübt wurden. So waren die einen Mitglieder zum Krankendienst bestimmt, andre zum Besuch der Gefangenen, zur Pflege der Armen, zur Taufe der Neugebornen, besonders der in China so häufigen ausgesetzten Kinder, die Fähigsten zum Unterricht und zur Erziehung der Jugend. Besonders erfreulich war die Bereitwilligkeit der neuen Christen, zu Errichtung von Armen-, Kranken- und Findelhäusern nach Kräften beizusteuern, wodurch sie den Heiden ein schönes Beispiel christlicher Liebe gaben. Die schönste Frucht dieses Baumes aber war die Unschuld, welche der größte Theil der Christen von der Taufe an bewahrte, so daß die Seelsorger mehrentheils betheuerten, wie sie bei ihren Schäflein kaum eine Sünde fänden, so sehr dieselben auch mit fast ängstlicher Gewissenhaftigkeit auch die kleinste Verfehlung beichteten. Ja die Christen zeigten einen solchen Abscheu vor der Sünde, daß sie wenn man nach schwereren Sünden fragte, entsetzt antworteten: „Ach, ehrwürdiger Vater, ich bin ein Christ; wie sollt' ich denn dieß Uebel thun und also wider meinen Gott sündigen können!“

Dagegen bewiesen sie eine Sehnsucht nach den heiligen Sacramenten und eine Ehrfurcht gegen dieselben, wie sie nur bei den besten Christen getroffen wird. Eben so groß war ihr Verlangen nach dem heil. Meßopfer, zu welchem sie, un-

bekümmert um schlechte Witterung und weite Wege von allen Seiten herbeieilten, um denselben voller Sammlung und Andacht beizuwohnen. Und so fand man es aller Orten, voran in Pequin, wo die Gemeinde über 5000 Mitglieder zählte, und P. Adam Alles in Allem war. Der Hauptstadt aber eiferten die Gemeinden in den andern Städten und auf dem Lande nach, was kein Wunder war, da allenthalben die ausgezeichnetsten Missionäre, wie der ehrwürdige P. Nicolaus Lombardus u. A. ihr ganzes Leben und alle ihre unerschöpfliche Liebe auf die Pflege des sienischen Weinbergs verwendeten.

Je schöner aber der sienische Gottesbaum blühte, desto mehr mußte sich der Neid der Hölle regen, um den Hagelschlag der Verfolgung über denselben zu bringen.

6. Verfolgung des Christenthums zur Zeit A. Schalls.

Schon während der letzten Zeit Kaiser Xunchis hatten die Feinde des Christenthums wider dasselbe und besonders wider die Missionäre verschiedene Ränke versucht, ohne jedoch Etwas auszurichten. Aber nach dem Tode dieses Fürsten, der ein unmündiges Kind als Nachfolger hinterlassen und die Regierung einstweilen vier Reichsverwesern anvertraut hatte, erhoben sie frech das Haupt, obwohl die Reichsverweser selber den Missionären und namentlich dem greisen, vielverdienten Adam Schall sehr günstig waren.

Zunächst entstanden Stürme in den Provinzen, wo Schmähschriften aller Art und die tollsten Mährchen von einem beabsichtigten Einfall eines päpstlichen Heeres verbreitet und die Heiden fanatisirt wurden, so daß an manchen Orten die Christen bereits auf das Roheste behandelt und ihre Gotteshäuser geschändet wurden, und das Aeußerste geschehen wäre, wenn nicht der eifrige P. Adam durch drohende Schreiben die verschiedenen Landvögte zur Vernunft gebracht hätte. Doch auch dieß fruchtete nur eine Zeit lang, und gegen den

selber, der die Säule der Christen gewesen, brach nun der heftigste Sturm los.

In der Hauptstadt erhob sich nämlich aufs Neue ein alter, von Feindseligkeit, Neid und Haß ganz erfüllter Mandarin, Yam quam sien, der schon früher, aber vergeblich, eine Klagschrift wider die Missionäre eingereicht hatte, mit erhöhter Bosheit, und sprengte nicht nur die gottlosesten Lästerschriften gegen den christlichen Glauben in der Hauptstadt aus, sondern reichte auch bei einem der chinesischen Gerichtshöfe, an welchem die auf P. Adam eifersüchtigsten Räthe waren, eine Klagschrift ein, welche er zum Ueberfluß noch durch reichliche Bestechung unterstützte. Er konnte daher seinen Endzweck nicht verfehlen, sondern brachte es dahin, daß P. J. Adam Schall und mit ihm seine Genossen Ferd. Verbiest, Gabriel Magalhanes und L. Buglius sammt vier christlichen Chinesen vor Gericht geladen wurden (20. September 1664).

Die ersten zwölf Tage lang wurde scharf darüber inquirirt, ob sie, wie der Ankläger behauptete, verrätherische Absichten hätten, China zu erobern. Diese Beschuldigung erwies sich jedoch als zu lächerlich, als daß man auf ihr hätte beharren können, wiewohl das ganze Gericht, vom Golde eingenommen, nicht sehr geneigt war, den schlagendsten Vertheidigungsgründen des beredten P. Verbiest Gehör zu geben. Denn wenn das Letztere der Fall gewesen wäre, so hätte auch die Anklage wegen verkehrten Glaubens in Nichts verschwinden müssen, da die Missionäre ihren Glauben glänzend zu rechtfertigen wußten. Allein die Richter waren taub gegen Recht und Vernunft, weßhalb die sieben Beklagten, Pater Adam und drei Chinesen als vornehme Mandarinen ungefesselt, die drei übrigen Jesuiten aber mit den schwersten Fesseln und eisernen Stangen gleichsam eingeschnürt, in abscheuliche Kerker geworfen, und nach weitern sechswöchentlichen Untersuchungen, die aber zu keinem Ziele führten, das Endurtheil folgenden Inhalts wider die Beklagten gefällt wurde:

1. Pater Adam, in Anbetracht, daß er Jesum (der doch nur ein Verbrecher des Judenlandes gewesen) für den wahren Herrscher Himmels und der Erde, und als den höchsten Gott verkündet, daß er nach eigenem Geständniß jedjährlich 200—300 Chinesen getauft, das Christenthum hinterlistiger Weise sogar durch die Aussprüche alter chinesischen Weisen beschönigt, überhaupt viel betrügerische Lehren verbreitet, den Himmel bloß als den Fußschemel Gottes erklärt, und demselben somit die gebührende Anbetung und ebenso auch die den Todten, Eltern u. s. w. schuldige Verehrung durch Speisen u. s. w. zu entziehen gesucht habe u. s. w.: in Anbetracht dieser und anderer Verbrechen solle besagter Adam all seiner Würden (als ein der tiefsinnigen Wissenschaft wohl erfahrner Lehrer, als kaiserlicher Obermandarin und Präsident des mathematischen Collegiums) entkleidet, und der Criminalbehörde zur Bestrafung übergeben werden.

2. Sollten die angeklagten Chinesen als Bekenner und Beförderer des christlichen Glaubens und die drei übrigen Missionäre, weil sie den gekreuzigten Jesus als den Herrn des Himmels ausgegeben, gleicher Strafe unterworfen seyn.

3. Sollten alle in den Provinzen zerstreuten Missionäre von den Landvögten aufgesucht und gefesselt nach Pequin geliefert werden, und

4. endlich sollten die Kirchen mit Ausnahme der von A. Schall, auf kaiserliche Unkosten erbauten, geschleift, und alle christlichen Lehrbüchlein und Heiligthümer verbrannt; jedoch den im Reich zerstreuten Christen nicht weiter nachgeforscht werden.

Diesem ungerechten Urtheil zufolge, welches trotz dem Widerspruch etlicher rechtschaffener Männer auch von einem andern Gerichtshof bestätigt, und selbst von den ebenfalls bestochenen Reichsverwesern nicht gemildert wurde, bestimmte das Strafcollegium für P. Adam den Strang, für die übrigen Beklagten 100 Stockschläge mit dem Bambus und dreimonatliches Tragen des marternden Halsblocks.

Indeß wurde das Urtheil nicht sogleich vollzogen, sondern nach Art der Chinesen noch lange untersucht, damit Alles den Schein vollendeter Gerechtigkeit gewänne. Ja es schien sogar, als sollte es wieder aufgehoben werden, da mittlerweile bei einer eintretenden Sonnenfinsterniß die Herausforderungen der eiteln Chinesen durch die astronomische Kunst der Missionäre, welche bei dieser Gelegenheit auf die Sternwarte geschleppt wurden, gänzlich zu Schanden gemacht wurden. Allein, so sehr dieß auch das Ansehen der Missionäre bei den Unpartheiischen erhöhte, eben so sehr erregte es bei ihren Feinden nur noch tieferen Haß. Sie suchten es daher so weit zu bringen, daß eine allgemeine Reichsversammlung gehalten wurde, in welcher die europäische Sternsehkunst und deren Lehrer von den aufgeblasenen Chinesen nach langem Hin- und Herreden ohne allen Grund verdammt und die Todesstrafe P. Adams in eine härtere verwandelt wurde, welche mit ihm sieben christliche Mandarinen erdulden sollten. Doch Gott kam seinen Dienern zu Hilfe, indem er furchtbare Natureignisse eintreten ließ, welche auf die furchtsamen Chinesen einen solchen Eindruck machten, daß alle Beklagten frei gelassen wurden mit Ausnahme von vier christlichen Mandarinen, die unnachsichtlich zum Tode verdammt wurden, ohne weitere Ursache als den unversöhnlichen Haß der Christenfeinde. Mit rührender Ergebung, gestärkt durch den Trost ihrer geistlichen Väter, von welchen sie als Martyrer glücklich gepriesen wurden, giengen sie festen Schrittes, heiteren Antlitzes zum Richtplatz, beglückwünscht von ihrem Mitchristen, und selbst von ihren heldenmüthigen Frauen, von denen eine ihrem Manne zurief: „Johannes, sieh' gen Himmel und gedenke eifrigst in diesem letzten Streite deines Gottes.“ So war also China mit dem Blute christlicher Martyrer gedüngt, und durch dieß Blut schien der Haß der Christenfeinde wenigstens einigermaßen gedämpft zu seyn, so daß sogar Befehl ergieng, die christlichen Kirchen im Lande zu verschonen. —

Unter den Freigelassenen befanden sich auch die unterdessen aus den Provinzen nach Pequin geschleppten und in abscheuliche Kerker festgehaltenen Missionäre P. Antonius a S. Maria aus dem Orden des heil. Franziscus und die Väter J. Vallat, Emmanuel Georgius, Michael Trigaultius und Christian Herdtrich aus der Gesellschaft Jesu, welche sämmtlich großes Ungemach erduldet, aber fortan die größte Seelenruhe gezeigt hatten. Nur das Einzige hatte sie geschmerzt, daß ihr Mitgefangener P. Dominicus Coronatus durch die Kerkerleiden hingerafft wurde, und daß sie nicht bei ihren lieben Schäflein seyn konnten, welche bei der Gefangennehmung ihrer Hirten eine so rührende Anhänglichkeit bewiesen hatten. Ihre Freilassung aber machte ihnen nur darum Freude, weil sie hofften, nun wieder in geistliche Wirksamkeit treten zu können, aber sie hatten sich hierin sehr getäuscht. Denn sobald man alle in den Provinzen zerstreut gewesenen Missionäre in Pequin zusammengebracht zu haben glaubte, wurde beschlossen, dieselben mit Ausnahme Pater Adams, Verbiests, Buglius und Magelhanes, nach Canton zu verbannen. Die Verbannten waren außer den schon früher Genannten, die Jesuiten Claudius und Jakob Motel, A. Govea, J. Acosta, Umbertus Augerius, A. Grellon, Pater Canevarius, Pater Intorcetta, F. Ferrarius, J. le Favre, nebst mehreren anderen Vätern der Gesellschaft Jesu und drei Dominicanern, so daß sich die Zahl der zu Pequin versamelten Missionäre auf 28 belief, lauter Männer von vielem Verdienst, großentheils von der Last ihrer Arbeiten und Jahre schon niedergebeugt.

Es wäre zu weitläufig, all das Ungemach zu schildern, das sie ausgestanden. Ihr größtes Leiden aber war, die reichen Saatfelder verlassen zu müssen, auf welchen sie schon so viele Garben in die Scheuern Gottes gesammelt hatten. Man denke sich einen Landmann, der sich seiner schönen Felder freut, und nun plötzlich, da er in der Ernte begriffen ist, von einem wilden Hagelwetter überrascht wird, und seine Hoffnungen mit

einemmal vernichtet sieht. So ungefähr war das Gefühl unsrer Verbannten, da sie abgeführt wurden. Doch fanden sie auf dem Wege einen schönen Trost, die Treue der Christen, welche während der ganzen Verfolgung, eine bewunderungswürdige Starkmüthigkeit in allen Drangsalen bewiesen und und nicht nur Schläge und Mißhandlung freudig duldeten, sondern eine außerordentliche Begierde nach dem Marterthum offenbarten. Selbst die Jugend und die Weiber wetteiferten mit den Männern im freimüthigen Bekenntniß ihres Glaubens, der durch das Feuer der Verfolgung zu hellen Flammen in ihnen aufschlug. Wo die gefangenen Hirten immer durchzogen, liefen ihre Schäflein schaarenweise von den entferntesten Gegenden herbei, um geistlichen Trost durch die h. Sakramente zu empfangen, wodurch sie hinwiederum den Hirten die süßeste Tröstung gewährten. Sie hatten sogar die Freude, manche Neulinge unterwegs taufen zu können, welche von den ältern Christen hiezu vorbereitet worden waren. Ja in Canton selbst, wo sie nach langer, beschwerlicher Reise ankamen, konnten sie manche Chinesen der Kirche einverleiben, welche trotz der schärfsten Verbote zur Fahne Christi übertraten.

Auch in der Hauptstadt wurden unterdessen manche Früchte eingesammelt, und was die wie Sclaven gehaltenen Missionäre nicht vermochten, leisteten eifrige Laien, wie z. B. Hiù Paulus, der allein gegen 300 seiner Mitbürger Christo gewann. Fortwährend waren übrigens die Missionäre zu Pequin hart bedrängt, denn Yam quam sien, der unterdeß an P. Adams Stelle gekommen, schien nicht ruhen zu wollen, bis er die Verhaßten vernichtet hätte.

Aber Gott machte die Plane der Bosheit zu Schanden, indem er den greisen, von Krankheit und Elend verzehrten Vater Adam zu sich rief, um die Verdienste dieses treuen Dieners zu belohnen.

Wohl frohlockte jetzt sein Todfeind, und kannte nur noch einen Wunsch, die drei übrigen Jesuiten zu verderben. Aber

schon hatte sich das Blatt gewendet, und Yam quam sien, der sich durch seinen Hochmuth verhaßt und durch seine Unwissenheit und Schlechtigkeit verächtlich gemacht hatte, mußte sich glücklich schätzen, wenn nicht über ihn selber das Verderben hereinbrach. Denn das Regiment seiner Gönner, der Reichsverweser, nahte seinem Ende, indem einer von denselben starb, und so der junge Prinz Camhi für mündig erklärt wurde, mit welchem eine ganz neue Periode begann.

7. Das Christenthum kommt wieder in Aufnahme.

Kaum hatte der junge Prinz Camhi den Thron bestiegen, 1667, so wurde derjenige der Reichsverweser, der den boshaften Yam quam sien am meisten beschützt hatte, als Verräther angeklagt, und als solcher bestraft. Nach seinem Tode wagten es sogleich einige Mandarinen, welche den Christen günstig waren, den Kaiser darauf aufmerksam zu machen, wie die Jahresrechnung seit Yam quam siens Amtsantritt ganz falsch und fehlerhaft geworden und in Beobachtung der Sterne überhaupt keine Sicherheit mehr sey, während dagegen in der Hauptstadt selber sich drei gelehrte Europäer aufhielten, die diesem Uebel allein abhelfen könnten. Hocherfreut über solche Kunde, ließ der Kaiser alsbald die Europäer herbeirufen, und ernannte nach vielen Proben, bei welchen die Gegner der europäischen Astronomie zu Schanden wurden, wogegen diese sich die höchste Bewunderung erwarb, den P. Ferdinand Verbiest zum Mandarinen des mathematischen Collegiums. Die feindseligen alten Astronomen aber geriethen in die höchste Ungnade, so daß Yam quam sien nur durch besondere Vermittlung der zwei noch übrigen Reichsverweser, welche für sich selber fürchteten, dem Tode entgieng.

Die Missionäre dagegen erfreuten sich einer von Tag zu Tag steigenden kaiserlichen Gunst, welche durch ihre großen Kenntnisse gegründet und durch Geschenke, die in sinnreichen

Kunstwerken bestanden, noch erhöht wurde. Sogar die Hofleute neigten sich wieder auf ihre Seite, wie denn diese überhaupt Wetterfahnen gleich dem gerade gehenden Wind zu folgen pflegen. Jedermann wollte jetzt ein Freund der vorher so verhaßten Priester seyn, oder wenigstens sich als solchen ausgeben, da der Kaiser sie wie seine vertrautesten Freunde behandelte, oder vielmehr als geliebte Lehrer verehrte, von denen er eifrig zu lernen bemüht war. Bereits konnten sie daher es wagen, eine Schutzschrift für das Christenthum zu verfassen, und da nun auch die zwei letzten Reichsverweser in Ungnade gefallen waren, öffentlich die Gerechtigkeit des Kaisers gegen die Feinde des Christenthums anflehen.

Zwar thaten diejenigen Gerichtspersonen, welche früher den Verläumdungen der Christenfeinde nachgegeben hatten, alles Mögliche, um die Klagschrift der Missionäre unwirksam zu machen; aber der Kaiser war zu sehr von dem vortrefflichen Character der Missionäre und der Schlechtigkeit ihrer Verfolger überzeugt, als daß er sich von der Gerechtigkeit hätte abwendig machen lassen. Er durchschaute nur zu gut die unlauteren Triebfedern, welche das Rathscollegium der Gebräuche bewogen, zu der Beschwerdeschrift der Missionäre einen ungünstigen Beibericht zu machen, und verordnete deßhalb, daß ihre Sache, von deren Gerechtigkeit er fest überzeugt war, vor dem großen Reichsrath verhandelt werden sollte. Es ließen zwar auch hier die Feinde des Christenthums nichts unversucht, um ein gerechtes Urtheil unmöglich zu machen oder wenigstens die Ausbreitung der christlichen Lehre zu hemmen, aber endlich siegte doch das Recht, wenn gleich die Hoffnungen der Missionäre nicht ganz erfüllt wurden. Denn es wurde ihnen zwar nicht erlaubt, ihre Lehre weiter auszubreiten, dagegen wurde dieselbe öffentlich von den falschen Inzichten gereinigt, daß sie verkehrt oder schlecht oder aufwieglerisch sey, und erklärt, daß nur Bosheit und Haß solche Verläumdungen habe vorbringen können. Zugleich wurde Pater Adams Ehre wieder hergestellt und dem Todten sein Titel „Lehrer des verborge-

nen und vortrefflichen Gesetzes“ wiedergegeben, wogegen sein Todfeind Yam quam sien nur aus besonderer Rücksicht auf sein hohes Alter begnadigt wurde.

Wenn also auch die Beschränkungen gegen die weitere Verbreitung des Evangelinms geblieben waren, so hatten doch die Missionäre allen Grnnd, einstweilen mit dem zufrieden zu seyn, was sie bisher erreicht, in der Hoffnung, daß Gott, der ihnen so weit geholfen, ihnen auch die letzten Hindernisse aus dem Wege räumen würde. Diese Hoffnung täuschte sie nicht. Denn bald bereute der Kaiser, daß er die freie Verkündigung des Gesetzes Gottes verboten, und ließ die Missionäre auffordern, eine neue Bittschrift einzureichen. Mit dieser wollte es zwar nicht recht vorwärts gehen, weil keiner der dazu berufenen Mandarine sie übergeben wollte. Aber unterdessen verfaßte der Kaiser auf den verstorbenen P. Adam eine herrliche Lobrede, um den Todten zu ehren, wodurch dem Christenthum bei den Chinesen ein neues Ansehen verliehen wurde, so daß trotz des Verbotes aller Orten Proselyten gemacht wurden. Endlich fand sich auch ein vornehmer Mandarine, welcher die Bittschrift dem Kaiser übergab, und so kam es, daß der den Missionären sehr wohl geneigte junge Herrscher trotz aller Ränke seiner Räthe endlich befahl, die in Canton gefangen gehaltenen Missionäre frei zu lassen, die der Mathematik Kundigen an den Hof zu schicken, die übrigen aber zu ihren ehemaligen Gemeinden zurückkehren zu lassen.

Die Ausführung dieses Befehls war für das Christenthum noch günstiger, als man erwartet hatte. Der Statthalter von Canton, der den Missionären sehr geneigt war, wählte nur zwei von denselben als der Mathematik Kundige aus, obwohl er wußte, daß die meisten Missionäre in dieser Wissenschaft erfahren waren und so eigentlich die größte Zahl an den Hof hätte geschickt werden sollen. Das Letztere wäre natürlich den treuen Hirten, die sich nur nach ihren Heerden sehnten, nicht sehr willkommen gewesen, und sie dankten daher Gott, daß in Canton ein Statthalter war, der ihren Wünschen

so bereitwillig entgegen kam, und dem Interesse des Christenthums so förderlich war. Durch seine Ausführung wurde nämlich der kaiserliche Befehl erst recht ersprießlich für das Christenthum, indem fast alle Missionäre, deren Zahl sich auf etwa 20 belief (4 waren unterdessen gestorben) ihren Heerden wiedergegeben wurden.

Man kann sich denken, mit welcher Freude die Seelsorger zu ihren Schäflein eilten, und mit welchem Frohlocken sie aufgenommen wurden. Verdoppelte Anstrengung der Missionäre, erhöhter Eifer der Gläubigen, neues Gedeihen der Missionen war die nächste Folge der Gnadenmaßregeln des Kaisers, welche größtentheils den Verdiensten des Vaters Verbiest zuzuschreiben waren, wie diese auch Papst Innocenz XI. in einem Belobungsschreiben vom Jahre 1681 anerkannte. Zwar hatten die Missionäre noch immer nicht die Erlaubniß, den Glauben weiter zu verbreiten, allein das Verbot wurde nicht so streng gehandhabt, daß es ihnen nicht möglich geworden wäre, fortan ihre Gemeinden zu vergrößern, was ihnen um so eher gelang, als die stets wachsende Gunst des Kaisers gegen die Missionäre und dessen Lobschriften auf dieselben und ihren Glauben, nicht nur das Verlangen, sondern auch den Muth in den Chinesen erregte, dem Glauben dieser hochgeehrten Männer sich zu ergeben. In Pequin selber wurden um diese Zeit mehrere Tausende neubekehrt, und in ähnlichen Verhältnissen wuchs die Zahl der Gläubigen in den Provinzen.

Bevor wir jedoch über den weiteren Verlauf berichten, müssen wir eigens die Geschichte des Jesuiten Wolfgang Koffler einschieben, der während dieser Zeit eine ganz eigenthümliche Wirksamkeit hatte.

8. P. Wolfgang Koffler.

Während die Missionäre im Allgemeinen sich um die Gunst der neuen tartarischen Regierung in China bewarben, fand dieser österreichische, von protestantischen Eltern geborne Jesuite seinen Wirkungskreis an dem Hofe des letzten Sprößlings der

verdrängten Dynastie, der durch die Tapferkeit und Klugheit seines christlichen Generals, Lucas, in den südlichen Provinzen sich Anerkennung verschafft hatte. Da neben Lucas noch ein anderer außerordentlich eifriger Christ Pan-Achilleus, an der Spitze der Geschäfte stand, so glaubte P. Wolfgang nirgends ein besseres Erndtefeld haben zu können, als in der Nähe dieser beiden hochgestellten Christen. In der That bekehrte der apostolische Mann, der das Heer des Generals Lucas überallhin begleitete, viele Sinesen, selbst aus den vornehmsten Ständen für den wahren Glauben, und brachte es endlich so weit, daß sich die rechtmäßige und zwei andre Frauen des Prinzen taufen ließen, und der Kaiser nicht nur dieß sondern auch die Taufe seines einzigen Sohnes erlaubte, welchen er nur auf das anhaltende Gebet seiner Gemahlin erhalten hatte. Er selber wollte zwar noch nicht in die Zahl der Christen aufgenommen werden, zeigte aber doch fortan einen großen Abscheu vor den Götzen und eine hohe Achtung gegen den christlichen Glauben. Ja er schickte sogar eine prächtige Gesandtschaft, die aus lauter christlichen Mandarinen bestand und auf kreuzbewimpelten Schiffen dahinsegelte, nach Macao, damit dieselbe in der dortigen Kirche Opfer für die auf die heil. Taufe erfolgte Genesung seines Söhnleins darbrächte. Und selbst dieß genügte ihm nicht, sondern er schickte auch den Jesuiten Michaël Boym an den heil. Vater ab, um demselben seine Ehrfurcht zu bezeugen. Ueberhaupt aber gewann P. Wolfgang immer größeren Einfluß bei ihm, und durfte sich die strengsten Worte gegen die Fehler des Kaisers erlauben, der freilich schon zu sehr verweichlicht und verdorben war, als daß er ganz hätte bekehrt und gebessert werden können. Dagegen wurde allmälig ein großer Theil seines Hofes und seiner Armee christlich, und es boten sich für die Zukunft des christlichen Glaubens in den mittäglichen Provinzen die schönsten Aussichten dar. Allein die tartarische Regierung ruhte nicht, bis auch der letzte Rest des alten Regentenhauses vertilgt wäre, und so lange sich auch die

treuen Anhänger desselben wehrten, so war doch ihre Zahl zu klein und ihr endlicher Untergang unvermeidlich. Ihre festen Plätze wurden erstürmt, ihre Reihen mehr und mehr gelichtet, und am Ende ihr Kaiser genöthigt, in einem benachbarten Königreich Hilfe zu suchen. Aber auch hier fand er keine Ruhe, denn die siegreichen Tartaren erzwangen seine Auslieferung und gaben ihm den Tod, um so den letzten ihrer Nebenbuhler auszurotten. In diesen Untergang wurden auch die treuesten Christen verwickelt, und mit ihnen ihr geistlicher Vater Wolfgang, der auf einen wankenden Grund ein christliches Gebäude aufzuführen gewagt. Uebrigens hatte dieß Gebäude in den Himmel hineingeragt, viele Seelen waren für denselben gewonnen, und wenn daher auf Erden nichts mehr übrig blieb, als die hohen christlichen Frauen, welche als Gefangene zu Pequin von den Verdiensten ihres geistlichen Vaters Zeugniß gaben, so war seine Arbeit dennoch nicht vergeblich gewesen.

Auch schien der Untergang der alten Dynastie hinsichtlich des Fortgangs der christlichen Sache nicht zu bedauern zu seyn, da das tartarische Geschlecht ebenfalls günstige Gesinnungen gegen die Christen hegte, und dabei viel kräftigeren Schutz gegen die Christenfeinde gewähren konnte, als der schwächliche Yumlie, dessen Untergang wir eben berichtet haben. Namentlich war ja Kaiser Camhi ein Monarch, den man für bestimmt halten durfte, der christlichen Sache in China allen möglichen Vorschub zu leisten.

9. Weiterer Fortgang des Christenthumes bei steigender kaiserlicher Gunst.

Wenn die Väter Verbiest, Grimaldi und Pereyra schon früher einen großen Einfluß am Hofe geübt und durch denselben schon vieles zu Gunsten des Christenthums erreicht hatten, welches, hier einer zarten Pflanze gleich, nur unter solchem Schutze gedeihen konnte, so stieg dieser Einfluß noch und damit das Wachsthum des Christenthums, seit der Kaiser der

eifrigste Schüler P. Verbiests in der Mathematik und Philosophie geworden war. Denn bei dieser Gelegenheit versäumte der Missionär Nichts, um seinen hohen Lehrling von der Wahrheit des Christenthums immer mehr zu überzeugen, und brachte es auch wirklich so weit, daß derselbe, wenigstens die Götzenlehre als eitlen Wahn verwarf, und die Vortrefflichkeit des Christenthums wenigstens erkannte, wenn ihm gleich die Gnade von Oben fehlte, auch der heidnischen Vielweiberei zu entsagen und den christlichen Glauben, den er mit dem Verstande ergriffen hatte, auch in sein Herz aufzunehmen und furchtlos und frei zu bekennen.

Er sprach sogar manchmal die Ueberzeugung aus, daß der christliche Glaube dereinst über ganz China herrschen würde, aber bei all seiner Einsicht gab er doch nur ein trauriges Beispiel, wie alle menschliche Erkenntniß nicht zur lebendigen Wahrheit führt, wenn nicht der Lichtstrahl der göttlichen Gnade sie erwärmt und belebt. Im Uebrigen war diese seine Ueberzeugung von der Trefflichkeit des Christenthums, wenn gleich unfruchtbar für ihn selber, doch für das Christenthum sehr ersprießlich, indem der Kaiser nicht duldete, daß dasselbe für eine falsche Secte erklärt wurde, sondern dasselbe so offenbar begünstigte, daß der Haß der Christenfeinde größtentheils im Zaum gehalten, oder, wenn er je bei diesem oder jenem Mandarin der Provinzen ausbrechen wollte, durch ein Schreiben des vielvermögenden P. Verbiest beschwichtigt wurde.

Dieser apostolische Mann kannte aber auch kein ander Ziel als die Beförderung des Glaubens, und all die beispiellose Thätigkeit, womit er das Wohlwollen des Kaisers zu erwerben und zu erhalten suchte, hielt er für Nichts im Vergleich zu seinem großen Zwecke, zu dessen Erreichung er auch durch christliche Predigt und erbaulichen Wandel sein Möglichstes beizutragen suchte, bei aller Thätigkeit übrigens durchaus nicht auf seine Kunst und Kraft, sondern nur auf die Gnade Gottes vertrauend.

Durch eine Frömmigkeit und Selbstverläugnung, wie sie eines Einsiedlers würdig gewesen wäre, suchte er die Hilfe von

oben, und durch unerschöpfliche Thätigkeit die Gunst des Kaisers zu erhalten, und so kam es, daß so lange dieser Mann der Vorkämpfer der chinesischen Missionen war, die Missionäre der verschiedenen Orden und auch die zwei apostolischen Vicare ihren apostolischen Arbeiten fast ohne Störung obliegen konnten, namentlich seitdem die weniger zahlreichen Dominicaner und Franziscaner das weise Verfahren der Jesuiten in den meisten Stücken nachzuahmen sich bequemt hatten. Nie war eine günstigere Zeit zur Erndte in China gewesen, und es war einzig dem Mangel an Arbeitern zuzuschreiben, wenn die Zahl der Neubekehrten im Verhältniß zu den 200 — 300 Millionen Chinesen immer eine kleine blieb. Denn an sich war diese Zahl sehr bedeutend und trotz aller Hindernisse in raschem Steigen begriffen. Aber wo sollte man Missionäre für mehrere hundert Millionen Menschen hernehmen, da die katholische Kirche in der ganzen Welt in Anspruch genommen und so viele Kräfte durch die Ketzerei verschlungen worden waren. Ach wären die Christen noch einig gewesen, so hätte es zur Zeit, da die Felder in China zum Schnitte reif, und alle Umstände günstig waren, nicht an Arbeitern gefehlt. Aber so reichten die Missionäre kaum hin, um nur eine halbe Million, welche bereits bekehrt war, gehörig zu pflegen. Ein siebenzigjähriger Mann hatte oft eine Heerde von 30,000 Christen zu versorgen. Wie konnten also die Missionäre ihre Eroberungen in großartigem Maße ausdehnen. Sie mußten froh seyn, durch Hilfe eifriger Katechisten Hunderte zu gewinnen, während bei genügender Anzahl von Arbeitern Hunderttausende in die Scheunen Gottes gesammelt werden konnten.

Doch so schmerzlich es auch den apostolischen Männern fallen mußte, eine so reiche Erndte vor sich zu sehen, und nicht Hände genug zu haben, um sie einzusammeln, so dankten sie doch in heißen Gebeten dem guten Gott für den Segen, den er ihnen gab. Unter diesen Umständen starb der hochverdiente Vater Verbiest (1688) zum großen Bedauern des Kaisers, der ihn über die Maßen geschätzt, und zu noch grös-

ferer Betrübniß der Christen, die in ihm die Stütze des Glaubens gehabt.

Doch auch nach seinem Tode erhielt sich die Gunst des Kaisers, da die Väter Thomas und Pereyra an die Stelle des Abgeschiedenen traten und sich denselben Einfluß erwarben. Ja der Kaiser bewies jetzt sogar ein noch größeres Verlangen, sich über die einzelnen Theile des christlichen Glaubens unterrichten zu lassen, gleichsam als ob der Geist Vater Verbiest's ihn unsichtbar umschwebte.

Zudem waren aber auch noch im letzten Lebensjahre Pater Verbiest's sechs treffliche französische Jesuiten angekommen, mit welchen die Mission einen ganz neuen Aufschwung bekam.

11. Fortgang der chinesischen Mission seit Ankunft der französischen Jesuiten.

Längst schon hatten französische Jesuiten gewünscht, auch China in den Bereich ihrer großartigen Thätigkeit zu ziehen. Allein erst im Jahre 1685 bot sich ihnen eine passende Gelegenheit, als der Minister Colbert ihnen die Mittel anbot, diese Mission zu unternehmen, im Falle, daß sie zugleich geographische Beobachtungen für die französische Akademie in China anzustellen sich verbindlich machten. Mit Freuden zeigten sich sogleich die Väter Fontaney, Tachard, Visdelou, Gerbillon und Bouvet hiezu bereit, und kamen so nach einer langen Reise in China an (1687), wo sie noch auf Vermittlung P. Verbiest's die Erlaubniß erhielten, an den Hof zu kommen, und dort, je nachdem sie in der Mathematik erfahren wären, oder nicht, zu bleiben, oder sich von da aus in die Provinzen zu vertheilen. Von dieser Erlaubniß Gebrauch machend blieb P. Gerbillon und Bouvet, wiewohl ungern, aber im Interesse der ganzen chinesischen Kirche zu Pequin, die übrigen zogen voller Freuden in die Provinzen. Die letzteren hatten freilich das schönere, die ersteren aber das wichtigere Amt. Denn es hieng das Schicksal der ganzen Mission daran, daß

die Gunst des Kaisers durch immer neue Dienste erhalten wurde. Um diesen Endzweck erreichen zu helfen, konnte aber kaum Jemand tauglicher seyn, als die beiden genannten Jesuiten, die hinsichtlich der Klugheit und Wissenschaft ihren Vorgängern würdig an die Seite treten durften. So waren also wieder neue treffliche Männer an den Hof gekommen, welche alle ihre Kräfte anstrengten, um dem Kaiser zu dienen zu dem schönen Zwecke, das Reich Gottes zu befördern.

In diesen Bemühungen kam ihnen nun zu eben der Zeit ein glücklicher Umstand zu Hilfe, indem es zweien von denselben gelang, den Frieden zwischen den Chinesen und Moscowiten, die durch Sibirien bis an die chinesische Grenze vorgedrungen waren, herzustellen, wodurch sie nicht nur die hohen Mandarinen der Gesandtschaft, sondern noch mehr den Kaiser sich zu besonderem Danke verpflichteten. Insbesondere hatten sie sich bei dieser Gelegenheit die mächtige Fürsprache des Prinzen Sosan erworben, durch welche sie endlich eine Vergünstigung erreichten, die ihnen der Kaiser trotz all seiner Zuneigung, wegen des Widerstrebens der obersten Behörden, durchaus nicht hatte zugestehen wollen.

Schon lange war nämlich ihr eifrigstes Bestreben gewesen, die öffentliche Zurücknahme des Decretes zu erwirken, durch welches den Chinesen der Uebertritt zum Christenthume verboten worden war. Allein sie hatten diese Absicht nie erreichen können, selbst zu der Zeit nicht, als in einer Provinz eine Verfolgung ausbrach und der Kaiser Alles zum Schutze der Missionäre zu thun bereit war. Der Kaiser hatte dazumal sogar selber eine Bittschrift für die Missionäre verfaßt, damit sie dieselbe ihm eingeben könnten. Aber die Mandarinen verwarfen dieselbe, obwohl ihnen nicht unbekannt war, daß sie die Wünsche des Kaisers enthalte, und so konnte Kamhi nach sinesischen Gesetzen seine frühere Verordnung nicht umstoßen. Da nun auf diese Weise alle weitere Bemühung vergeblich zu seyn schien, wußte es doch der obengenannte Prinz dahin zu bringen, daß die Mandarinen nachgaben und so ein

Freibrief für die Missionäre verfaßt wurde, in welchem das Christenthum für ein heiliges Gesetz, die Missionäre für tugendhafte Männer erkärt wurden und die Chinesen die Erlaubniß erhielten, ihren Glauben anzunehmen. (1692.)

Dieser Freibrief wurde in allen Städten des Reichs öffentlich angeschlagen und als ein immerwährendes Gesetz eingetragen.

Hiemit konnten sich nun die Missionäre zu Pequin Glück wünschen, das Ziel hundertjähriger, unerquicklicher Arbeit, in welcher sich die talentvollsten Männer aufgerieben hatten, erreicht zu sehen.

Sie hatten die schwere Rolle von Günstlingen spielen müssen, und alle ihre hohen Würden und Aemter waren ihnen niederdrückende Lasten gewesen, während ihre im Reich zerstreuten Brüder ganz allein dem trostreichen apostolischen Amte sich widmen konnten.

Aber die Hofpatres hatten mehr gethan als alle andre, denn sie hatten, abgesehen von der großen Gemeinde, die sie zu Pequin gegründet, alle Missionen beschützt und jetzt die Freiheit des Evangeliums errungen. Groß war diese Errungenschaft. O wäre sie nicht verkümmert worden! „Schreibet den Missionären in den Provinzen," hatte der Kaiser gesagt, „daß sie die ihnen ertheilte Freiheit mit Weisheit gebrauchen, damit keine Klage wider sie einlaufe, denn in diesem Falle hätten sie sich's selber zuzuschreiben, wenn ihnen diese Freiheit wieder entzogen würde." Wohlmeinend hatte der Kaiser bei der Ertheilung des Freibriefes diese Warnung gegeben. Wäre sie doch von allen Missionären beachtet worden! Aber ach! wenn die Jesuiten allzuklug waren, so waren andere Missionäre leider zu unklug, und es ist eine ausgemachte Sache, daß durch Unklugheit das Evangelium am wenigsten gefördert wird.

Doch verweilen wir noch länger bei dem Erfreulichen, bevor wir von dem Betrübenden beginnen.

Seit der Ankunft der französischen Jesuiten, deren Zahl sich bald vervierfachte, und besonders seit Ertheilung des kaiserlichen Freiheitsbriefes wurde der Zustand der Missionen hinsichtlich der Zahl der Bekehrten, so wie der Frömmigkeit derselben immer blühender.

Zu Pequin allein wurden von dieser Zeit an fast in jedem Jahre über 500 Heiden bekehrt und mehrere Tausend von den in China so häufigen Findelkindern getauft. In den Provinzen aber wuchs die Zahl der Neubekehrten verhältnißmäßig noch mehr als in der Hauptstadt. So vergrößerte sich in der Landschaft Nanquin die Christenheerde bis über 100,000. In andern Provinzen wurden in einem einzigen Jahre 500 bis 1000 und noch mehr Heiden für den Glauben gewonnen. So bekehrte P. Pinto allein im J. 1696—1697 gegen 1500 Heiden, P. Rovana gegen 1000, P. Simoens ebenso viele in einem einzigen Jahre, P. Laureati in 10 Monaten 900, P. Vanderbecken in einem halben Jahre 500, der P. Rodriguez und Vanhame jeder jährlich 500—600, und in den Städten, wo das Christenthum schon älter war, nahmen jährlich gegen 1200 Heiden den christlichen Glauben an.

Aehnlichermaßen, wenn auch etwas weniger waren die Bemühungen sämmtlicher Missionäre gesegnet, deren sich um diese Zeit mehr als hundert (in überwiegender Mehrzahl Jesuiten, die übrigen Dominicaner, Franziskaner, Augustiner und einzelne Weltgeistliche) in China befanden. Wo immer die Missionäre sich festsetzen konnten, wurden Gemeinden gegründet, und was das Beste war, diese Gemeinden hatten einen ächtchristlichen Character. Sie bestanden zwar meistentheils aus Bürgern und Bauersleuten, doch gab es unter ihnen auch manche Gelehrte und Vornehme, wenn gleich die letzteren großentheils zu verweltlicht und die ersteren zu hochmüthig waren, um dem Evangelium zu huldigen. Aber diejenigen Gelehrten und Mandarine, welche von der Gnade berührt, Kinder der Kirche geworden waren, bewiesen sich als Lichter für ganze Gemeinden durch Sittenreinheit, Gottes-

furcht und Bekehrungseifer. Uebrigens bewiesen auch die ärmsten und einfältigsten Christen durch ihr Leben, daß sie mit Christo gestorben und als neue Menschen auferstanden seyen. Die Missionäre wissen daher nicht genug zu schildern, welchen Trost sie aus dem erbaulichen Wandel ihrer Schäflein schöpften, von denen viele ihre Gewissen von der Taufe an ganz unversehrt bewahrt hatten und fast Alle mit zartester Gewissenhaftigkeit die kleinsten Verfehlungen bitter beweinten und streng zu büßen bereit waren.

Am besten stand es in dieser Beziehung mit den Landgemeinden, am schlechtesten in den Seestädten, weil dort das böse Beispiel europäischer Kaufleute eben nicht sehr geeignet war, die neuen Christen in der Tugend zu befestigen. Daß es indeß in den meisten Gemeinden so gut stand, obwohl manche derselben oft lange Zeit keinen Priester mehr sahen, hatte man den eifrigen eingebornen Katechisten und vorzugsweise den überall eingeführten Bruderschaften „vom Leiden Christi“ und „von der allerseligsten Jungfrau“ zu verdanken. Diese waren nämlich ganz besonders dazu geeignet, den guten Geist zu hegen und zu pflegen. In ihren Versammlungen berathschlagten sie sich über das geistige Wohl der Gemeinde, und wählten jedesmal sechs Ausschußmitglieder, denen es oblag, die christlichen Familien öfters zu besuchen und nachzusehen, ob alle Mitglieder derselben getauft seyen, ob christliche Zucht und Sitte in ihnen herrsche, und ob die Gläubigen überhaupt durch Worte und Werke den Heiden zur Erbauung und zum Heile zu gereichen sich bemühten. Ueber all dieß und Aehnliches hatten sie sodann bei den Versammlungen Bericht zu erstatten, bei welchen dann das Geeignete beschlossen wurde, wie denn überhaupt der Eifer der chinesischen Christen für eine gute Zucht im Interesse der Bekehrung ihrer heidnischen Landsleute außerordentlich war.

Allerdings gab es auch hier viele laue Christen, aber, wie ein deutscher Missionär schreibt, waren „die meisten Christen so eifrig, daß sie keine Gelegenheit versäumten, entweder

einander selber zu einem gottesfürchtigen Leben aufzumuntern, oder den Heiden das Evangelium zu predigen," welches sie durch die schönsten Beispiele von Keuschheit, Versöhnlichkeit, Selbstverläugnung in einen guten Geruch zu bringen trachteten.

Ohne das Letztere hätten wohl auch alle Worte wenig genützt, da allererst die schwarzen Flecken von dem Christenthume weggenommen werden mußten, mit welchen dasselbe durch die Verläumdung seiner Gegner gleichsam überzogen und dadurch in den Augen eines Volks wie die Chinesen ganz unscheinbar geworden war. Da nun aber der christliche Glaube in seinen Bekennern als reinstes Licht wiederstrahlte, so konnten die besseren Herzen seinem Glanze nicht mehr widerstehen. Und wenn nur die Sonne kaiserlicher Gunst fortwährend über die junge Saat hereinschien, und die trüben Wetterwolken, die bedrohlich aus den Sümpfen des Hasses und des Neides emporsteigen wollten, verscheuchte: so mußte nach menschlicher Berechnung die Aerndte den höchsten Hoffnungen entsprechen. Und wer hätte auch glauben sollen, daß diese Gunst je verschwinden könnte, da sie vielmehr von Tag zu Tag wuchs, und zwar so sehr, daß der Kaiser den französischen Jesuiten, welche ihn mit Gottes Gnade von schwerer Krankheit geheilt hatten, die Erlaubniß gab, in dem Umkreis seiner Hofburg eine prachtvolle Kirche sammt Collegium zu erbauen, wozu er selber einen beträchtlichen Beitrag gab, so wie er auch drei schöne Ehreninschriften für dieses Gotteshaus verfaßte.

So wurde also im Umkreis der kaiserlichen Hofburg selber der wahre Gott angebetet und durch eine Kirche verherrlicht, welche die Bewunderung der vornehmsten Chinesen auf sich zog.

Der Anblick dieses christlichen Tempels mit den kaiserlichen Lobschriften allein schon wirkte viel zu Gunsten der Christen. Denn beim Anschauen desselben milderte sich der Zorn der meisten Provinzialbeamten, welche nach Pequin, kamen, gegen die Anhänger eines Glaubens, der vom Kaiser selbst so hoch geehrt wurde. Mehr jedoch wirkte fortan der persön-

liche Einfluß der Jesuiten Pereyra, Thomas, Gerbillon und Bouvet beim Kaiser, um die da und dort häufig entstehenden Ungewitter im Anfange zu dämpfen, oder doch ihre schlimmen Folgen aufzuheben. Es mußten deßhalb die Missionäre der andern Orden den Jesuiten sehr verbunden seyn, da sie ohne dieselben kaum Eingang in China gefunden haben würden, oder wenigstens weder sicher verbleiben, noch wirken konnten. Wirklich sprachen auch viele dieser Missionäre, so wie, auf ihren Bericht, die Propaganda gegen die Jesuiten in zahlreichen Schreiben ihren Dank aus. Insbesondere mußten auch die im Jahr 1698 in die chinesischen Provinzen geschickten apostolischen Vicare anerkennen, daß sie ohne den Einfluß der Jesuiten schwerlich ihre Aemter hätten antreten können, geschweige denn daß es ihnen möglich gewesen wäre, sich in den Provinzen festzusetzen und zu wirken. War es ja doch nur den außerordentlichen Bemühungen der hochbegünstigten Jesuiten zu danken, daß Missionäre und apostolische Vicare sich Wohnungen ankaufen oder Kirchen errichten durften, und daß sie wider die Anfechtungen der Christenfeinde geschützt wurden. Uebrigens ließen es die Jesuiten nicht dabei bewenden, die Missionäre zu beschützen, sondern ihre Ordensgenossen blieben fortan die eifrigsten, umsichtigst.n und gesegnetsten Missionäre in den Provinzen, so wie sie auch der Zahl nach den übrigen Missionären zusammengenommen weit überlegen waren.

Man hätte daher erwarten sollen, daß die übrigen Missionäre den Jesuiten als den Gründern, Förderern, Erhaltern und Beschützern der chinesischen Mission nicht nur alle Ehre erweisen, sondern auch sich nach deren Beispiel in Allem richten würden, weil die Erfolge deutlich die Zweckmäßigkeit des Verfahrens erwiesen.

Allein leider geschah in gar mancher Hinsicht das Gegentheil von dem, was man erwartet hatte. Denn namentlich wollten einzelne Dominicaner und Franziscaner, obwohl offenbar zu ihrem eigenen und der Missionen Nachtheil ganz besondere

Wege wandeln, und ganz ohne Rücksicht auf die Umstände und den Charakter des chinesischen Volkes so zu Werke gehen, als ob sie unter Christen oder Wilden sich befänden. Es ist wahr, der Muth und Eifer, den diese Missionäre bewiesen, verdient alles Lob, aber mit demselben mischte sich eine gehässige Eifersucht gegen den neuen Orden, der die älteren weit überflügelt hatte, und aus dieser Eifersucht und den damit verbundenen Gehässigkeiten mußten für die chinesischen Missionen die größten Nachtheile erwachsen. Ja diese Eifersucht war die Wurzel der bedauerlichsten Streitigkeiten, die in den Augen der argwöhnischen und friedliebenden Chinesen ein Gräuel waren, und somit der Anfang des Verfalls dieser vielversprechenden Missionen.

12. Verfall der chinesischen Missionen.

Gleichwie ein Kriegsheer, das durch Klugheit und Tapferkeit eine bedeutende Strecke eines mächtigen Landes erobert hat, statt der Fortschritte nur mehr Rückschritte machen wird, sobald Zwietracht unter demselben einreißt, so ging es leider hinsichtlich der Glaubenseroberungen in China. Und wenn bei einem Heere demjenigen die Schuld schlechter Erfolge beizumessen ist, welche, sey es auch aus den besten Absichten, die Eintracht stören, die besten Truppen anfeinden und das Verfahren derselben verwerfen, weil es ihnen zu klug scheint, so kann man manche Missionäre und einzelne apostolische Vicare aus dem Dominicaner- und Franziscanerorden so wie aus der Weltgeistlichkeit, in keiner Weise von der Anklage freisprechen, durch ihr Benehmen gegen die Jesuiten der christlichen Sache in China den größten Schaden zugefügt zu haben. Mögen sie es noch so gut gemeint haben, Eifersucht, Eigensinn und selbst Unverstand läßt sich in ihrem ganzen Verfahren keineswegs verkennen. Allerdings gibt es wohl wenig Streitigkeiten, bei denen eine Entscheidung so schwer wäre, wie bei der vorliegenden, und gerade durch die Masse von Büchern,

die man über diese Sache schon geschrieben hat, ist sie noch verwickelter geworden, zumal da Papst Clemens XI. sich in gewisser Hinsicht gegen die Jesuiten entschieden hat.

Dessenungeachtet aber bleibt soviel gewiß, und jeder, der sich die Mühe nehmen will, die betreffende Literatur durchzulesen, wird mit uns übereinstimmen, daß die Gegner der Jesuiten denselben in dieser Sache oftmals kleinliche, aus Uebelwollen und sogar Bosheit hervorgegangene Vorwürfe gemacht haben. —

Angenommen, die Jesuiten hätten allzusehr auf menschliche Kunstgriffe gebaut, was aber keineswegs der Fall war, wie man aus unzähligen Briefen ersehen kann, so war es wenigstens kleinlich, wenn man es ihnen verargte, daß sie in dem Gewande der Gelehrten auftraten bei einem Volke, das nur auf solche zu hören und sie zu achten gewohnt war. Wenn man ihnen aber Feigheit und Weichlichkeit vorwarf, so war dieß kindisch den Gliedern einer Gesellschaft gegenüber, die auf dem ganzen Erdboden freudig Schweiß und Blut vergoß, die auf den Schneefeldern Canadas, in den Sümpfen Südamerikas, unter Wilden aller Art alles Elend erdnldete, das ein Mensch ertragen kann, und die in Indien die Strenge indischer Büßer zu übertreffen suchte. Oder sollten denn gerade nach China nur die Auswürflinge der Jesuiten gekommen seyn? Nein, es ist eine Lüge, daß sie weichlich und feig gewesen. Vielmehr kann sich besonders Deutschland und Frankreich rühmen, daß seine besten Kinder als Jesuiten in China gewirkt haben. Ueberhaupt haben die Jesuiten in China nur Arbeit und Mühseligkeit gesucht und gefunden, und gar manche von ihnen hatten gar schwer unter den Verfolgungen zu leiden, welche durch Unbesonnenheit auf der einen und Haß auf der andern Seite erzeugt worden waren. Wie konnte man sie also der Feigheit zeihen? Aus dem einfachen Grunde, weil man nicht begriff, daß in China nur die Besonnenheit, nicht das Marterthum die christliche Sache fördern könne, daß man also vor allem die Verfolgungen zu verhindern, nicht

aber durch übelverstandenen Eifer herbeiführen müsse. In China, wo die Beamten so wachsam sind, mußte man froh seyn, die Erlaubniß zum Aufenthalt zu haben, weil man sich sonst unmöglich mehr halten konnte und nichts als die Vertreibung zu gewärtigen hatte. Welchen Ruhm, welchen Gewinn sollte es aber den Missionären bringen, sich vertreiben zu lassen und so die Arbeit eines Jahrhunderts zu gefährden? Wenn sie daswollten, so wäre es besser gewesen, zum Voraus wegzubleiben und diejenigen ungestört zu lassen, welche mit Geduld und Besonnenheit langsam aber sicher ihr großes Werk fortführten. Wollte man Theil nehmen an demselben, was ganz löblich war, so mußte man wenigstens im Ganzen nach dem Plan derjenigen sich richten, die es begonnen und bereits zu einer gewissen Höhe empor geführt hatten. Im andern Falle konnte nur Verwirrung und Zerrüttung in dasselbe kommen. Man konnte in Liebe verbessern, was etwa von den alten Arbeitern gefehlt worden war, aber an den Grundlagen zu rütteln, bevor man dieselben zu beurtheilen im Stande war, und dieselben wohl gar zu verwerfen, und hastig, planlos ein neues Gebäude danebenhin zu bauen, das war Unverstand. Das mußten gewisse Missionäre, die erst in China ankamen, nachdem die Jesuiten bereits zahlreiche Gemeinden gegründet hatten, gleich Anfangs erfahren, indem ihre Unternehmung durchaus fehlschlug und ihre Vertreibung das Ende ihres wenig überlegten Benehmens war. Von nun an sahen sie sich zwar genöthigt, in manchen Stücken die Jesuiten nachzuahmen, was sie jedoch nur mit einem gewissen Aerger thaten, der sich dann in einer um so bitterern Polemik gegen die Verfahrungsweise der Jesuiten in andern Puncten Luft machte. Die Jesuiten standen offenbar an der Spitze des Missionswerks, von ihnen hieng das Ganze großentheils ab, und ihre Missionsstationen machten die besten Fortschritte: Grund genug für gewisse andere Missinäre, mit scheelsüchtigen Augen auf dieselben zu sehen, zumal da die ältern Orden fast überall mit dem jüngsten glücklichsten Sohn der Kirche in Conflict

gerathen und deßhalb deren Glieder mit dem, Ordensgesellschaften eigenthümlichen Corporationsgeist, der nur die ansehnlichste Art des Egoismus ist, stets mit einer gewissen Gereiztheit jenen gegenüber standen. Es war daher kein Wunder, wenn die gereizte Eifersucht das ganze Verfahren der Jesuiten, denen man es nicht gleich thun konnte, verdächtig fand und auch in jeder Hinsicht verdächtigte. Man betrachtete schon zum Voraus das System der Jesuiten mit gelbsüchtigem Auge, und mußte es daher nothwendig verkehrt finden, zumal da es wirklich sehr künstlich war und nur von unpartheiischem, umsichtigem Geiste beurtheilt werden konnte. Die Jesuiten duldeten nach dem Beispiele der alten Missionäre unter den Germanen einige altchinesische Gebräuche, indem sie denselben den wahren Sinn zu geben suchten: — da riefen gewisse Missionäre, die wenig ausrichteten, das heiße das Heidenthum mit dem Christenthum vermischen, und ein ganzes Chor von Jesuitenfeinden in Europa stimmte lärmend in die Anklage ein, obwohl weder die erstern, noch die letztern einen Beweis zu führen im Stande waren, sondern von den Jesuiten und andern unpartheiischen Männern, ja in gewisser Hinsicht von den Chinesen selbst widerlegt wurden. Denn nach einer ausdrücklichen Erklärung des chinesischen Kaisers nnd der angesehensten Mandarine verstanden die Chinesen an sich schon unter dem Worte „Himmel“, dessen götzendienerische Verehrung die Jesuiten geduldet haben sollten, nicht den materiellen Himmel, sondern den Schöpfer des Himmels, dessen Namen sie aus Ehrfurcht nicht unmittelbar auszusprechen wagten, sondern nach Weise der Orientalen durch einen andern bezeichneten, wie man z. B. „Pforte“ statt „Kaiser“ sagt. Waren ja doch die Jesuiten von Anfang an öfters verklagt worden, daß sie den Himmel nur für den Schemel der Füße Gottes erklärten, man wird also wenigstens zugeben müssen, daß sie den alten Ceremonien einen christlichen Sinn zu geben suchten. Mag ihnen dieß bei manchen ihrer Neulinge mißlungen seyn, so lag die Schuld nicht an ihnen, die bekanntlich in allen Missio-

nen sich durch den Eifer auszeichneten, womit sie den Unterricht der Katechumenen besorgten. Können doch selbst christliche Ceremonien mißbraucht oder mißverstanden werden, ohne daß man sie deßwegen verkehrt nennen dürfte. Am allerwenigsten aber dürfen solche Vorwürfe gemacht werden, wenn es sich um neubekehrte Heiden von der Art der Chinesen handelt, bei denen es das Verkehrteste wäre, alles Alte, womit sie eng verwachsen sind, auf einmal wegzuräumen, statt daß vielmehr das Alte nur von dem rechten Geiste durchdrungen zu werden braucht. Bei Protestanten und Jansenisten war es freilich ein köstlicher Stoff zu Feindseligkeiten gegen die verhaßten Jesuiten, wenn aus China berichtet wurde, daß dieselben ein falsches Christenthum verkündigten. Aber eben dieß, daß die Feinde der Kirche das größte Zetergeschrei erhoben, obwohl sie von den chinesischen Angelegenheiten nichts wußten, als was ihnen blinder Eifer über dieselben berichtete, so mußten besonnene Katholiken um so genauer prüfen, als die so christeifrige Gesellschaft Jesu dafür bürgte und wenigstens mit einer ebenso großen Evidenz, als die gegnerischen Anklagen hatten, bewies, daß die gewichtigsten dieser Anklagen Verläumdung seyen. Allerdings waren die Jesuiten verständig genug gewesen, bei einem Volke, wie die Chinesen nicht gleich von lauter Henkern und Kreuz und Tod zu beginnen, weil sie dadurch die Chinesen nur abgestoßen hätten, sondern sie redeten zuerst von dem wahren Gott, dem Schöpfer Himmels nnd der Erde, von der Einheit des göttlichen Wesens und der Dreiheit der göttlichen Personen, von der Herrlichkeit des Sohnes beim Vater, von dem Guten und Bösen, vom ewigen Leben und ewigen Tod, von der Größe der Sündenschuld der Menschheit, und der allerbarmenden Liebe des Sohnes Gottes, und dann erst von seiner Menschwerdung, seinem Leiden und Sterben, aber zugleich von seiner Auferstehung und Verherrlichung zur Rechten des Vaters. Sie predigten nicht allein den Gekreuzigten, sondern auch den Auferstandenen, Verherrlichten, und wer mag ihnen dieß zur Sünde rechnen, da ja auch die Apostel

vorzugsweise den Auferstandenen gepredigt haben. Freilich behaupteten die Gegner der Jesuiten, daß dieselben den Gekreuzigten ganz übersehen und deßhalb auch nicht einmal sein Bild in China gehabt hätten. Aber all dieß läßt sich actenmäßig als Lüge nachweisen. Wenn die Jesuiten weiterhin aus den Büchern altchinesischer Weisen die Wahrheit der christlichen Religion zu belegen suchten, so konnte auch das nur von denjenigen verdammt werden, welche die chinesische Nation nicht kannten, und somit nicht wußten, daß man dieselbe einzig und allein durch Hinweisung auf ihre hochgeachteten alten Bücher überführen konnte. Bei einem Volke, das sich das weiseste zu seyn dünkt, und wenigstens in allen Stücken nach Gründen fragt, kommt man offenbar am Besten zum Ziele, wenn man diejenigen Autoritäten benützt, welche von demselben anerkannt sind. Wenn überhaupt in der falschen Religion offenbar noch Keime der Wahrheit sind, so wird man es nicht verdammen dürfen, daß ein verständiger Missionär, den Geist seiner Neulinge zuerst in die Wahrheit desjenigen einleite, was er in entstellter Weise hat, und ihn nach solcher Vorbereitung in das Allerheiligste der Wahrheit hineinführe.

Kommt es ja doch überhaupt nur darauf an, daß die Menschen zur Wahrheit geführt werden, aber nicht so sehr darauf, ob sie auf diese oder jene Weise, wenn es nur nicht eine schlechte ist, zu derselben gelangen. Es können daher auch in dieser Hinsicht die Jesuiten leicht gerechtfertigt werden. Selbst das noch, daß sie ihren Neubekehrten eine gewisse Verehrung des großen chinesischen Weisen Confucius gestatteten, läßt sich hinlänglich entschuldigen, da ja große Männer zu ehren vom Christenthum nirgends verboten wird, und die Jesuiten nichts unterließen, ihre Neulinge darüber zu belehren, daß diese Verehrung eine bloß bürgerliche, nicht eine religiöse seyn dürfe, was sie übrigens nach der reinen chinesischen Religion schon an sich durchaus nicht war. Gerade so verhielt es sich hinsichtlich der Verehrung der abgeschiedenen Voreltern überhaupt, die den Chinesen, als einem

vom Familiengeiste ganz durchdrungenen Volke, so sehr am Herzen lag, daß sie es für ein schändliches Laster hielten, den Vorältern solche Ehrfurcht zu versagen. Mögen die heidnischen Chinesen mit dieser Verehrung eine Art von Götzendienst verbunden haben, was übrigens keineswegs ganz ausgemacht ist, mögen selbst die neugetauften Christen noch manche abergläubische Vorstellungen in dieser Hinsicht beibehalten haben, so bleibt wenigstens so viel gewiß, daß die Jesuiten sich alle Mühe gaben, dieser Verehrung einen christlichen Sinn zu geben. Ja noch mehr, sie schnitten in dieser Hinsicht schonungslos alle Auswüchse ab, die ihnen mit dem Christenthume nicht verträglich schienen, und giengen hierin so weit, daß in den Anklagen, welche gegen sie eingereicht wurden, immer diejenige eine besondere Rolle spielte, daß sie die den Voreltern gebührende Ehrfnrcht gröblich verletzten und sogar die Todtengebräuche zu verwerfen wagten. Kurz in allen Punkten konnten die Jesuiten wenigstens mit vielen Gründen entschuldigt, in manchen ganz und gar gerechtfertigt werden, und im schlimmsten Falle blieb nur so viel auf ihnen, daß sie den Christen alte Gebräuche beizubehalten erlaubt hatten, welche leicht für heidnisch angesehen werden, oder in heidnischen Aberglauben ausarten konnten, oder auch bei manchen Christen wirklich eine heidnische Bedeutung hatten. Das Alles brauchten die Jesuiten selber nicht zu bestreiten, aber sie konnten unmöglich zugeben, daß gewisse Gebräuche unbedingt verwerflich seyen, denen sie doch eine rein bürgerliche Bedeutung beilegten, und deren Beibehaltung wenig schaden, deren übereilte Verwerfung aber Alles ruiniren konnte. Noch weniger konnten sie die Verläumdungen auf sich sitzen lassen, welche ihre Gegner auf sie häuften. Allein es schien, als ob ihre Vertheidigung ihre zahlreichen, einflußreichen Feinde nur noch mehr erbost und zu immer neuen Denunciationen angespornt habe, so daß sie es wagten, Alles auf Rechnung der Jesuiten zu schreiben, wenn unbesonnene Missionäre Nichts ausrichteten oder vertrieben wurden, da doch

die Jesuiten keine Mühe und kein Opfer scheuten, um andere Missionäre zu fördern und zu schützen, obwohl sie dafür von Anfang an den schwärzesten Undank ärndteten. Schon 1638, sobald die Dominicaner nach China gekommen und von dort wieder vertrieben worden waren, hatten die Anfeindungen gegen die Jesuiten begonnen und hörten zu keiner Zeit auf; doch war der böse Streit mehr in Europa als in China geführt worden, in welch letzterm Lande gar manche vortreffliche Missionäre, die keineswegs zu den Jesuiten gehörten, sich höchlich über die Verläumdungen verwunderten, mit denen die chinesischen Jesuiten in Europa überschüttet wurden. Die Jesuiten wirkten daher ruhig fort, sich einfach auf die Vertheidigung in Europa beschränkend, ohne sich je zu Anschwärzung der übrigen Missionäre hinreißen zu lassen. Ja sie vermieden es selbst gerne, ihren Gegnern Vorwürfe zu machen, die sie recht wohl hätten begründen können, und thaten vor wie nach ihr Möglichstes, um selbst ihren anerkannten Feinden den Weg nach China zu bahnen.

Aber dessenungeachtet ruhten diese nicht, bis sie ein Verdammungsurtheil des heiligen Stuhles gegen die sogenannten abergläubischen und götzendienerischen sinesischen Gebräuche erlangt hatten, welches übrigens diese Gebräuche an sich verdammte, ohne Rücksicht darauf, ob die Jesuiten wirklich solche verdammliche Gebräuche beibehalten hätten oder nicht. In letzterer Beziehung, das heißt hinsichtlich des Thatsächlichen (de facto) wurde einstweilen noch nichts entschieden.

Da nun aber die Jesuiten, die mit guten Gewissen glaubten, daß durch das Verdammungsurtheil ihr Verfahren gar nicht berührt werde, im Ganzen ihr altes System beibehielten, welches sich als das einzig mögliche erwies, und genug zu thun glaubten, wenn sie noch größere Sorgfalt darauf verwendeten, allen Mißbrauch und Aberglauben in den Gebräuchen zu verhüten, die ja nur als heidnische, nicht aber so verdammt seyn könnten, wie sie in den christlichen Geist erhoben waren: so erneuten ihre Gegner ihr altes Geschrei, und insbesondere

redeten gewisse apostolische Vicare von nichts Anderem mehr als von dem unausstehlichen Hochmuth und dem Ungehorsam der Jesuiten gegen den apostolischen Stuhl. Kurz der Streit wurde immer heftiger, und drohte selbst den Chinesen zum Aergerniß und dem friedliebenden Kaiser zum Grunde zu werden, die unruhigen Europäer aus seinem Reiche zu vertreiben, da er ohnehin argwöhnen mußte, daß so unruhige Köpfe leichtlich Aufwiegler werden könnten. Es war daher ums Jahr 1700, da der Streit aufs höchste gestiegen, und um so gefährlicher war, als durch denselben die mühsam errungene Freiheit des christlichen Glaubens auf einmal wieder entrissen werden konnte, unumgänglich nothwendig, einen mit hohem kirchlichen Ansehen bekleideten Legaten nach China zu senden, um Frieden und Ordnung in der chinesischen Kirche wieder herzustellen, was selbst den verschiedenen Bischöfen nicht gelungen war.

Aber unglücklicher Weise war der hochwürdigste Patriarch von Antiochien, Thomas von Tournon, der zu diesem wichtigen Geschäfte ausersehen wurde, keineswegs der Mann, welcher den Frieden in China wiederherstellen konnte. Denn einmal kannte er die chinesischen Verhältnisse allzu wenig und die Sprache gar nicht, sodann war er offenbar gegen die Jesuiten zum Voraus übel eingenommen, und was in China das Schlimmste war, er hatte einen allzuschroffen, unbiegsamen, ungeschmeidigen, ja hochfahrenden Charakter, durch welchen er überall und namentlich beim Kaiser den größten Anstoß erregte und die chinesischen Angelegenheiten nur verwirrte, statt sie zu schlichten. Ja man kann eigentlich mit gutem Grunde sagen, daß er durch sein höchst unkluges Benehmen, zu welchem er, den Rath der verständigen Jesuiten stolz verschmähend, theils durch eigne Hitze, theils durch die Unbesonnenheit seiner partheisüchtigen Rathgeber sich hinreißen ließ, der chinesischen Mission unermeßlichen Schaden zugefügt hat. Denn nicht nur richtete er Nichts aus, was er eher sich selber als den Jesuiten hätte zuschreiben sollen, die ihm

ja allen möglichen Vorschub geleistet hatten, sondern er brachte auch den für das Christenthum sonst so wohlgeneigten Kaiser, an dessen Gunst Alles hieng, dermaßen auf, daß er nahe daran war, alle Europäer auf einmal aus seinem Reiche zu verbannen.

Wenn aber auch dieß nicht geschah, so schreibt sich doch von der Anwesenheit Tournons in China (1705) der Anfang des Unglücks der chinesischen Missionen her. Denn nicht nur erkaltete die Zuneigung des Kaisers so sehr, daß es bereits die Höflinge wagen durften, in seiner Gegenwart diese Religion zu verkleinern, sondern dieselbe wurde auch in den Augen der Mandarine und des Volks ganz verdächtig, weil deren angesehenste Verkündiger, die Jesuiten, so sehr herabgesetzt wurden, und die Missionäre überhaupt ohne Eintracht lebten. Besonders auffallen mußte es den Chinesen, daß der Gesandte des Papstes, gegen welchen ihnen ihre geistlichen Väter so tiefe Ehrfurcht eingeflößt hatten, eben diese Väter auf alle Weise zu erniedrigen suchte. Zugleich litt aber auch das Ansehen der Jesuiten, da die Christenfeinde es besonders hervorzuheben wußten, daß dieselben von ihren geistlichen Obern selber geringschätzig behandelt wurden. Kurz in jeder Hinsicht hatte die chinesische Mission gelitten, und es war nur den Jesuiten zu verdanken, wenn das Ungewitter nicht sogleich mit all seinem Verderben sich entlud.

Aber schon im Jahre 1706 schrieb ein Missionär, daß der Kaiser sehr ungnädig gegen die chinesische Christenheit gesinnt sey, und daß derselben eine gefährliche Verfolgung bevorstehe; und trotz aller Anstrengungen der Jesuiten zu Pequin war es im J. 1707 schon so weit gekommen, daß die Missionäre von einem „betrübten Zustand“ der chinesischen Missionen reden konnten, weil bereits von allen Seiten her Stürme gegen dieselbe losbrachen. Zwar schienen dieselben noch einmal besänftigt zu werden, besonders seit der Kaiser wiederum in schwerer Krankheit von den Jesuiten geheilt worden war, wofür er ihnen eine offene Lobschrift ertheilte, in der es aus-

drücklich ausgesprochen war, „daß man ihnen, als rechtschaffenen und treuen Männern trauen und glauben solle.“ Allein wenn gleich auf solche Lobschrift hin aufs Neue viele Chinesen sich zum Christenthum bekehrten, und die Statthalter in den Provinzen auf eine kurze Zeit sich in ihrem Zorne gegen die Christen mäßigten, so brach ihr Haß an verschiedenen Orten bald wieder in Flammen aus, und die Christen mußten schwere Schläge und Bedrückungen aller Art erdulden. Sie bewiesen sich übrigens während solcher Verfolgungen sehr standhaft und bewährten auch sonst, namentlich während einer Pest, die zu dieser Zeit das Land verwüstete, durch Starkmuth und christliche Liebe den Geist, den sie empfangen hatten.

Die Jesuiten dagegen thaten fortan Alles, was die in einzelnen Provinzen ausgebrochenen Verfolgungen beschwichtigen konnte, und bewiesen vorzüglich für andere Ordensleute einen Liebeseifer, der ihnen zur besondern Ehre gereichte. In der That machten ihnen auch diese am meisten zu schaffen, weil unglücklicherweise fast überall, wo die Dominicaner und Franziscaner wirkten, Verfolgungen ausbrachen.

Das Schlimmste hiebei war, daß immer neue Klagen am kaiserlichen Hofe einliefen, so daß der Kaiser selbst immer mißmuthiger gegen die Christen wurde.

Es freute ihn zwar noch immer, wenn die Klagschriften vornehmer Mandarinen gegen die Christen von den obersten Gerichtshöfen verworfen wurden, er machte aber bei einer solchen Gelegenheit im Jahre 1711 bemerklich, daß sich die Missionäre, von denen einige allzu unklug seyen, sehr in Acht zu nehmen hätten, wenn sie von ihren Feinden nicht überwältigt werden wollten. Allein wenn auch diese wohlgemeinte Warnung von allen Missionären so gut beherzigt worden wäre, wie von den Jesuiten, die eifrig aber besonnen, mit größtem Segen ihr apostolisches Werk fortsetzten und selbst an den äußersten Gränzen des Reichs viele Seelen gewannen: so mußte doch am Ende der Kaiser, dessen Gemüth einmal durch die schlimmen Vorgänge erbittert war, den Ein-

flüsterungen und drängenden Klagen seiner Mandarinen Gehör geben, zumal wenn das oberste Sittengericht einmal einer solchen Klagschrift Folge gab. Es war wirklich als ein besonderes Glück anzusehen, daß das Letztere, was längst zu befürchten gewesen, erst im Jahr 1717 eintraf, und daß nur der Freiheitsbrief der Glaubensverkündigung aufgehoben und nicht das Christenthum ganz vernichtet wurde. Indeß war jenes schon hart genug, denn es durften von nun an weder neue Kirchen gebaut werden, noch die Chinesen fernerhin den christlichen Glauben annehmen. Insbesondere sollte streng darauf gehalten werden, daß nur diejenigen Missionäre noch predigen dürften, welche sich ein kaiserliches Patent, wie es schon früher vorgeschrieben worden, erbeten hätten oder in Zukunft erbitten würden. Dieses an sich schon harte Edict, welches die Jesuiten auf keine Weise hatten mildern können, wurde in den Provinzen von christenfeindlichen Mandarinen noch härter ausgelegt und angewendet, so daß höchst betrübende Nachrichten über Niederreißung der Kirchen und Mißhandlung der Gläubigen, besonders von denjenigen Orten her einliefen, wo sich Missionäre befanden, welche die kaiserlichen Patente verschmäht hatten.

Bei diesem ganzen Handel hatten die Jesuiten mit allen ihren Bemühungen zu Gunsten des Christenthums nur so viel ausgerichtet, daß dasselbe wenigstens nicht ganz ausgerottet wurde, was um so leichter hätte geschehen können, als seit 1715 sich alle Missionäre streng nach dem päpstlichen Verbote hinsichtlich der chinesischen Gebräuche richten mußten und dadurch doppelten Haß auf sich luden. Bereits wurde eine bedeutende Zahl von Missionären, welche entweder die kaiserlichen Patente nicht hatten, oder es in irgend einem Puncte an Klugheit fehlen ließen, nach Canton verbannt. Die übrigen konnten zwar fortwirken und den verlassenen Schäflein, die an vielen Orten schwere Verfolgung dulden mußten, hie und da zu Hilfe kommen. Allein die ganze chinesische Kirche war erschüttert, und nur durch die besondere Umsicht, den

muthigen Eifer der Jesuiten zu Peking, insbesondere des damaligen mathematischen Rathspräsidenten Kilian Stumpf (aus Würzburg) konnte sie noch aufrecht erhalten werden. Jedoch gewannen die apostolischen Arbeiter noch immerfort viele Seelen, bald unter den Vornehmen bald unter den Armen, und wenn man nur die Findelkinder rechnen wollte, welche jährlich getauft wurden (in Peking allein jährlich 4000—6000), so wäre ihre Aerndte reich genug gewesen.

Um so tiefer mußte deßhalb der Schmerz der eifrigen Arbeiter darüber seyn, daß sich immer bedrohlichere Wolken über das chinesische Aerndtefeld zusammenzogen. Leider wurden die Aussichten von Tag zu Tag trüber, denn der Kaiser setzte seine Ehre darein, bei seinem herannahenden 60. Regierungsjahr im ganzen Reiche Frieden zu haben, weßhalb er den Missionären 1720 drohte, sie mit Ausnahme weniger sämmtlich aus seinem Reiche zu vertreiben, falls sie ihren Streitigkeiten nicht einmal ein Ende machten. Gerade unter diesen bedenklichen Umständen kam ein neuer päpstlicher Legat Mezzabarba an, und glücklicherweise war er ein äußerst kluger und feiner Mann. Sonst wäre vielleicht schon jetzt alles verloren gewesen, da der Legat einen sehr kitzlichen Auftrag hatte, nämlich den Kaiser zur Genehmigung des päpstlichen Breve hinsichtlich der chinesischen Gebräuche zu bewegen, von welchem man bei dem Kaiser kaum reden durfte. Mezzabarba indessen wußte seinen Auftrag so gut auszurichten, daß der Kaiser wenigstens nicht gereizt wurde, wenn er gleich dem Verbote der alten Gebräuche für die Christen nicht beistimmte. Es wurde demnach durch die Ankunft des Legaten nichts in den Zuständen der chinesischen Kirche geändert, sondern sie blieben auch nach seiner Abreise dieselben bis zum Tode des alten Kaisers Kamhi, unter dessen Schutze die chinesische Kirche ein halbes Jahrhundert lang im Ganzen glücklich gewesen war. Allerdings hatte sich in den letzten Jahren seiner langen Regierung schon eine bedauerliche Veränderung verspüren lassen, aber man kann nicht sagen, daß

er die Schuld davon getragen. Vielmehr wäre ihm gar nicht unlieb gewesen, wenn sein ganzes Reich christlich geworden wäre. Nur hatten ihn die Streitigkeiten der Europäer unter einander gegen dieselben verstimmt, und es wäre sogar möglich, daß nur diese ärgerlichen Zerwürfnisse ihn abgehalten haben, selber zu dem Glauben sich zu bekennen, den er so oft gepriesen hatte; es müßte denn nur seyn, daß Gott auch an ihm ein Beispiel aufstellen wollte, wie alle Erkenntniß der Wahrheit ohne die göttliche Gnade todt ist.

In jedem Falle war der Tod dieses großen Monarchen (1722) für die chinesische Kirche ein großes Unglück, weil unter seinem, den Missionären höchst ungünstigen Sohne Yumkin das Gewitter, das schon lange drückend schwer über dieser Kirche gelastet hatte, nothwendig zum völligen Ausbruch kommen mußte.

13. Steigender Verfall der chinesischen Missionen unter Kaiser Yumkin und seinen Nachfolgern bis zur Restaurationszeit.

Der neue Kaiser war den Christen vor seiner Thronbesteigung nie günstig gewesen, und so blieb es auch nach derselben. Von der europäischen Wissenschaft wollte er ohnehin Nichts wissen, erwies also auch den damit sich beschäftigenden Jesuiten wenig Achtung, so daß also auch ihr Einfluß nahezu ein Ende hatte. Nur einen einzigen Laienbruder, Castiglione, einen ausnehmend geschickten Maler, wollte der Kaiser noch um sich haben, so daß also dieser die letze schwache Stütze der Mission zu seyn schien. Dazu kam noch, daß die ehemaligen guten Freunde der Missionäre am Hof ganz und gar gegen sie erkalteten, seit die Sonne der kaiserlichen Gunst denselben nicht mehr lächelte. Dagegen erhoben jetzt ihre zahlreichen Feinde um so stolzer ihr Haupt. Wehrlos standen also die Missionäre da, ohne Hoffnung den Schlag abzuwenden, der in jedem Augenblick ihr großes Werk vernichten konnte.

Dieser gefürchtete Schlag traf nur zu bald. Denn da in der Provinz Fokien einige Dominicaner, welche sich ohne kaiserliches Patent eingeschlichen hatten, nicht nur eine Kirche bauten, sondern, was den Chinesen ein Gräuel war, Männer und Weiber in Einer Kirche versammelten, und überhaupt noch in andern Stücken die von andern Missionären genau befolgten Regeln der Klugheit bei Seite setzten, so gab dieß dem Vicekönig dieser Provinz die erwünschte Gelegenheit, eine schwere Klagschrift wider die verhaßten Missionäre überhaupt einzureichen und ihre Vertreibung aus China zu beantragen. Leider fand seine Anklage nur zu willig Gehör, und es ergieng daher, obwohl die Missionäre mit ihren letzten Kräften entgegenarbeiteten, folgendes Urtheil:

„Die Europäer, welche sich bei Hofe aufhalten, sind nützlich, und leisten gute Dienste. Diejenigen aber, welche sich in den Provinzen befinden, bringen gar keinen Nutzen. Sie ziehen zu ihrem Gesetz das unwissende Volk, sowohl männlichen als weiblichen Geschlechts; sie bauen Kirchen, in welchen sich unter dem Vorwand des Gebets beide Geschlechter ohne Unterschied mit einander versammeln. Deßhalb soll man diejenigen, so bei Hof nützlich sind, daselbst dulden; hingegen diejenigen, welche in den Provinzen sind, im Fall sie einen Nutzen bei Hof bringen können, nach Pequin führen, im andern Falle aber nach Macao verbannen. Die Patente, die sie haben, sollen verbrannt, ihre Kirchen in öffentliche Gebäude verwandelt, jene Chinesen aber, welche aus Blindheit ihrem Gesetz anhangen, alsbald zur Abschwörung angehalten, und diese Religion scharf verboten werden. Sollten sie sich nichts destoweniger künftig zum Gebet versammeln, so muß man sie nach den Gesetzen abstrafen, und die Mandarine, welche sich in dieser Sache saumselig zeigen, absetzen.“

So war also kaum 30 Jahre nachdem die Jesuiten in China Glaubensfreiheit errungen hatten, der christliche Glaube geächtet, und die Schuld davon trug, wie es der Kaiser und die Gönner der Missionäre deutlich aussprachen, großentheils

die Zwietracht, welche der Feind alles Guten unter den Missionären gesäet hatte.

Kaum war das Urtheil erlassen, als sich von allen Seiten der Sturm der Verfolgung erhob, um die chinesische Kirche von Grund aus zu zerstören. Gegen 300 christliche Kirchen geriethen in die Gewalt der Heiden, und wurden in Speicher, Schulen, Krankenhäuser, und manche selbst in Götzentempel verwandelt. Von den Missionären aber wurden die meisten gefangen und nach Canton gebracht, wo sie aus besonderer Gnade noch eine Zeit lang verweilen durften.

Uebrigens wußten es die Jesuiten durch ihre außerordentliche Klugheit dahin zu bringen, daß wenigstens die ganz alten Missionäre in den Landschaften zurückbleiben durften, und andere jüngere konnten sich auch an verschiedenen Orten, mit oder ohne Begünstigung der Mandarine, halten, so daß die meisten Provinzen noch einen oder mehrere Hirten, aus verschiedenen Orden, behielten. Manche andere Missionäre, die Mathematik u. dgl. verstanden, begaben sich nach Pequin, in der Hoffnung, später wieder von dort aus freien Weg zu ihren Schäflein zu bekommen. So mehrte sich die Zahl der Glaubensboten zu Pequin auf fünfundzwanzig, unter denen der bayrische P. Kögler, den der Kaiser später sogar zum Mitglied des obersten Sittengerichts beförderte, einen vorzüglichen Rang einnahm.

Freilich hatten sie zu Pequin eine höchst precäre Stellung, ließen sich aber gleichwohl nicht abhalten dem Glaubenswerke mit allem Eifer obzuliegen, nur daß sie hiebei die größte Klugheit beobachteten, welche besonders in Bezug auf die gläubigen Frauen nothwendig war. Auf diese Weise blühte die pequin'sche Gemeinde fortwährend, und wurden derselben manche neue Glieder einverleibt, insbesondere aber, wie früher, an jedem Tage viele der armen Findelkinder dem Himmel gewonnen. Aehnlich wirkten die apostolischen Männer, welche in den Provinzen zurückgeblieben waren, und selbst in denjenigen, in welchen kein Missionär war, arbeiteten wenig-

stens eifrige Katechisten, welche die Betrübten trösteten, die Unwissenden belehrten, die verwaisten Heerden leiteten und durch die Taufe von Neubekehrten und Kindern vermehrten.

Demnach stand es also immer noch besser als man erwarten konnte. Allein es war doch allenthalben Schrecken und Verwirrung unter die furchtsamen Heerden gefahren, und war zu befürchten, daß sie in Kurzem ganz hirtenlos und so den Wölfen preisgegeben werden würden, wie denn auch jetzt schon, da gegen 30 Missionäre nach Canton verbannt worden waren, viele Tausend Gläubige ohne Seelsorger bleiben mußten, und so durch die Verfolgung manche abtrünnig gemacht und Andere, die schon für's Christenthum reif gewesen, wieder von demselben zurückgeschreckt werden mußten.

Auch wurde wirklich die Verfolgung an manchen Orten sehr grausam, und wenn sie, gemäß dem sanften Charakter der Chinesen, nicht blutig wurde, so konnten doch bei einem so weichlichen Volke, wie die Chinesen sind, schon die Mißhandlungen genügen, um den Muth der Bedrückten zu erschüttern. Indessen gab es doch viele unter den Neugetauften, welche bei der härtesten Verfolgung eine glänzende Standhaftigkeit bewiesen. Insbesondere müssen hier mehrere Prinzen aus dem mit dem Kaiser verwandten Hause Sunu gerühmt werden, welche nicht Drohungen ihres alten Vaters, nicht Thränen ihrer Weiber, nicht Verlust ihrer Güter und Ehrenstellen, nicht Verbannung und Elend, ja selbst den Tod nicht scheuten, sondern unerschütterlich an ihrem Glauben hiengen, ihre Weiber und Kinder zu gleichem Glaubensmuth begeisterten und so ihre hohe Geburt durch ein glorreiches Heldenthum verherrlichten. Ueberhaupt gehörten diese Prinzen sammt ihren Gemahlinen und Kindern zu den köstlichsten Früchten des chinesischen Weinbergs, und ihr reiner Wandel, ihre Gottesfurcht, ihr Bekehrungseifer, ihre Freudigkeit im Leiden, ihre glühende Andacht, die sie besonders in schönen Briefen und in der Sehnsucht offenbarten, mit der sie nach den hl. Sacramenten verlangten, gewährte den Missionären den schönsten Trost in den Drangsalen der Verfolgung, die ihnen

der gütige Gott durch mancherlei Segen versüßen wollte. Dieser Trost war ihnen auch um so nöthiger, als von Tag zu Tag die Umstände schlimmer wurden und noch mehrere Missionäre genöthigt waren, sich nach Canton zurückzuziehen, so daß allmählig fast jede Hoffnung eines neuen Emporkommens des Glaubens verschwand.

Zwar zu Pequin konnten die Missionäre fortan so ziemlich ruhig leben, und ungestört ihren gottesdienstlichen Versammlungen halten, in denen sie so eifrig zusammen kamen, daß in einem einzigen Jahre (1725) über 10,000 Christen das heil. Abendmahl in dieser Stadt empfiengen, unter welchen viele solche sich befanden, welche von heiliger Sehnsucht getrieben, hundert Meilen weit hergekommen waren. In demselbeu Jahre wurden in Peking über 3000 Findelkinder getauft, so daß man also aus der guten Erndte auf eine gute Zeit hätte schließen mögen. Allein in den Provinzen stand es um so schlimmer, weil bei der außerordentlichen Wachsamkeit der Mandarinen, mit Ausnahme einiger eingeborenen Jesuiten und Priester der Propaganda fast kein Missionär mehr sich in denselben halten konnte. Selbst die Hoffnung, daß die unterdessen angekommene neue päpstliche Gesandtschaft eine Milderung der strengen Maßregeln gegen die Missionäre in den Proviuzen erwirken werde, täuschte gänzlich. Der Kaiser war eher geneigt, sie zu verschärfen und erklärte es für eine übergroße Gnade, daß er die Missionäre in Pequin und Canton duldete, wobei er zugleich bemerkte, die Missionäre sollten nur erst diese zwei Hauptstädte bekehren, dann würde das Land bald folgen. Hiemit war es ihm übrigens keineswegs Ernst, sondern er wußte wohl, daß unter den Kaufleuten Cantons und den Höflingen Pequins am wenigsten auszurichten sey; und da dann die Missionäre dennoch, besonders in Canton schöne Fortschritte machten, so war er alsbald bereit, den Anträgen der Mandarinen um Vertreibung der Missionäre aus Canton Gehör zu geben. Und so geschah denn der letzte Schlag, der alle Hoffnungen vernichtete. Trotz aller Bittschriften und Bemüh-

ungen der pequinischen Missionäre, wurde 1732 der strenge Befehl erlassen, die in Canton zusammengebrachten fremden Lehrer nach Macao und von dort nach Europa zu schicken. So blieben also nur noch die pekinger und einige in den Provinzen versteckte Missionäre in China. Und selbst jenen drohte bereits die Vertreibung, und ohne Zweifel hätten sie schon jetzt sich nicht mehr halten können, wenn sie nicht von den durch den Legaten Mezzabarba ihnen überbrachten Freiheiten Gebrauch gemacht, und in der Strenge gegen die chinesischen Gebräuche nachgelassen hätten. Nur so konnten sie das Urtheil noch abwenden, das der Kaiser schon zu fällen bereit gewesen. Uebrigens war nun ihre Stellung so geworden, daß sie sich so zu sagen kaum mehr rühren durften. Denn bei dem geringsten Anlaß mußte die ganze Mission zu Grunde gehen, da durch die Vertreibung der pekinger Missionäre auch die in den Provinzen verborgenen Missionäre, deren Schweiß fortan gesegnet war, zum Abzug genöthigt worden wären, und also nur eine hirtenlose, scheugewordene Heerde noch in China bestanden hätte. Nur eine besonders gute Laune des Kaisers, der mehrere eingelaufene Klagschriften unterdrückte, bewahrte die Mission noch vor dem gänzlichen Verderben. Aber ihr Zustand wurde von Tag zu Tag betrübter, die Zahl der Missionäre schmolz durch Todesfälle zusammen, und die überlebenden waren größtentheils abgelebte Männer. Wenn es also so fortgieng, mußte ohnehin nach und nach Alles zu Grunde gehen.

Einige Hoffnung gewährte der bald erfolgte Tod des Kaisers (1735) und die Thronbesteigung seines milder scheinenden Sohnes Kien-long, und sie stieg, da einer der obersten Mandarinen die Missionäre aufforderte, eine Bittschrift um Freigebung ihres Glaubens einzureichen. Allein sie wurde gar sehr getäuscht, denn schon war eine neue Klagschrift an den Kaiser eingelaufen und bestätigt worden, so daß nun eine heftige Verfolgung selbst gegen die pequinischen Christen ausbrach. Mit großer Sorgfalt wurden dieselben aufgesucht,

und sollten durch schwere Drohungen und Strafen zum Abfall gebracht werden. Aber mit wenigen Ausnahmen bewiesen alle einen bewunderungswürdigen Muth unter den härtesten Folterqualen und Stockschlägen, so daß das Ansehen des Christenthums bei den Ungläubigen dadurch bedeutend zunahm. Noch mehr staunten die Heiden, als sie sahen, daß die Christen nicht einmal znm Scheine, wie ihnen die Mandarinen selber riethen, den Glauben verläugnen wollten. Lieber wollen wir sterben, sagten die muthigen Streiter Christi, als daß wir unsern Glauben auch nur verheimlichen sollten, denn da das Christenthum das Lügen überhaupt verbiete, so könnten sie noch viel weniger in einer so wichtigen Sache auch nur zweideutige Worte gebrauchen. Wir können es uns nicht versagen, hier einige wenige Beispiele von der heldenmüthigen Standhaftigkeit anzuführen, durch welche sich fast alle gefangenen Christen ausgezeichnet haben.

Vor Allen ist zu nennen Lorenz Tscheu, ein junger Christ, der sich jeder Zeit durch seinen christlichen Eifer hervorgethan hatte, und nun da er gefangen wurde, den schönsten Muth bewies. Als ihn die Schergen packen wollten, sprach er zu ihnen: „Erspart eure Mühe, ich werde mich selber niederlegen, wo ihr es haben wollt, denn ich bin ein Christ, und sehne mich nach Nichts mehr, als um Christi willen Vieles zu leiden.“ Und wirklich bewies er, was er gesagt, durch die That, indem er ohne Seufzer es trug, als die Henkersknechte ihn auf's Grausamste zerschlugen. „O,“ rief er aus, „die Freude die ich unter den Streichen empfinde, mag euch ein Zeugniß seyn von der Wahrheit meines Glaubens, für den ich zu sterben bereit bin,“ und dieß war seine Rede, so oft der erbitterte Mandarin die Schläge erneuen und verstärken ließ, bis endlich die Wuth des Heiden an dem Muth des Christen brach.

Gleich erhebend war das Beispiel eines Jünglings Paul Yang, der seiner edlen Mutter, die ihn zur Standhaftigkeit mit beweglichen Worten mahnte, mit strahlendem Ant-

litz entgegnete: „Fürchtet euch nicht, liebe Mutter, so jung ich auch bin, so hab' ich doch ein großes Vertrauen auf die Verdienste Jesu Christi und die Fürbitte seiner heiligen Mutter, daß ich durch solche Hilfe alle Pein und Marter übertragen werde.“ Auch er hat treulich Wort gehalten, und mit ihm sein Genosse Lucas Uang, indem sie beide 400 Stockschläge und dann den Kerker freudig ertrugen.

Und so bewiesen fast Alle, die von den Madarinen ergriffen wurden, eine bewunderungswürdige Seelenstärke, die den bedrängten Missionären zum größten Trost gereichte.

Freilich war ihr Schmerz noch größer, ihre theuren Schäflein so hart geplagt zu sehen, und das Peinlichste war ihnen, daß sie nicht helfen konnten. Denn auch die Bittschrift die sie durch den beim Kaiser allein geschätzten Laienbruder Castiglione einreichen ließen, fruchtete nicht, nur daß sie jetzt die Versicherung erhielten, daß diejenigen Christen, welche nicht zum Kriegerstande und zum tartarischen Geschlechte gehörten, nicht verfolgt werden sollten. Auf diese Weise war den Missionären doch nicht alle Wirksamkeit abgeschnitten, wenn auch große Erfolge unmöglich waren.

Auch in den Provinzen hatte die apostolische Wirksamkeit noch nicht aufgehört, wenn gleich die Glaubensboten gleichsam auf einer fortwährenden Flucht begriffen seyn mußten und nur in Höhlen und Klüften und auf elenden Schifflein sich aufhalten konnten, um dann bei Nacht und Finsterniß den trostlosen Schäflein das Licht des Evangeliums zu bringen. Insbesondere wirkten hier während der Stürme der Verfolgung segensreich die eingebornen Jesuiten P. Em. de Moraes, Thomas a Cruce, L. Fan, Jul. Xaverius, A. Peyroto, und auch die verdienstvollen Missionäre M. Correr und J. Bobarier, und der hochbetagte R. Hinderer, sowie noch einige andere aus dem Jesuiten-, Franziscaner- und Dominicaner-Orden, die sich insgesammt nicht nur durch Tröstung und Stärkung der alten Christen, sondern auch durch Gewinnung vieler neuen unermeßliche Verdienste

erwarben. Besser gieng es noch, als die Verfolgung allmälig nachließ, und weil der Kaiser den Missionären günstiger wurde, so zu sagen, ganz aufhörte. Bei solchem wieder ruhig gewordenem Meer wurden die Fischzüge der unermüdeten Seelenfischer wieder so reichlich, daß z. B. der alte P. Hinderer in einem einzigen Jahre (1736—1737) über 1600 Heiden durch die Taufe der Kirche Christi einverleibte.

Noch größer aber wurden die Hoffnungen seit der Kaiser den Missionären bedeutet hatte, daß er, sobald die dreijährige Trauerzeit vorüber seyn werde, sich ihrer entschiedener anzunehmen gesonnen sey.

Allein theils aus Weichlichkeit, theils aus Furcht vor seinen Mandarinen ließ er Alles beim Alten, und die christenfeindlichen Mandarinen verhinderten wenigstens fortan die Aufhebung der alten Verfolgungsedicte. So war es dann nicht zu verwundern, daß selbst die Christen in Pequin nicht unangefochten blieben, und die in den Provinzen zerstreuten in fortwährender Gefahr der Verfolgung schwebten. Es kam sogar soweit, daß ein verschärftes Verbot des christlichen Glaubens in die Provinzen geschickt, und dadurch neue Verfolgungen über die armen Christen gebracht wurden, in welchen manche Neubekehrte Schiffbruch im Glauben erlitten. Nur die Christen der Provinz Huquam, die sich übrigens durch ächte Frömmigkeit besonders auszeichneten, blieben verschont, weil der Statthalter derselben ein heimlicher Christ war. In allen andern mußten die armen Christen, Ketten, Streiche und den quälenden Halsblock tragen.

Es blieb daher unter solchen Umständen den pekinger Missionären nichts mehr übrig, als ihre heißen Gebete um göttliche Hilfe zu verdoppeln und den in den Provinzen verborgenen Glaubensboten die äußerste Vorsicht zu empfehlen, damit das Christenthum wenigstens nicht ganz mit der Wurzel ausgerottet würde. Diese Vorsicht war um so nothwendiger, als die Entdeckung eines europäischen Priesters in einer Provinz jedesmal schweres Unglück über die armen Schäflein brachte. Die Missionäre brachten daher die Tage, wie

Begrabene zu, um nur bei Nacht ihr heiliges Amt, das die Chinesen zum Leben führen sollte, verwalten zu können. Bei aller Vorsicht konnten sie übrigens nicht verhindern, daß nicht hie und da ein Missionär aufgespürt wurde, wobei sie dann froh seyn mußten, wenn bloß über einzelne Missionen und nicht über die ganze chinesische Kirche Verderben hereinbrach.

Wenn nun aber auf diese Weise das Gebet der Missionäre um Beschwichtigung der Verfolgung nicht erhört wurde, so mußten sie den gütigen Gott um so mehr preisen, daß er mitten unter den Disteln und Dörnern den himmlischen Samen, den sie rastlos ausstreuten und mit ihrem Schweiße begoßen, zu reichlichen Früchten aufkeimen und reifen ließ. Denn in jedem Jahre konnten die einzelnen Missionäre in den Provinzen mehrere hundert Chinesen in die Scheunen Christi sammeln, und daher sich ihrer „blühenden evangelischen Saatfelder" freuen.

Mit Recht konnte deßhalb ein Missionär im Jahre 1743 schreiben: „Betrachte ich einerseits die vielfältigen Verfolgungen, welche unsere heilige Religion dieses Jahr hindurch in diesem Reiche wieder ausgestanden, so sehe ich das unglückselige Schifflein der chinesischen Kirche auf tobendem Meer, an Klippen und Sandbänke angetrieben, ja gar in wilde Strudel hineingerissen; erinnere ich mich anderseits der herrlichen Früchte, welche die apostolischen Arbeiter wieder in die Scheunen des Herrn eingebracht haben, so stellt sich den Augen meiner Seele ein reichgesegneter, mit reifen Früchten schön prangender Acker vor."

Dasselbe konnte man auch in den nächstfolgenden Jahren bis 1747 sagen. Aber in diesem und dem folgenden Jahre nahm die Verfolgung einen ganz neuen Character an. Sie wurde so wüthend, daß acht Missionäre, fünf Dominicaner (der Bischof von Mauricastrien, und die Väter F. Serrano, J. Royo, J. Alicober und F. Diaz), zwei Jesuiten (Anton J. Henriquez und Tristanus d'Attimis) und ein Franziscaner, so wie einige Christen nach vielen Leiden

gemartert wurden, trotz dem, daß die am Hof befindlichen Jesuiten all ihren Einfluß, der freilich nicht mehr groß war, aufgeboten hatten, um die Gefangenen zu retten. Dieß war der schwerste Schlag, der die chinesische Mission je betroffen hatte, und wenn gleich auch früher schon manche chinesische Missionäre der Wuth der Heiden unterlegen waren, so war doch niemals, wie jetzt, von Staatswegen Priesterblut geflossen, und es schien also von nun an unzweifelhaft, daß die chinesische Kirche von Grund aus zerstört werden sollte.

Wie sollte sie sich auch noch halten können? Von den letzten Säulen, auf die sie sich noch stützte, waren acht auf einmal gefallen, und nur wenige blieben, weil bei der geschärften Wachsamkeit der Heiden kaum ein Missionär mehr in einer Proviuz verbleiben konnte. Und doch erhielt sie sich durch Gottes Gnade, und trieb immer neue Knospen und Blüthen. Denn noch immer blieb ja der Grundstock, die Pekinger Kirche unangetastet, und auch die einzelnen Zweige hatten noch immer einige Pfleger, und von Zeit zu Zeit kamen auch wieder neue an, wenn sie auf irgend eine Weise eindringen konnten. Allein bei alldem wurde der Zustand der chinesischen Mission von Jahr zu Jahr betrübter. Denn die Verfolgung dauerte immer fort, gleich einem Feuer, das unter der Asche fortglimmt und von jedem leichten Winde wieder angefacht wird. Bald da, bald dort flackerte es wild auf, und die Missionäre wie ihre Gemeinden litten gleich viel. Gefängniß, Folter, Halsblock, Bambusschläge, Vertreibung ins Elend blieben fortan an der Tagesordnung. So mußte z. B. der Missionär Gleyo acht Jahre lang die Leiden eines elenden Kerkers und oft wiederholte Qualen der Folter und härtesten Schläge ausstehen, bis er endlich, nachdem er Jahre lang dem Tod ruhig entgegen gesehen hatte, wieder befreit wurde. —

Eine ganze Christengemeinde aber, die in die Berge sich geflüchtet hatte, wurde auf einmal von Haus und Hof ins Elend gejagt. Aehnliche Verfolgung war an allen Orten, denn die

Mandarine hatten sich in den Kopf gesetzt, das verhaßte Christenthum gänzlich auszurotten.

Unter solch höchstbetrübten Umständen kam nun noch ein neues, das größte Unglück. Die Jesuiten wurden aus den bourbonischen Staaten vertrieben und endlich ihr Orden aufgehoben. Wie für alle Missionen, so war dieser Schlag besonders für die chinesische unheilvoll. Denn mit den Jesuiten fiel das Gebäude von zwei Jahrhunderten, und es war nicht abzusehen, wie auf dessen Trümmern ein neues erstehen sollte. Jedenfalls war es ein höchst gewagtes Unternehmen, diese alte, wenigstens in seinen Grundlagen noch feste Gebäude zu zerstören, um dann aufs Gerathewohl fortzubauen. Ohne Zweifel haben die Missionäre des Seminars der auswärtigen Missionen, die Lazaristen und manche Ordensgeistliche, wie mit, so auch nach den Jesuiten, sich unsterbliche Verdienste um diese Mission erworben, aber die Jesuiten ganz ersetzen konnten sie nicht. Zum Glücke blieben die in China befindlichen Jesuiten auch nach Aufhebung ihres Ordens noch in China und, obwohl gebrochenen Herzens, wirkten sie so viel sie konnten. Allein die meisten waren alt und konnten also nicht einmal den Tod des Kaisers Kien long erleben, der nach außerordentlich langer Regierung 1799 starb. Gerade jetzt wäre vielleicht der rechte Zeitpunkt gewesen, um den neuen Kaiser zu gewinnen, und so der Mission einen neuen Aufschwung zu geben. Aber schon war durch die Revolution auch das Seminar der auswärtigen Missionen, und waren andre religiöse Genossenschaften und selbst die Propaganda vernichtet. Die ganze abendländische Welt war in Verwirrung, wie sollte sie den Morgenländern helfen? —

Kein Wunder, daß in solch betrübter Zeit die chinesische Kirche in Abnahme gerieth, aber ein um so größeres Wunder, daß sie nicht zerfiel, sonder sich erhielt, bis die Kirche aus den Gräueln der Revolution, dem Phönix gleich, mächtiger erstand und wieder Hilfe senden konnte.

14. Wiederaufblühen der chinesischen Mission.

Trotz aller Verfolgungen und Abfälle hatte sich doch die Zahl der chinesischen Christen auf 200,000 erhalten, und obwohl 1815 ein neues scharfes Edikt von dem Kaiser gegen die christliche Religion erlassen wurde, hat sich dieselbe seitdem durch eifrige Missionäre aufs Neue gehoben, und die schönsten Hoffnungen erfüllen die Herzen dieser muthigen Arbeiter, welche das neubelebte Abendland den Chinesen zur Hilfe geschickt hat. In drei apostolische Vicariate (Chan-si, Fo-kien, und Su-Tchuen) und drei Bisthümer (Pequin, Nanking und Macao) vertheilt, wirken dieselben mit unverdrossenem Eifer.

Bereits genießen sie in manchen Provinzen eine Art Duldung. So in denjenigen, welche das apostolische Vicariat von Chansi bilden, in welchen etwa 60,000 Christen von zwei Bischöfen, fünf italienischen Franziscanern, siebzehn einheimischen Priestern und einigen Lazaristen geleitet werden. Noch größere Freiheit genießen die Missionäre (spanische Dominicaner, sieben an der Zahl, einige Lazaristen mit neun einheimischen Priestern) in dem Vicariat von Fokien, das 30,000 Christen zählt, (wozu noch 9000 in den angrenzenden Provinzen Kiang-si und The-Kiang koumen) und das überhaupt in schöner Blüthe steht, wiewohl es erst in neuester Zeit wieder eine Verfolgung auszustehen hatte.

Auch in dem Vicariat von Su-Tchuen genießen die apostolischen Arbeiter, aus dem Seminar der auswärtigen Missionen, eilf an der Zahl mit 30 einheimischen Priestern so viel Freiheit als zu einer gesegneten Wirksamkeit erforderlich ist.

In den Bisthümern von Peking, Nanking, deren jedes gegen 40,000 Seelen zählt, arbeiten ebenfalls europäische Missionäre verschiedener Genossenschaften, unterstützt von einheimischen Priestern, welche in dem Bisthume Macao, mit Ausnahme dieser Stadt selber, für ungefähr 40,000 Christen die einzigen Missionäre bilden, weil sich in diesem Sprengel Europäer nicht verbergen könnten.

Ueberhaupt scheinen diese Missionen in neuerer Zeit immer besser zu gedeihen, und gibt Gott seinen Segen, so werden die Früchte unermeßlich seyn. Vieles tragen dazu bei die trefflichen Seminarien für Chinesen zu Macao, zu Sivang (jenseits der chinesischen Grenzmauer) und zu Neapel, und mehr noch der neugestärkte Eifer der europäischen Katholiken. Wahrlich dieser Eifer hat ein großes Ziel, und wer weiß, ob es nicht bald erreicht wird, so Gott nur will. Dieß wäre dann der größte Sieg, den die Kirche je erfochten hätte. Denn Chinas Bekehrung allein würde die Zahl aller Christen, die es jetzt auf Erden gibt, mehr als verdoppeln. Gebe Gott, daß ein chinesischer Constantin erstehe, dann würde ohne Zweifel bald ganz China katholisch seyn. [1] —

Anhang.

Missionen in Korea [1].

Korea, eine von der Ostküste Chinas auslaufende Halbinsel, bildet, obwohl von den benachbarten Reichen China und Japan stets abhängig, doch ein ansehnliches Königreich, mit wenigstens 10 Millionen Einwohnern. Es ist diese Halbinsel gleichsam ein Arm, den China gegen Japan ausstreckt, von welchem Korea nur wenige Meilen entfernt ist.

Da nun dieß Land gerade zu der Zeit, wo in Japan das Christenthum große Fortschritte gemacht hatte, durch japanesische Kriegsmacht unterworfen wurde, welche dazumal eine große Zahl von Christen in ihren Reihen zählte, so ist be-

---

[1]) Auch protestantische Missionäre sind in neuester Zeit an die Küsten Chinas gekommen, namentlich der vielgerühmte Gützlaf. Aber was haben sie gethan? Sie haben manche Millionen Bibeln an die Küstenbewohner spedirt, ob sie aber auch nur eine Gemeinde gegründet, davon weiß die Geschichte nichts, trotz dem, daß diese Herrn ihre Verdienste keineswegs verschweigen. —

[2]) Nouvelles lettres édifiantes. Paris 1818. ff. t. V.

greiflich, wie das Christenthum schon gegen das Ende des 16. Jahrhunderts in dieß Reich kommen konnte, abwohl dasselbe viel strenger als selbst China für alle Fremdlinge verschlossen war.

Japanesische Officiere und Soldaten waren es, die durch ihren erbaulichen Wandel und durch ihren Bekehrungseifer dem Christenthume und seinen geweihten Boten den Weg bahnten. Rasch breitete es sich aus, aber die Sonne des Evangeliums schien hier nur aufgegangen zu seyn, um schnell wieder zu erbleichen. Der wilde Sturm der Verfolgung, der die japanische Kirche verwüstete, brachte auch der jungen koreanischen Verderben, und so blieb von ihr wenig übrig als das Andenken an eine Reihe glorreicher Martyrer.

Wenn nun auch dieß Blut nicht der Same einer neuen Christenheit war, da 160 Jahre lang keine Spur von Christenthum sich mehr fand, so muß man doch sagen, daß der Boden durch dasselbe für neue Keime des Glaubens empfänglich erhalten wurde, so daß ein gegen Ende des 18. Jahrhunderts auftretender Glaubensbote eine reiche Aerndte fand. Dieser neue Apostel war ein geborner Koreaner, Petrus Ly, der als Sohn eines koreanischen Gesandten zu Pequin das Christenthum kennen gelernt und angenommen hatte.

Erfüllt von heiligem Eifer kehrte dieser begeisterte Christ nach seiner Taufe in seine Heimath zurück (1784) und predigte dort voll des heiligen Geistes zuerst in dem engeren Kreise seiner Freunde und Bekannten, und als diese seine eifrigen Mitapostel geworden waren, unter dem Volke überhaupt, mit solchem Erfolge, daß in der Hauptstadt und ihren Umgebungen bald einige Tausend Heiden bekehrt wurden, die wieder andere durch mündliche Predigt und die Mittheilung christlicher Lehrschriften auf den Pfad des Heils leiteten. Vornehme und Niedrige bekannten sich zu dem neuen Glauben, und da ihre Zahl schnell sehr beträchtlich wurde, so konnte es den Gewalthabern nicht verborgen bleiben, daß eine große Veränderung in Korea sich vorbereite. Dagegen konnten diese

natürlich nicht gleichgültig seyn, sondern stellten genaue Untersuchungen an, bei denen sie aber zu keinem Ziele kamen. Denn sie konnten keine Schuld an den neuen Christen finden, und mußten sich daher begnügen, einen der eifrigsten Katechisten, als Ruhestörer in die Verbannung zu schicken, in welcher dieser edle Christ auch starb. Die übrigen Neulinge ließen sich aber nicht abwendig machen, ihren Glauben durch Wort und Schrift weiter zu verbreiten. Nur stießen ihnen bald manche Schwierigkeiten auf, indem sie manche christliche Lehren, die in den Religionsbüchern enthalten waren, nicht verstanden. Aus diesem Grunde beschloßen sie, eine Gesandtschaft nach Pequin zu schicken, um dort sichere Auskunft zu erhalten. Paul Yu wurde zu diesem Amte ausersehen, und er kam 1799 mit den Briefen der jungen Gemeinde zu Pequin an. Begreiflicherweise war die Freude der pequin'schen Kirche außerordentlich. Schien es doch ein wahres Wunder zu seyn, daß der Glaube in einem Lande so schöne Fortschritte gemacht, wo nie ein Missionär hingekommen war. Man that daher Alles, um dem Sendboten einen recht hohen Begriff von dem h. Glauben beizubringen, führte ihn in die prachtvollen Kirchen, zur Feier der Feste, und bereitete ihn zum Empfang der heil. Sacramente vor, wodurch seine Seele mit überschwänglichen Gefühlen erfüllt wurde. Als er daher nach Korea zurückkehrte, überströmte er von begeisterten Schilderungen über die Pracht der katholischen Kirchen, die Herrlichkeit ihrer Feste, die Segensfülle der h. Sakramente und über die Vortrefflichkeit der europäischen Missionäre. Dadurch und durch den liebevollen Hirtenbrief des pequiner Bischofs Govea entflammt, wollten nun die christlichen Koreaner um jeden Preis auch Priester haben, und schickten deßhalb abermals den Paul Yu mit einem Katechumenen U, nach Pequin, mit der dringenden Bitte, der Bischof möchte ihnen wenigstens einen einzigen Priester senden. Gerne gieng dieser auf die Bitte der neuen Gemeinde ein. Aber der Priester, den er abschickte, Johannes a Remediis (1791), konnte nicht in Korea eindringen, weil kein

christlicher Koreaner an der Grenze zu finden war, wie man doch verabredet hatte. Denn bereits war in diesem Lande eine heftige Christenverfolgung ausgebrochen, welche die Koreaner an der Absendung ihrer Boten hinderte.

Auch kam in diesem Jahre, so wie in dem nächsten kein Christ mit der koreanischen Gesandtschaft an den Hof zu Pequin, und so erfuhr man erst 1793, wo neue Gesandte ankamen, wieder Näheres über die junge Gemeinde. Sie war durch Martyrer verherrlicht worden.

Paul Yu und sein Bruder Jacob Kuan hatten nämlich durch Vernachlässigung des bei den Heiden üblichen Todtendienstes für ihre Vorfahren, den Haß ihrer Verwandten auf sich gezogen, und waren so als Verächter vaterländischer Gesetze angeklagt, und wegen ihrer christlichen Beharrlichkeit erst zur Qual, dann zum Tode verurtheilt worden, welchen sie mit heldenmüthiger Freudigkeit, als herrliche Vorbilder für ihre Glaubensgenossen bestanden.

Auch diese hatten viel zu leiden und mit Freuden kann man es sagen, daß die meisten getreulich am Glauben festhielten und lieber Alles, als dieß ihr Heiligthum verlieren wollten. Ihr ganzes Benehmen machte selbst auf die Heiden einen solchen Eindruck, daß sich viele derselben bekehrten, und fast allgemein eine Unzufriedenheit mit dem grausamen Verfahren der Beamten gegen die unschuldigen Christen entstand. Ja das Volk begann laut zu murren, weßhalb der König für gut fand, der Verfolgung ein Ende zu machen, wobei er übrigens streng darüber zu wachen befahl, daß weder koreanische Christen nach China, noch chinesische nach Korea kommen könnten. Dessenungeachtet schickte die koreanische Gemeinde, sobald der Friede wiedergekehrt war, zwei neue Gesandte nach Pequin, die auch glücklich dort anlangten, und deren Berichte mit großer Theilnahme vernommen wurden. Ohne Zögern wollte der Bischof den ausgezeichneten chinesischen Priester Jacob Vellozo mit ihnen nach Korea abgehen lassen. Allein derselbe mußte erst gelegenere Zeit abwarten,

und zwar bis im Dezember 1794, wo er aber ungehindert bis in die Hauptstadt Koreas, Kim=ki=tao, gelangte.

Mit unbeschreiblichem Jubel, wie ein Engel, der vom Himmel herabgestiegen, wurde er aufgenommen, und nun am Ostertage 1795 wurde zum erstenmale unter seligen Gefühlen der Gläubigen das Opfer des neuen Bundes auf koreanischem Boden gefeiert.

Ruhig arbeitete nun der thätige Missionär auf diesem ergiebigen Aerndtefeld bis zum Juni, wo ein treuloser Katechumene seine Anwesenheit verrieth. Er selber entgieng nun zwar den Verfolgern, indem er noch zeitig genug in das Haus einer Wittwe flüchten und dort sich verbergen konnte. Aber an seiner Statt wurde sein Hauswirth Matthias Xu und die beiden Männer, welche ihn nach Korea eingeführt hatten, Sabbas Chi und Johannes Po ergriffen, und weil sie dem Glauben nicht entsagen wollten, zu Tode gemartert, wobei auch sie wieder eine übernatürliche Todesfreudigkeit bewährten.

Gleiches Schicksal wie sie duldeten viele andre Christen, obwohl der König nicht allgemeine Verfolgung, sondern nur strengste Wachsamkeit gegen das Umsichgreifen der europäischen Religion anbefohlen hatte, was aber allzueifrigen Beamten Grund genug war, in ihrem Gebiet die Christen auf jede Weise zu mißhandeln.

Im Allgemeinen aber wurden die Christen jetzt so streng beaufsichtigt, daß es ihnen längere Zeit unmöglich war, einen Gesandten nach Pequin abzuschicken. Doch gelang es endlich 1797 einem vornehmen Manne, Thomas Vang, sich von einem Diener des nach Pequin bestimmten Gesandten seine Stelle zu erkaufen, und in dieser Rolle als Bote der Christengemeinde nach Pequin zu kommen. Seine Ankunft erregte große Freude, und seine Nachrichten Theilnahme und Hoffnung. Aber schon im Jahre 1800 erhob sich eine neue Verfolgung, die heftiger war, als je eine zuvor. Kaum war nämlich der alte König gestorben, der immer milden Sinnes

gewesen, so benutzten die Feinde des Christenthums die Zwischenregierung, um ihren Plan zur Vertilgung des Christenthums, ins Werk zu setzen. Leicht setzten sie die Ausfertigung eines grausamen Verfolgungsedictes durch, welchem zufolge mehrere Hundert Christen vor Gericht geschleppt, mannichfach gepeinigt, und gegen 140 der angesehensten von denselben mit dem Missionär und dem ersten Verkünder des Christenthums in Korea, Peter Ly, theils erwürgt, theils geköpft wurden.

Die Koreaner selber machen in einem Schreiben, das sie wegen der strengen Grenzsperre erst 1811 absenden konnten, ungefähr folgende Schilderung von dieser Verfolgung:

„Nach dem Tod des alten Königs erhob sich die heftigste Verfolgung. Mehr Christen, als je zuvor wurden vor einen besondern Gerichtshof geschleppt. Unter ihnen befanden sich auch mehrere Hofmandarine und angesehene Gelehrte. Alle diese starben unter Henkershand. Tag und Nacht saßen die Gerichte und verhörten die Gefangenen mit äußerster Strenge. Die grausamsten, bis dahin unerhörte Qualen wurden in Anwendung gebracht, um den Christen Geständnisse zu erpressen und sie zur Verläugnung ihres Glaubens zu zwingen und so ging es ein ganzes Jahr lang fort. Kein Geheimniß der Christen, keine ihrer Verbindungen konnte also verborgen bleiben, weil es unter den Hunderten immer einige geben mußte, welche die Qualen nicht bis zum Ende aushielten. Bald war daher auch der Aufenthaltsort des Priesters bekannt, so daß ihm nichts übrig blieb, als sich den Feinden selbst zu stellen. Drei Tage darauf wurde er bereits dem Henker übergeben.

Theils vor, theils nach ihm theilten so viele Christen das gleiche schöne Loos, daß man nach allgemeinem Urtheil seit den ersten Zeiten des Reichs niemals ein solches Blutbad gesehen hatte. Minister, Gelehrte, Hofleute, Adelige, Bürger, Handwerker, Landleute, Frauen und Kinder, mit einem Worte Leute von allen Ständen, Altern und Geschlechtern wurden als Chri-

sten verfolgt, so daß eine allgemeine Unzufriedenheit über dieß grausame Verfahren unter dem Volke entstand."

Aus dem weitern Berichte der koreanischen Gemeinde geht hervor, daß die Martyrer allesammt durch ihre Leidensfreudigkeit die Kirche verherrlicht haben, deren Milch sie getrunken. Insbesondere waren es auch etliche Frauen und Jungfrauen, die durch ihre christliche Tapferkeit an die altchristlichen Zeiten erinnerten. Ueberhaupt hatte die koreanische Gemeinde bei dieser Gelegenheit sich als würdiges Glied der katholischen Kirche bewiesen.

Aber sie war durch den blutigen Triumph, den sie gewonnen in Beziehung auf ihre weltlichen Verhältnisse fast ganz zerrüttet; die reichen Christen waren jetzt arm, und die, welche sonst arm gewesen, hilflose Bettler. Dennoch hörte man keinen murren, sondern sie fühlten sich glücklich in ihrem Elend.

Aber noch ein schwereres Unglück war über die Gemeinde gekommen. Ihre unterrichtetsten Mitglieder, ihre Lehrer waren alle in der Verfolgung umgekommen. „Wir haben", klagen sie, keine Leute von Talent mehr, sondern nur noch einfältige, unwissende Menschen. Zehn Jahr lang konnten wir auch nicht um geistliche Hilfe bitten, nicht weil es uns an muthigen Männern zu einer Gesandtschaft gefehlt habe, sondern wegen unsrer äußersten Armuth, in der es uns unmöglich war, die Mittel für eine solche Reise aufzutreiben. Wohl erhoben wir das Haupt, und richteten unsere Blicke nach Norden, aber wir konnten nur weinen und wehklagen. Nicht Beschwerlichkeit, nicht Todesgefahr hätte uns abgeschreckt, aber wo sollten wir Reisegeld hernehmen? Nichts bleibt uns daher als Wünsche und Thränen." —

Dennoch verzagten sie nicht, und in demselben Schreiben erhoben sie sich zu frohen Hoffnungen und sprachen es mit hoher Zuversicht aus, „daß das Licht des Glaubens in Korea nicht mehr erlöschen könne." — Und in der That, ihre Zuversicht ist nicht zu Schanden geworden, wenn gleich ihrer Bitte um Missionäre noch lange nicht entsprochen werden

konnte. War ja doch ebendamals, als sie ihr Schreiben nach Pequin absandten, welchem sie ein anderes an den heiligen Vater beigelegt hatten, ganz Europa in Verwirrung, und der, den sie um Hilfe anflehten, der Staathalter Christi auf Erden, war selber zu der Zeit, wo ihr Brief an ihn gelangte, ein armer Gefangener in Foutainebleau. Aber der gefangene Greis betete für diese Gemeinde, und der gute Gott, welcher den verlassenen Oberhirten stärkte, erhielt auch die Koreaner aufrecht, bis Gregor XVI. im Stande war, die Bitte der Koreaner, welche sie einst vergeblich an seinen unglücklichen, aber großen Vorfahren gestellt, zu erfüllen. Im Jahre 1834 schickte er ihnen einen trefflichen Zögling des chinesischen Seminars zu Neapel, Pacificus Yu, welcher glücklich nach Korea kam, und sogleich eine gesegnete Wirksamkeit bei dieser seit 30 Jahren hirtenlos gebliebenen Heerde begann. Doch hierauf beschränkte sich die väterliche Sorge des heil. Vaters nicht, sondern er errichtete ein eigenes apostolisches Vicariat für Korea, und ernannte den hochw. B. Bruguière zum ersten apostolischen Vicar dieses Landes. Leider gelang es diesem apostolischen Mann nicht, in Korea einzudringen, obwohl er ein ganzes Jahr lang an dessen Grenzen sich aufhielt und nichts unversucht ließ, um seinen Zweck zu erreichen. Statt dessen erreichte er aber nur das Ziel seines schönen Lebens im Angesichte der Mission, nach der sich sein Herz so sehr gesehnt hatte. Glücklicher als er waren zwei französische Priester, Chastan und Maubant, welche ungehindert nach Korea gelangten, und sich dort mit ihrem Vorgänger Yu vereinigen konnten. Auch der Nachfolger Bruguières im apostolischen Vicariat, Imbert, überwand alle Schwierigkeiten, und kam so glücklich zu seiner Heerde, welche ohne allen Zweifel, da sie bisher schon getreu gewesen, unter der Leitung so trefflicher Männer stets schöner und größer werden wird. —

IV. Abtheilung.

Missionen im Reiche Annam.

Annam, dieses südwestlich von China gelegene, seit einigen Jahrhunderten selbstständig gewordene Land, das zwei Königreiche Cochinchina und Tunkin umfaßt, ist seit zwei Jahrhunderten der Schauplatz einer großartigen Missionsthätigkeit. Wie in China, so waren auch im Reiche Annam, das in Sitten und Staatsverfassung China sehr ähnlich ist, die Missionäre der ruhmreichen Gesellschaft Jesu die ersten Verkünder und Begründer des Glaubens.

Eben zu der Zeit, als die herrliche japanische Kirche glorreich zu Grunde gieng, sollte eine neue Kirche im Lande Annam erstehen, und zwar zunächst im südlichsten Theile desselben, im Reiche Cochinchina.

1. Kapitel.

Missionen in Cochinchina.

Die Japanesen standen seit alten Zeiten her mit dem Reiche Cochinchina in mannigfaltigem Verkehr, und auch zu der Zeit noch, wo die Missionäre in Japan schonungslos vertrieben oder gemartert wurden, kamen noch immer sehr viele japanische Schiffe nach Cochinchina, so daß man also nothwendig

auf den Gedanken kommen mußte, von diesem Lande aus der japanischen Kirche wieder aufzuhelfen, oder falls dieß unmöglich wäre, wenigstens in Cochinchina das Evangelium zu verkündigen. In dieser Absicht wurden wirklich im Jahre 1614 die beiden Jesuiten, Franz Buzomi und Didacus Carvalho nach Cochinchina geschickt, für welches auf diese Weise der Tag des evangelischen Lichtes aufgieng. Denn, wenn auch Didacus, der schon vorher in Japan gewirkt hatte, sich sogleich an die japanischen Kaufleute machte, und mit denselben, als Bergknappe verkleidet, sich wieder in sein geliebtes Japan einschliech, wo seiner die Marterkrone harrte, so begann doch P. Buzomi, nachdem er die Landessprache erlernt, mit solchem Erfolge an der Bekehrung Cochinchinas zu arbeiten, daß innerhalb eines Jahres schon zwei Kirchen (in der Stadt Turon und in der Hauptstadt Cacciami) erbaut, und sehr viele Heiden Christen geworden waren. Von Tag zu Tag mehrte sich die Zahl der Gläubigen. Besonders seit neue Arbeiter angekommen waren. Und wenn auch bald darauf Stürme der Verfolgung sich zu erheben drohten, so giengen sie doch wieder glücklich vorüber. Ja, als schon einmal Befehl ergangen war, die Missionäre zu vertreiben, so wurde er wenigstens nicht ausgeführt, da die Missionäre bereits einige hohe Beamte gewonnen hatten, die ihnen Schutz angedeihen ließen.

Wenn daher die Glaubensboten sehr vorsichtig zu Werke gehen mußten, und oftmals angefochten wurden, so überwanden sie doch durch ihren apostolischen Eifer alle Schwierigkeiten, so daß die Mission immer festeren Bestand und neues Wachsthum gewann. In Kurzem hatte die Gesellschaft Jesu über 30 Gotteshäuser in Cochinchina gegründet und jedjährlich bis zum Jahre 1663 wurden in diesem Lande über 2000 Seelen für Christus gewonnen. Und sogar in dem genannten Jahre noch, da bereits der Haß der Heiden sich wild erhob, und der König den Christenlehrern Verderben drohte, arbeiteten die Väter Petrus Marques, Ig. Baudet und Dom. Fosciti ruhig fort, und predigten in der Hauptstadt selbst mit apo-

stolischem Freimuth und reichem Segen das Evangelium. Die Erndte mehrte sich, da zu eben dieser Zeit zwei Franziscaner, ein französischer Priester und ein Bischof nach Cochinchina kamen.

Aber schon drohte eine schwere Wetterwolke die Erndte zu zerstören. Denn aufgehetzt von furchtsamen Höflingen und fanatischen Götzenpfaffen gegen die frommen Lehrer, von welchen man sagte, daß sie nur Sendlinge der ländergierigen Europäer wären, beschloß der König, dieß Uebel mit der Wurzel auszurotten.

Er erließ daher ein Ausschreiben an alle Beamten seines Reiches, durch welches streng befohlen wurde, daß alle Fremdlinge verbannt, die Annahme ihrer Religion bei Todesstrafe verboten, und von den bereits Bekehrten die Abschwörung erzwungen werden sollte. Weiterhin wurde befohlen, alle diejenigen, welche an den für die Christen bestimmten Tagen fasten würden, vor Gericht zu schleppen, oder falls sie zum Kriegerstande gehörten, unverzüglich mit dem Tode zu bestrafen. Zugleich sollten alle Stadt- und Landvögte, welche nicht alsobald die in ihrem Gebiet befindlichen Christen angeben würden, ihr Amt, die solcher Nachläßigkeit schuldigen Gerichtsdiener aber ihr Leben verlieren.

Dieß blutdürstige Edict wurde mit großer Strenge vollzogen, so daß manche Neulinge wankten, und wenigstens äußerlich den Befehlen des Königs Folge leisteten. Wenn aber diese schwach waren, so zeigten dagegen viele Andere eine unvergleichliche Tapferkeit. Voll christlichen Heldenmuths widerstrebten sie hochherzig allen Lockungen und Drohungen, und selbst der Anblick der Marterwerkzeuge schreckte sie nicht, sondern unerschüttert, ob Enthauptung oder Zerstückelung oder sonst ein Martertod ihnen drohte, bekannten sie freudig bis zum Ende ihren Herrn und Heiland. Von wenigstens 35 christlichen Cochinchinesen ist es ausgemacht, daß sie in diesem Jahre (1664) mit ihrem Blute ihren Glauben besiegelt haben. Es mögen wohl noch mehrere gewesen seyn, aber schon diese Zahl ist groß

genug, zumal da ganze Gemeinden ihren christlichen Muth, wenn auch in anderer Weise bethätigten, indem sie theils Hab und Gut freudig im Stiche ließen, um in Wäldern und Höhlen ihrem Heilande dienen zu können, theils Kerker und Folter standhaft erduldeten. In allen diesen bewährte sich die herrliche Kraft des Glaubens, und zwar am schönsten dadurch, daß sie stark war in den Schwachen, in Knaben und Jungfrauen.

An solchem Heldenmuthe brach sich endlich die Macht der Verfolgung und die Mission konnte sich längere Zeit der Ruhe erfreuen, welche zum weitern Gedeihen sehr viel beitrug.

Noch mehr schien sich die Mission zu befestigen, seit es den Jesuiten gelungen war, durch mathematische und medizinische Kenntnisse sich Einfluß bei Hofe zu verschaffen, so daß unter ihrem Schutze immer mehr Glaubensprediger sich im Lande verbreiten und fast ungestört wirken konnten. Je mehr aber die evangelische Saat gedieh, desto schneller regte sich wieder der Neid der Hölle, und es bedurfte nur eines neuen Thronwechsels, durch welchen ein schwacher Regent zur Herrschaft gelangte, um den Feinden der christlichen Sache freien Spielraum zu geben. Ihre Bosheit zeigte sich schon im Jahre 1698 wieder ganz offen, und wenn auch dießmal ihre Plane mißlangen, so bot sich ihnen doch schon zwei Jahre darauf eine günstige Gelegenheit, eine ausgebrochene Empörung den Christen aufzubürden, wodurch der leichtgläubige König sich zur größten Wuth gegen die Christen aufhetzen ließ.

Am 17. März 1700 wurde das Verfolgungsdecret erlassen, nach welchem alle Kirchen im Reiche geschleift, alle Missionäre, mit Ausnahme des Hofmathematikus P. de Arnedo, in das Gefängniß geworfen und dann verjagt, die Christen aber zum Abfall und alle Unterthanen ohne Unterschied zu Verunehrung des heil. Kreuzes gezwungen werden sollten.

Dieser Befehl wurde mit größter Strenge, zum Theil mit Grausamkeit ausgeführt, und leider hatten die Missionäre zu ihrem eigenen Leiden noch den Schmerz, viele Schwache, Abtrünnige sehen zu müßen. Dagegen gewährte ihnen süßen

Trost die Standhaftigkeit vieler anderer Christen, die dem Herrn treu blieben in Qual und Tod. Gab es doch selbst alte Frauen, welche trotz allem Zureden ihrer Verwandten standhaft gegen die Forderungen der Heiden sich weigerten und dabei beharrten, sie seyen allerdings schwache Weiber und empfinden große Furcht, ja Entsetzen — aber nicht vor drohenden Schlägen und Verstümmelung, sondern nur vor Beleidigung ihres Heilandes. Ueberhaupt aber duldeten viele Christen viele Tage lang in engem Kerker den marternden Halsblock und den quälenden Hunger, bis der Tod sie befreite.

Auch von den Missionären erlagen mehrere, wie Pater Belmonte und Langlois, den Leiden des Kerkers. Die übrigen, wie die Missionäre Cappon, Semenot, Candone, Fonseca u. A. überstanden glücklich die Trübsale, die in so reichem Maaße über sie hereingebrochen waren. Nur wenige, unter ihnen der hochw. Bischof Dom Franz Pires, waren den Häschern entgangen, und konnten so, obwohl sie sich sorgsam verbergen mußten, doch hie und da den verfolgten Schäflein Trost und Stärkung bringen.

Mit Gottes Gnade gieng übrigens auch diese Verfolgung wieder vorüber, und im Jahre 1702 brachte es P. de Arnedo bei dem Könige dahin, daß alle gefangenen Missionäre freigelassen wurden, unter der Bedingung, daß sie nur in den Städten mit einer Besatzung, sich festsetzen und bei Nacht nie aus dem Hanse gehen dürften.

Voll Danks gegen Gott machten sich nun die Missiänäre wieder an ihr apostolisches Werk, und gewannen in den 20 folgenden Jahren, wo die Mission Frieden genoß, viele neue Früchte selbst unter den vornemsten Cochinchinesen. Bereits wirkten mehr als 20 Missionäre unter einem Bischof in diesem Lande, und unterstützt von den am Hofe sehr angesehenen Vätern J. Sanna, S. Pires, königlichen Leibärzten, und Fr. de Lima, Hofmathematiker, konnten sie an dem Ausbau der chochinchinesischen Kirche ruhig fortarbeiten.

Aber im Jahre 1723 wurde ein neuer Sturm gegen das

Christenthum erregt, indem ein christenfeindlicher hoher Beamter den König zu Erlassung eines neuen Verfolgungsdecretes aufreizte. Dieses wurde alsbald in allen Städten und Dörfern bekannt gemacht, und in Folge desselben wurden aller Orten die Christen gefänglich eingezogen und vielfach mißhandelt. Die Missionäre, deren man habhaft werden konnte, theilten das gleiche Loos. Die übrigen mußten sich sorgfältig verbergen, und durften es nicht wagen, ihre Schäflein zu besuchen, weil sie sonst unfehlbar in die Hände der Heiden gefallen wären. Zwar thaten die Missionäre am Hof das Aeußerste, um der Verfolgung ein Ende zu machen; aber wenn sie auch beim Könige mit ihren Bitten Eingang fanden, so wußten doch die Feinde jede dem Christenthum günstige Entschließung zu hintertreiben. Bei solcher Trostlosigkeit der Mission schien Gott auf einmal Hülfe zu senden. Denn er nahm den alten König von der Erde hinweg. Dessen Nachfolger aber, der von seiner längst christlich gesinnten und endlich sogar getauften Mutter auf das Beste erzogen worden war, hegte eine große Zuneigung gegen das Christenthum. So bald er daher den Thron bestiegen hatte, begann die Mission wieder einige Ruhe zu bekommen, und da der neue König endlich die alten Verfolgungsdecrete geradezu aufhob, so konnten die Missionäre, deren Zahl sich freilich unterdessen gemindert hatte, wieder ungestört an ihren verschiedenen Posten arbeiten, zur Freude und zum Segen der christlichen Gemeinden, welche auch in diesem Verfolgungsfeuer sich bewährt hatten. Je günstiger aber der König gegen die Missionäre gesinnt war, desto mehr ergrimmten die vornehmen Mandarine wider dieselben, und sie nöthigten dem Könige am Ende einen neuen Verbannungsbrief gegen die Glaubensboten ab, welchem zufolge 16 Missionäre auf einmal von ihren weinenden Schäflein hinweggerissen und aus dem Lande geschafft wurden.

So hätte man nun das Christenthum in Cochinchina für vernichtet halten mögen. Allein die Missionäre hatten sich

tüchtige Katechisten gebildet, welche ihre Stelle schon so lange vertreten konnten, bis sie mit Hilfe ihrer am Hofe zurückgebliebenen Genossen wieder in das Land eindringen konnten. Bei den fortdauernden guten Gesinnungen des Königs gelang ihnen dieß in kurzer Zeit, und während dieser Fürst selbst Götzentempel niederreißen ließ, erstanden durch den Eifer der Missionäre allenthalben neue Kirchen, und das Christenthum machte solche Fortschritte, daß P. Laimbeckhoven im Jahre 1738 schreiben konnte: „fast das halbe Reich sey katholisch.“ Dieß war nun allerdings eine Uebertreibung, aber es gab doch um diese Zeit wenigstens 80,000 Christen in Cochinchina, was jedenfalls ein großartiges Resultat der oft durch Verfolgung gestörten katholischen Missionsthätigkeit war.

Während sich aber so die Aussichten immer besser zu gestalten schienen, erhob sich bereits wieder finsteres Gewölk, und wenn es sein Verderben nicht schon jetzt entlud, so hatte man dieß nur der glücklichen Ankunft des P. J. Siebert zu verdanken, der sich bei Hof ein großes Ansehen erwarb. Durch mathematische und medicinische Kenntnisse war er in den Stand gesetzt, dem ganzen Hofe sehr große Dienste zu leisten, wodurch er für sich und die Mission Gunst und Schutz gewann. So konnten die Missionäre, die im Lande zerstreut waren, wenn auch nicht vollkommen frei, doch ungehindert das Evangelium verkünden, und gewannen selbst manche Mandarine, durch die dann die christliche Sache nach Kräften weiter gefördert wurde. Noch mehrere solche vornehme Männer hätten sich ohne Zweifel bekehrt, wenn sie nicht den Zorn des Königs gescheut hätten, dem ihre Bekehrung bald hätte offenbar werden müssen, weil jährlich der Eid der Treue in heidnischen Formeln abgelegt werden mußte, welchen sie als Christen in keinem Falle mehr hätten schwören dürfen. Um so schöner war es daher, wenn andere muthig genug waren, sich frei als Christen zu bekennen, und zwar ihre Treue heilig zu geloben, aber den heidnischen Eid standhaft zu verweigern. Der König selber nahm solche christliche Frei=

müthigkeit von Mehreren sehr gnädig auf, wie er denn überhaupt der Verbreitung des Glaubens ganz und gar nicht entgegen war. Es schien vielmehr, daß er dieselbe gern sehe, denn er sprach bei verschiedenen Anlässen ein vollkommenes Vertrauen zu den Missionären aus, „welche offenbar nur aus Liebe so weite Meere durchschifft und tausend Gefahren überstanden hätten, um nur ihren Glauben und sogar auch leibliche Hilfe mancher Art fremden Ländern zu bringen.“ Zudem kam der Glaubensverkündigung außerordentlich zu Gute die täglich wachsende Zuneigung des Königs gegen den allerdings in jeder Hinsicht ausgezeichneten Pater Siebert, dessen Gelehrsamkeit und Geschicklichkeit mit der reinsten Frömmigkeit und ausnehmender Liebenswürdigkeit gepaart war. Den besten Eindruck aber machte auf den König die Wahrnehmung, daß die Missionäre insgesammt mit außerordentlicher Liebe sich der Kranken und Nothleidenden annahmen, und sogar ein eigenes Spital in der Hauptstadt errichteten, in welchem sie jährlich mehrere Hundert Kranke aus verschiedenen Gegenden verpflegten.

„Wahrlich,“ sagte der König, „das christliche Gesetz muß ein gar heiliges seyn, da dessen Anhänger selbst den armseligsten Menschen willig und ohne alle Rücksicht auf Lohn ihre Liebesdienste leisten.“

Aehnliches sprach dieser Fürst bei verschiedenen Gelegenheiten aus, so daß die Missionäre schon dessen endliche Bekehrung hätten hoffen dürfen, wenn sie nicht gewußt hätten, welch ein gewaltiges Hinderniß die Vielweiberei dem Samen des Evangeliums in dem Herzen des Königs wäre.

Uebrigens waren sie zufrieden, wenn ihnen nur sein Schutz blieb, den sie um so nothwendiger hatten, als hie und da menschenfeindliche Beamte sich abermals wider die Gläubigen erhoben. Bei solchen Gelegenheiten fand P. Siebert fast immer schnelle Hilfe bei dem Könige, der öfters erklärte, er wolle durchaus nicht, daß man die Christen verfolge. Noch im J. 1745 konnte P. Siebert von diesem Monarchen schreiben,

daß derselbe eine ungemeine Zuneigung zu dem Christenthume zeige, daß er nicht nur den Bekehrungen keine Hindernisse in den Weg lege, sondern auch diejenigen lobe, welche wirklich zum Christenthum überträten, und ebenso daß er von dem Christenthum sehr rühmlich rede und in guten Augenblicken sich selbst die Kraft wünsche, dasselbe annehmen zu können. Eines Tages gieng er sogar so weit den Missionär zu fragen, ob er ihn taufen wolle. Und als dieser nun antwortete, daß es ihm an dem Willen zwar nicht fehle, daß aber noch viele Hindernisse im Wege stünden, erwiederte der Monarch: „Ich weiß wohl, was der Magister sagen will, ich müsse alle Kebsweiber abschaffen; auch dazu entschließe ich mich, wenn mir nur fünf oder sechs Mägdleiu zur Bedienung zugelassen werden.“ Darauf konnte sich natürlich der Missionär nicht einlassen, und es unterblieb so die Taufe dieses Fürsten, der wieder einen deutlichen Beweis lieferte, wie ein verkehrtes, verweichlichtes Herz den Menschen unfähig zum Glauben macht, und sollte auch sein Verstand demselben Beifall zollen. Unterdessen konnten wenigstens die Missionäre in den Provinzen ihr segensreiches Werk fortsetzen, und wie aus ihren Berichten zu ersehen, wurden sie mit geistlichem Trost überschüttet ebensowohl durch die schönen Tugenden der älteren Christen, als auch durch die Zahl der Bekehrungen, welche oftmal auf wundersame Weise zu Stande kamen.

Während so alles aufs Beste zu gehen schien, nahte schon ein Ungewitter. Denn der König, zu verweichlicht, um das Christenthum annehmen zu können, mußte in seiner Neigung allmälig erkalten, weil es ihm nur lästig seyn konnte, einer Religion wohlgeneigt zu seyn, für die er zu seiner Beschämung sich zu schlecht fühlte. Zudem starb in dieser Zeit der hochverdiente P. Siebert, und daß nun nicht augenblicklich an seine Stelle ein gleicher Missionär kam, verstimmte den launischen Fürsten noch mehr. Und wenn auch diese Verstimmung mit der Ankunft des vortrefflichen P. Johannes Koffler wieder aufhörte, so trat dagegen eine andre ein,

weil nämlich die Jesuiten wegen mehrerer ungünstiger Umstände einige Jahre gar keine, oder nur weniger kostbare Geschenke als sonst darbringen konnten, was ihnen als unverzeihliche Vernachlässigung ausgelegt wurde. Da nun überdieß das Reich in mannigfaltiger Verwirrung war, so bedurfte es nur noch der erdichteten Gerüchte von den Vorgängen in China, um den Christenfeinden Gehör beim Könige zu verschaffen und auch ihn auf den Glauben zu bringen, daß das Christenthum dem Reiche gefährlich werden könne.

In solch ängstlicher Besorgniß bereute der König bereits, den Christen bisher so günstig gewesen zu seyn, um so mehr, als er auch auf seine heidnischen Unterthanen nicht rechnen zu können glaubte, die er durch Verachtung ihrer Religion so sehr beleidigt hatte, und die auch wirklich von den Götzenpriestern aufgehetzt wurden, indem diese alles Unheil, unter dem das Land eben seufzte, der Verachtung der Götter zuschrieben. Solche Rücksichten bewogen den König, eine immer größere Gleichgiltigkeit gegen die Glaubensboten, und dagegen einen um so größern Eifer für das Heidenthum zur Schau zu stellen. Götzenfeste wurden jetzt wieder mit großem Pomp begangen, und verfallene Tempel wieder hergestellt, so daß die Heiden bereits voll Uebermuth die Christen mannigfaltig zu bedrängen begannen. Schon fand man bei dem König keinen Schutz mehr, und aus seinen Reden wie aus seinem ganzen Benehmen schien hervorzugehen, daß das Verderben der Mission nahe sey.

Und wirklich, nur zu bald traf ein, was man in banger Furcht erwartet hatte. Im Jahre 1750 wurden sämmtliche Missionäre (mit Ausnahme P. Kofflers) aufgesucht, ins Gefängniß geworfen, und nach viermonatlichen Kerkerleiden aus dem Lande gejagt. Siebenundzwanzig verdiente Missionäre (einer war im Gefängniß gestorben) mußten so das gesegnete Feld ihrer apostolischen Arbeiten verlassen, und nachdem so die Hirten geschlagen waren, wurde auch die gescheuchte, vielgequälte Heerde zerstreut.

Gegen 200 Kirchen wurden geplündert und dann geschleift, und der cochinchinesiche Boden, auf dem das Christenthum so schön aufgeblüht war, war nur noch ein verwüstetes Feld, von dem man nur uoch Dornen und Disteln erwarten konnte. Indeß muß man den dortigen Christen das Zeugniß geben, daß sie im Allgemeinen einen schönen Muth bewiesen und freudig Schmach und Verfolgung für ihren Glauben leiden wollten. Wahrhaft rührend war es zu schauen, wie die Christen unter Schluchzen und Wehklagen ihren Hirten das Geleite gaben, als diese aus dem Lande verjagt wurden. Was aber die Hirten selbst empfunden, von denen manche 6000—10,000 Schäflein unter den Wölfen zurücklassen mußten, ist kaum zu schildern. Nur ein einziger Trost war ihnen geblieben, die Hoffnung nämlich, bald wieder den Eingang nach Cochinchina zu finden, welchen sie sich mit Gefahr ihres Lebens zu verschaffen entschlossen waren, sobald nur einige Aussicht auf das Gelingen sich darböte. Allein all ihre Bemühungen schienen vergeblich, und wenn auch die Verfolgung von 1750 bald wieder nachließ, so kam doch schnell wieder eine andre, noch heftigere, bei welcher manche der hirtenlosen Schäflein sich schwach bewiesen. Vergebens bot P. Koffler all seinen Einfluß auf, um die Verfolgung zu dämpfen, und als sie endlich von selber nachließ, konnte er es doch in keiner Weise dahin bringen, daß wieder Missionäre Eingang erhielten. Vielmehr mußte der verdiente Mann, der die letzte Stütze der Christen gewesen war, und eben so viel durch persönliche Besuche als durch Hirtenbriefe unter ihnen gewirkt hatte, endlich selbst eine harte Verfolgung ausstehen, und sogar das Land verlassen (1755).

Demnach wäre es kein Wunder gewesen, wenn die cochinesische Kirche jetzt ganz untergegangen wäre. Aber Gott hat sie erhalten. Denn nicht nur durften bald wieder drei Missionäre, ein Mathematiker, Mediciner und ein Maler an den Hof dieses Landes kommen, sondern auch andre Missionäre fanden wieder Eingang, so daß die zerstreute Heerde wieder

gesammelt werden konnte. Und wenn nun auch noch hie und da eine Verfolgung ausbrach, und sogar Blut bei derselben floß, was öfters der Fall war, so schien sich dadurch die Mission nur zu befestigen, und zum wenigsten auf den frühern Stand zu erheben.

Besondere Verdienste erwarben sich um diese Zeit die Jesuiten P. Caspar Cräz, der mit der Marterpalme gekrönt wurde, P. Horta, der in Banden für Christus zu sterben gewürdigt wurde, P. Bonschab, ein Schlesier, der noch nach der Aufhebung seines Ordens in Cochinchina wirkte, und außer ihnen manche Missionäre aus dem Seminar der auswärtigen Missionen, denen nach der verhängnißvollen Aufhebung des Jesuitenordens die cochinchinesische Mission hauptsächlich anvertraut blieb.

Es war wirklich ein Wunder, daß dieselbe fortbestehen konnte. Denn zu dem immer steigenden Priestermangel kamen noch immer häufigere Verfolgungen. Und als nun vollends Empörung im Lande ausbrach und die Rebellen sich der Regierung bemächtigten, wodurch natürlich eine unsägliche Verwirrung entstehen mußte, so schien es um das Christenthum geschehen zu seyn. Allein, wenn auch Verfolgung auf Verfolgung kam, wie sogar mehrere Priester gemartert wurden, so gab gerade diese Zeit revolutionärer Wirren den Missionären Gelegenheit, der Mission eine bessere Zukunft zu bereiten. Insbesondere erwarb sich der berühmte Bischof von Adran, Pigneau de Behaine, durch Unterstützung des rechtmäßigen Herrschers, Gia Long, dem er Schutz, französische Hilfe und den Thron wieder verschaffte, ein unbegrenztes Ansehen bei diesem Herrscher, und Ansprüche auf dessen vollsten Dank. Der König achtete ihn auch wie seinen innigsten Freund, und die Zuneigung, welche der Monarch gegen den Bischof hegte, kam auch dem Christenthume zu Gute. Ja es war schon Hoffnung vorhanden, daß der König selber sich zu der Religion bekehren würde, die solche Männer, wie den Bischof von Adran, unter ihren Bekennern zählte. Allein während der Kämpfe,

die er noch zu führen hatte, um die Rebellen, die auch Tongkings sich bemächtigt hatten, und ihm von dort aus gefährlich werden konnten, auch aus diesem Lande zu vertreiben, starb der edle Bischof, tief betrauert von seinem königlichen Freunde, und so unterblieb die Bekehrung des letzteren. Doch so lange er regierte, von 1800—1820, genossen die Christen und ihre Lehrer große Freiheit, und wenn dieß auch eine Zeit war, wo Europa, und besonders Frankreich, wegen eigener Verwirrung keine Hilfe schicken konnte, so wurde doch die Mission in einen blühenden Zustand gebracht. Die Christen vermehrten sich, neue Frauenklöster entstanden, und die Zahl der Priester nahm zu durch die Zöglinge der im Lande selbst errichteten Seminarien. Auch bei seinem Tode wollte der alte König noch für die Christen sorgen, indem er seinen Sohn im Testamente beschwor, sie nicht zu verfolgen.

Aber dieser, Minh-Menh genannt, hegte schon lange bittern Haß gegen die Christen, deren stete Zunahme ihn mit ängstlichem Argwohn erfüllte. Kaum hatte er den Thron bestiegen, so erhoben die Feinde des Christenthums ihre Häupter, und wenn er auch einige Zeit lang noch sich des letzten Willens seines Vaters erinnerte und so nicht offene Gewaltthat gegen die Christen übte, so war doch sein ganzes Benehmen mit einer drohenden Wetterwolke zu vergleichen, die in dumpfer Stille über der Gegend schwebt, um dann desto fürchterlicher ausbrechen zu können. In banger Erwartung machte sich die cochinchinesische Kirche auf das Schlimmste gefaßt. Glücklicher Weise zögerte Minh-Menh noch immer. Wahrlich, wenn er jetzt schon seinem Grimme freien Lauf gelassen hätte, da nur noch zwei Missionäre in Cochinchina waren, so mußte diese Kirche zu Grunde gehen. Ohne Zweifel hat Gott den Arm des Verfolgers eingehalten, bis diese Kirche neue Stützen bekam, mit denen sie im Sturme, der sie prüfen sollte, bestehen konnte. Die Zahl der Missionäre stieg allmählig auf zehn, die christliche Heerde hatte also wenigstens Führer für den Kampf, der ihr bevorstand. Und in der

That, sie bedurfte ihrer, sie bedurfte vieler, wenn sie nicht in Verwirrung und Verderben gerathen wollte. Denn der Kampf wurde schrecklich.

Schon 1826 und 1830 begann er an einzelnen Orten, aber erst 1833 wurde er allgemein. Aufgestachelt durch eigne Furcht und wiederholte Anklagen der Heiden, geleitet von blindem Argwohn und Haß, wollte der König, dessen Tyrannei überall im Lande Aufruhr erzeugt hatte, seinen Zorn wenigstens an den Christen kühlen, die ihm von Jahr zu Jahr mehr Besorgnisse erregten. Es ergieng daher ein allgemeines Verfolgungsedict [1]), dem zufolge die Christen unter schweren Strafen zum Abfall gezwungen, die Kirchen und Klöster zerstört, und die Missionäre gefangen genommen werden sollten. Wie aus finsterer Wetterwolke brach nun das Verderben auf die cochinchinesische Kirche herein. Allenthalben wurden die Kirchen geschleift, die Heiligthümer geschändet, die Christen gepeinigt in aller Weise. Viele waren schwach, viele heldenmüthig bis zum Tode, bis zur Bewunderung der Mandarine, die gerne geschont hätten, wenn nicht Furcht vor dem Wütherich ihr Sporn gewesen wäre. Viele dieser Beamten ließen sich wenigstens bestechen, und die meisten wären mit einem Scheinabfall zufrieden gewesen. Aber selbst solchen verweigerten viele edle Bekenner Christi, wenn sie gleich deßwegen für Narren gehalten wurden, und tausend Qualen, ja den Tod selbst vor Augen hatten.

Ein glänzendes Vorbild war ihnen der glorreiche Priester und Martyrer Franz Gagelin, der zuerst unter den Priestern sein Leben für diese arme Heerde gab. Auch seine Genossen, die ihn glücklich priesen, hätten gerne dieß Schicksal mit ihm getheilt, aber nur zwei derselben, Marchand und Jaccard wurden solchen Glückes gewürdigt. Die andern sollten allerdings jetzt schon mannigfach erfahren dürfen,

---

[1]) Da Tong-king und Cochinchina jetzt unter einem Scepter vereinigt waren, so traf es auch das erstgenannte Land, und zwar, wie wir später sehen werden, in noch schrecklicherem Grade.

wie süß es sey, für Christus zu leiden, aber sie sollten dem Herrn noch länger auf dieser Erde dienen mit ihren apostolischen Arbeiten. Glücklich die Martyrer, aber glücklicher noch diese arme Kirche, daß nicht all ihre Priester gemartert wurden. Denn noch immer umbraust sie wilder Sturm der Verfolgung, und unfehlbar müßte ihr Schifflein zu Grunde gehen, wenn die letzten Steuermänner fielen. Aber Gott schützt sie und das Schifflein trotzt der Wuth. Todesmuthig eilen neue Brüder jenen zu Hilfe, und wenn der Sturm sich legt, was Gott bald fügen möge, so wird die sturmerprobte Kirche Cochinchinas stolzer ihre Wimpel entfalten, und den preisen, der sie mit mächt'ger Hand auf unergründlichen Wegen zum Ziele führt.

2. Kapitel.

Missionen in Tong-king.

Glorreicher noch als die Geschichte der cochinchinesischen Kirche ist die Geschichte ihrer Schwesterkirche, welche jetzt eigentlich eine einzige mit jener bildet, — der Kirche von Tong-king, des nördlichen größeren Theils von Annam.

Diese Kirche hatte fast denselben Ursprung wie die cochinchinesische: nämlich der Untergang der japanischen bewog die Jesuiten, wie in Cochinchina, so auch in dessen Nachbarlande Tong-king, das jenem fast durchaus ähnlich war, eine neue Kirche zu gründen.

Der erste, welcher zu diesem Behuf nach Tong-king kam, war P. Bartoli (1626). Da aber dieser Missionär das Land sogleich wieder verlassen mußte, so sind die im Jahre darauf nach Tong-king gekommenen Missionäre P. A. Marques und A. de Rhodes als die Gründer dieser Mission anzusehen.

Diese beiden Männer kamen auf einem portugiesischen Schiffe in Tong-king an, und benützten den Umstand, daß viele Landeseinwohner aus Neugierde an's Ufer strömten,

sogleich für ihren Zweck. Während die Tunkinesen begierig waren, die neuen Waaren zu sehen, erklärte ihnen P. Rhodes, das Schiff habe neben vielen Waaren, dießmal auch eine köstliche Perle gebracht, deren Besitz Indien für jetzt und für die ganze Zukunft glücklich machen, und die zugleich auch von dem Aermsten erworben werden könne. Voll freudiger Begierde verlangten die Heiden diese köstliche Waare zu schauen, worauf ihnen aber der Priester bedeutete, daß dieselbe keineswegs mit den Augen des Leibes gesehen werde könne, sondern nur für die Seele sey. Auf diese Weise hatte er die Aufmerksamkeit der Heiden bereits so gespannt, daß er ihnen klar und deutlich auseinanderlegen konnte, wie die herrliche Perle der christliche Glaube sey, den er ihnen hinfort mit solchem Erfolge verkündete, daß gleich am ersten Tage zwei vornehme Männer zu Christo übergiengen, und ihnen in den darauffolgenden vierzehn Tagen noch 32 andere Eingeborne folgten, unter denen sich mehrere solche befanden, die selbst wieder eifrige Verbreiter des göttlichen Wortes wurden. So konnten es die muthigen Apostel schon in so kurzer Zeit wagen auf einem Berge, wo vorher ein Götzenbild verehrt worden war, das siegreiche Banner des Kreuzes aufzupflanzen, und so gleichsam im Namen des Gekreuzigten von Tong-king Besitz zu nehmen.

Wirklich schien sich auch den Eroberungen des Kreuzes kein bedeutendes Hinderniß in den Weg zu legen. Selbst bei dem König, der eben im Begriffe stand, einen Feldzug zu unternehmen, fanden die Priester in Geleitschaft der Portugiesen eine gute Aufnahme, und da der König befahl, seine Gäste bis zu seiner Rückkehr aus dem Felde gut zu bewirthen, so bewiesen die Beamten den Priestern große Gewogenheit, und bestimmten denselben einen Ort, wo sie den Uebungen ihres Glaubens obliegen könnten. Von Neugierde getrieben, oder von einer geheimen Regung des Geistes gezogen, kamen die Heiden von allen Seiten zusammen, um den Gottesdienst und die Lehre der Fremdlinge kennen zu

lernen. Dadurch wurden nun diejenigen, welchen der heil. Geist die Gnade gab, so gefesselt, daß sie um weiteren Unterricht und um die Taufe baten. Unter diesen befand sich auch ein greiser Götzenpriester, dem noch das Licht der Seele aufgieng, da sein leiblich Auge schon fast erblindet war, und der nun von heiligem Feuer erfüllt, viele seiner Landsleute entzündete. Denn das Beispiel eines solchen Mannes mußte viele nach sich ziehen. Andere wurden durch den Anblick einer christlichen Leichenfeier gewonnen, wieder andere durch die Freimüthigkeit oder das liebevolle Wesen der Missionäre von der Vortrefflichkeit der christlichen Religion überzeugt. Und so mehrte sich die Zahl der Gläubigen von Tag zu Tag.

Es kam jetzt nur darauf an, daß die Missionäre bei der Rückkehr des Königs sich die Erlaubniß auswirkten, auch nach der Abreise der Portugiesen bleiben zu dürfen. Auch das wußten sie so gut einzuleiten, daß der König, dessen Wißbegierde sie angeregt hatten, sie selber einlud, an seinen Hof zu ziehen, und länger bei ihm zu bleiben. Freudig folgten die Missionäre der Einladung, und wurden in der Hauptstadt Checè sehr gut aufgenommen. Insbesondere ließ sich ein vornehmer Heide ihre Bewirthung angelegen seyn, der nachmals mit seinem ganzen Hause sich bekehrte. Ueberhaupt aber bekamen sie sogleich einen großen Zulauf, so daß sie nicht im Stande waren, die Wißbegierde eines jeden Einzelnen zu befriedigen. Indeß trugen sie die christliche Lehre mit großem Erfolge vor. Viele Heiden ergaben sich der Wahrheit, unter ihnen die Schwester des Königs, eine junge, eben so verständige als eifrige Fürstin, die nach ihrer Bekehrung kein höheres Streben mehr kannte, als auch Andere für die beseligende Wahrheit zu gewinnen, weßhalb sie die christlichen Lehrstücke in Gesangsform bringen, und aller Orten mit nicht geringem Erfolge absingen ließ. Gleichen Eifer, wie sie, bethätigte ein anderer Neuling, ein ehemaliger Götzenpriester, der um des Glaubens willen viel Ungemach erdulden mußte,

aber eben deßwegen um so mehr glühte, den Glauben zu verbreiten.

Von solchen Mitarbeitern unterstützt, wurde es den Missionären mit der Gnade Gottes leicht, in Kurzem ein so stattliches Christenhäuflein zu sammeln, daß das alte Kirchlein zu klein für dasselbe war. Vertrauend auf die fortwährende Gunst des Königs wendeten sie sich geradezu an diesen, und erhielten mehr als sie zu hoffen gewagt, indem der König selber in der Nähe seines Palastes eine hölzerne, aber ansehnliche Kirche erbauen ließ.

Hiedurch mußten offenbar eben sowohl die Eingebornen noch mehr angelockt, als die Missionäre stärker angefeuert werden. Und so nahm das Glaubenswerk, besonders seit ihm einige wunderbare Erscheinungen zu Hilfe gekommen waren, einen solchen Fortgang, daß der Neid der Hölle gegen dasselbe rege werden mußte. Kebsweiber, Verschnittene und Götzenpfaffen befürchteten für sich Alles von der weiteren Ausbreitung des neuen Glaubens, und beeilten sich daher, demselben bei Zeiten noch entgegenzuarbeiten. Es blieb ihnen freilich hiezu kein anderes Mittel als Verläumdung, aber dieses einzige wußten sie so gut zu gebrauchen, daß sie den argwöhnischen König zu einem Verbot des neuen Glaubens bewogen. Und wenn auch dieß Verbot sogleich wieder zurückgenommen wurde, weil die Missionäre bei einer eintretenden Mondsfinsterniß Gelegenheit gefunden hatten, sich neue Gunst zu verschaffen; so blieb doch im Herzen des Königs immer einiger Argwohn zurück, und es bedurfte daher nur neuer Verdächtigung, um ihn zu einem neuen Verbote zn bestimmen.

Es war daher leicht erklärlich, wenn in Kurzem schon wieder ein neues Verbot folgenden Inhaltes erschien: „Obwohl uns nicht unbekannt ist, daß von diesen Europäern, denen wir an unserm Hofe zu verweilen, gnädigst gestattet haben, unsern Unterthanen ein sehr heilsames Gesetz vorgetragen werde, so wollen wir doch, weil wir nicht wissen, wohin dieß

Alles ziele, was sie jetzt im Schilde führen und künftig etwa vorhaben möchten, allen unsern Unterthanen bei Leibesstrafe streng befohlen haben, daß hinfort Niemand mehr bei denselben sich betreffen lasse, noch weniger aber ihre Lehre anhören oder gar bekennen solle." Dieses Edict wurde in eine Tafel eingegraben, und dieselbe bei der Wohnung der Missionäre aufgesteckt, so daß also jetzt auf einmal das ganze Werk des Glaubens vernichtet schien. Allein es war Gott Lob noch keineswegs so weit gekommen. Denn wenn die Christen nun auch nicht mehr öffentlich zu ihren Seelsorgern kommen konnten, so besuchten sie dieselben in Verkleidung, als Bettler z. B., u. dgl., oder bei Nacht und durch geheime Eingänge. Was den Gottesdienst betraf, so versammelten sich die eifrigen Neulinge in geräumigen Häusern, und erbauten sich da gemeinschaftlich besonders an den apostolischen Briefen ihrer geistlichen Väter, die ihnen jetzt nur noch schriftlich predigen konnten.

Insofern wäre es also noch immer ziemlich gut gegangen, und es stand auch zu erwarten, daß der König sich wieder eines Bessern besinnen werde. Allein unglücklicher Weise kam ein portugiesisches Handelsschiff nicht zu der Zeit an, wo der König es erwartete, nnd dieß hielt der empfindliche Fürst für eine so schwere Beleidigung von Seite der Europäer, daß er auch die zwei an seinem Hof befindlichen Missionäre, von deren Nation er sich vernachläßigt glaubte, nicht mehr länger in seinem Lande dulden wollte. Unnachsichtlich wurde das Verbannungsurtheil über sie ausgesprochen, und so mußten die guten Hirten ihre jammernde Heerde verlassen, welche wie ein Zicklein an der Mutter, so an den Missionären hieng. Diese selber wären trostlos gewesen, wenn nicht der Herr auf der Reise noch sie mit Gnaden überhäuft hätte. An gar vielen Orten fanden sie nämlich Christen, die des in Tongking aufgegangenen Lichtes theilhaftig geworden waren, und nun weinend herbeieilten, um von den Vätern des Glaubens rüh-

renden Abschied zu nehmen. Ja diese Neulinge brachten selbst wieder Heiden mit sich, welche sie zur Taufe vorbereitet hatten, und ein edler Tunkiner stellte den Missionären ein ganzes Dorf dar, welches durch seinen Eifer zur Erkenntniß des Heils gelangt war, und nun das heil. Sakrament begehrte. Welche Freude aber hatten die Verbannten erst, als sie an manchen Orten Kirchen erblickten, herrliche Kreuzfahnen schauten, und von Spitälern hörten, welche eifrige Neulinge errichtet und gestiftet hatten. Innigen Dankes voll priesen sie den Herrn, der ihnen so reichlichen Trost gewährt, und täglich neuen hinzufügte, indem viele Meilen weit Leute herbeiliefen, um sich von den Männern taufen zu lassen, deren Name bereits weithin verbreitet war.

Sogar der Schiffherr, der die Missionäre führen mußte, wurde von all dem, was er auf der Reise sah, so ergriffen, daß er sich mit achtzehen der Seinigen bekehrte. Und von Tag zu Tag schien sich ihre Erndte zu mehren. Denn in den drei Landschaften, in denen sie noch landeten, bevor sie an den Punkt kamen, von wo sie auf ein europäisches Schiff gebracht werden sollten, hatte ihre Predigt solchen Erfolg, daß sie in der ersten fünfundzwanzig, in der zweiten über hundert und in der dritten, wo schon von Neulingen Vorbereitungen gemacht worden waren, gegen 1000 Heiden der Kirche einverleiben konnten.

Damit nun aber ihre Freude voll werden sollte, kam zu eben dieser Zeit, da sie absegeln sollten, ein portugiesisches Schiff an, dessen Herr nur unter der Bedingung nach der Hauptstadt segeln und sich in Geschäfte einlassen wollte, daß auch die Missionäre mit ihm in dieselbe kommen dürften. Und so hatten sie also die Freude, wieder in die Hauptstadt zurückzukehren, die sie nur verlassen zu haben schienen, um überall im Reiche Früchte einzusammeln. Unbeschreiblich war der Jubel der Christen über die Ankunft ihrer geistlichen Väter, und die Gemeinde nahm einen neuen Aufschwung, so daß sie bald mehrere Tausend Glieder zählte. Freilich mußten

die Missionäre zum großen Leidwesen der Christen mit den portugiesischen Kaufleuten wieder abziehen, aber sie hatten unterdessen die Gemeinde in eine gute Ordnung gebracht, und drei vortreffliche Stellvertreter aufgestellt, die eidlich gelobten, dem Gottesdienst nach der Vorschrift der Missionäre vorzustehen, bis ihre Väter wiederkehren würden.

Schweren Herzens, aber doch nicht ohne Hoffnung, auf dieß reiche Erndtefeld noch einmal kommen zu können, verließen die Letztern die arme Christenheerde, die schon wieder hirtenlos werden sollte, und die deßhalb in einem eigenen rührenden Schreiben den heil. Vater Urban VIII. um Hilfe anflehte. Der heil. Vater sowohl als die Missionäre glühten vor Verlangen, ihren Wunsch zu erfüllen, aber es war dieß nicht so leicht ins Werk zu setzen. Doch endlich wagte man einen Versuch; es wurden drei neue Missionäre, an deren Spitze P. C. de Amaral nach Tongking gesendet, in der Hoffnung, daß sie besser Eingang finden würden, als die schon mehrmals verbannten.

Die Hoffnung täuschte nicht. Denn die neuen Missionäre, welche mit portugiesischen Kaufleuten ankamen, wurden von dem Könige, dem an engeren Handelsverbindungen sehr viel gelegen war, gut aufgenommen, und erhielten die Erlaubniß, ihren Glauben auf's Neue zu verkündigen, eine Erlaubniß, die sie mit um so freudigerem Eifer benützten, als sie die tongkinische Kirche im besten Zustand, durch den Eifer der Christen um mehrere Tausend Neulinge vermehrt gefunden hatten. Zudem war auch das Christenthum durch die neuen Christen schon so zu Ansehen gekommen, und zeigten sich überhaupt die Tongkiner so empfänglich für dasselbe, daß die emsigen Arbeiter schnell eine reiche Erndte gesammelt hatten. Ein wundervoller Segen begleitete ihr Werk, das auch dann nicht gehemmt wurde, als der König die Missionäre wieder vertreiben wollte, und ihnen nur auf vieles Bitten angesehener Unterthanen, zu bleiben, aber nicht zu wirken gestattete. Gleichwie das Feuer nicht eingeschlossen

werden kann, so hier der apostolische Geist nicht, sondern mit Macht ergriff er die Heiden, die in immer größeren Schaaren seinem Zuge folgten. Tausende bekehrten sich jährlich zum wahren Glauben, besonders seit noch mehr Missionäre den Weg ins Land gefunden hatten, und es schien, als sollte das Evangelium im Sturme ganz Tong-king erobern. Schon fanden die Christen, unter denen viele großen Einfluß hatten, Mittel, dem Unmuth des Königs stets Einhalt zu thun. Ruhig verbreitete sich daher der Glaube über Städte und Dörfer, so daß diese Kirche bereits im Jahre 1640 gegen hunderttausend Glieder zählte. Allenthalben erhoben sich Kirchen und Kapellen, und aller Orten prangte das Kreuz. Frauenklöster erstanden in großer Zahl, und überall blühte christliche Sitte und Zucht. Kurz, es winkte schon die Hoffnung, daß in Tong-king zuerst aus allen Ländern des Orients das Kreuz herrschen werde. Diese Hoffnung erhöhte sich noch dadurch, daß der königliche Erbprinz eine ausserordentliche Zuneigung zu den Missionären, und namentlich zu Pater Morelli bewies, den er, was in Tong-king Zeichen höchster Freundschaft ist, feierlich und urkundlich an Sohnesstatt annahm. Dieses Beispiel des Prinzen, der den Christenlehrer trotz der Abneigung seines Vaters also ehrte, machte einen unbeschreiblichen Eindruck auf die Heiden, von denen nun wieder neue Schaaren sich dem Kreuze unterwarfen. Wunderbar schnell mehrte sich das Christenvolk, so daß in den nächsten zwanzig Jahren (bis 1663) zu den früheren hunderttausend Gläubigen fast noch einmal so viel neue gekommen waren. Doch wie die Zahl, so und noch mehr war die Beschaffenheit des Christenvolkes ein Wunder der göttlichen Gnade. Denn in dieser neuen Kirche schien ein wahrer Wettkampf christlicher Tugend zu seyn, indem Einer den Andern in Eifer und Gottesfurcht zu übertreffen suchte. In aller Frühe schon waren die Kirchen von andächtigem Volke umlagert, das vor aller Arbeit erst dem Gottesdienste beiwohnen wollte. Täglich erschallten Häuser und Schiffe von den Lob-

gesängen und Gebeten der Gläubigen. Die Kirchen aber erglänzten von kostbarem Schmuck, und noch schöner von der Andacht und dem Eifer der Christen. Das Leben der letztern war musterhaft, religiöse Uebungen allgemein im Schwunge. Den Seelsorgern bewiesen sie einen solchen unbedingten Gehorsam und solche Liebe, daß der König sie darum beneidete. Unter einander lebten sie in brüderlicher Eintracht, immer bereit zu allen Diensten opferwilliger Liebe. Waren sie ja doch alle Brüder geworden durch das glorreiche Kreuz Jesu Christi, dessen heiliges Zeichen ihr allgemeiner Gruß war.

In der That, diese Kirche war ein Schauspiel für Engel und Menschen, aber eben darum auch ein Dorn in den Augen Satans, der deßhalb Alles aufbot, um ein Ungewitter über sie herauf zu beschwören. Mit Gottes Zulassung ist es dem Feinde des Guten gelungen. Aber er hat dennoch nicht triumphirt, denn die Verfolgung, die jetzt begann, war nicht zur Vernichtung, sondern zur Bewährung. Zunächst nämlich traf dieselbe nur die Priester: sie wurden (allerdings ein harter Schlag) verbannt (1664). Aber bald bot sich ihnen Gelegenheit, in größerer Zahl wiederzukehren, und wenn sie von nun an nur im Verborgenen wirken konnten, so verminderte sich doch die Zahl der Christen nicht, und die Gemeinden hielten sich durch eifrige Katechisten in einem guten Stand. Und als nun später die Verfolgung heftiger wurde, und auch die Neubekehrten traf, so zogen sich dieselben in Wälder und einsame Gegenden zurück, wo sie volkreiche Christengemeinden bildeten. Von Zeit zu Zeit wurden sie dann doch wieder von Missionären besucht, die freilich ein elendes Leben führen mußten, wenn man auf das Leibliche sehen wollte, die aber gleichwohl von himmlischem Troste überschüttet wurden, weil sie bei all ihren Arbeiten, welche sie allerdings nur bei Nacht verrichten konnten, reichliche Früchte erndteten. Begleitet von einem Häuflein der besten Katechisten wanderten sie von Dorf zu Dorf, und stärkten dort die Christen, welche von den Katechisten vollkommen vorbereitet wurden, durch die

heil. Sakramente. Und wenn sie auch bei Tag in finstern Schlupfwinkeln sich verbergen mußten, gleich den Vögeln der Nacht, so leuchtete doch in dunkler Nacht das Feuer ihrer Liebe um so heller, und entzündete ringsum die Herzen des Volkes.

Selbst die neue Verfolgung, die 1696 ausbrach, stiftete nicht so viel Unheil, als man befürchtet hatte. Denn die meisten Statthalter waren Freunde der Christen, und mahnten die Gläubigen blos zu größerer Vorsicht, wenn ein neues Edict gegen die Christen ausgieng. Einer dieser Mandarine hatte es sogar gewagt, dem Könige Vorstellungen darüber zu machen, daß er die Christen verfolge, die seine besten Unterthanen wären, worauf der König ihm deutlich zu verstehen gab, daß er das einmal gegebene Verbot dieser fremden Religion nicht wiederrufen könne, aber keineswegs auf Verfolgung zu dringen gesonnen sey. Wenn daher in dieser oder jener Provinz hie und da eine Verfolgung ausbrach, so war dieß mehr vorübergehend. Im Allgemeinen aber konnten die Missionäre fortan mit solchem Segen wirken, daß jeder Einzelne jährlich 500 — 1000 Taufen hatte. Selbst in dem schlimmsten Jahre 1696 wurde die Kirche vermehrt, und im Jahre 1702 waren die Verhältnisse schon wieder so günstig geworden, daß drei Missionäre in demselben gegen 6000 Neubekehrte taufen konnten. Allerdings waren sie keinen Augenblick sicher, konnten sich aber durch Klugheit, und wenn alles Andere nicht mehr half, durch ein Stück Geld wieder durchhelfen. Sogar zwei Bischöfe konnten in diesem Lande ihr apostolisches Amt verwalten, indem sie den Titel von französischen Handelsagenten annahmen, der sie hinlänglich schützte, obwohl Jedermann wußte, daß sie Vorsteher der Christenheit seyen. Kurz bei der Verfolgung, wie sie bisher sich äußerte, konnte die tongkinische Kirche wohl bestehen, wenn sie auch in höchst drückender Lage sich befand.

Aber leider sollte sich diese Lage bedeutend verschlimmern, seit ein arger Christenfeind Reichsverweser geworden war. Bei

einem solchen Manne mußten natürlich die fortwährenden Klagen gegen die Christen, deren Zahl auf höchst bedenkliche Weise zunehme u. s. w., ganz den Eindruck machen, den die Todfeinde der Christen beabsichtigten; sein Haß wurde aufs Höchste entflammt, so daß er an nichts mehr dachte, als das Christenthum zu vertilgen. An alle Gerichtsbehörden ergieng daher ein Achtbrief, dem alsbald Folge gegeben wurde. Zuerst gieng es an einige größere Christengemeinden, dann wurde die Verfolgung allgemein. Rohe Mißhandlung, Beraubung, Vertreibung der armen Christen war an der Tagesordnung. Vornehmlich aber hatten es die Heiden auf die Missionäre abgesehen, und da sie lange Zeit keinen derselben erhaschen konnten, so steigerte sich ihre Wuth gegen die armen Schäflein, die den Glauben zu verläugnen gezwungen werden sollten. Manche waren schwach, aber viele andre sühnten die Schande der Gefallenen durch hohen Heldenmuth. Endlich gelang es den Heiden, zwei Missionäre, die Jesuiten P. Messari und Bucharelli in ihre Gewalt zu bekommen, welche sammt ihren neun Begleitern, meist Katechisten, auf das Grausamste mißhandelt wurden, so daß sie fast alle ganz von Kräften kamen. Messari erlag wirklich den Kerkerleiden, die andern zehn, an ihrer Spitze der tapfere Bucharelli, sollten mit ihrem Blute die Wuth des Tyrannen gleichsam sühnen. Alle starben als Helden, denn selbst derjenige von ihnen, der aus Angst den Glauben verläugnete, bereute zur Stunde seine Schwachheit und ward ein würdiger Genosse der edlen Streiter Christi.

Ihr Tod stillte wenigstens die Wuth der Verfolger in so weit, daß hinfort kein Blut mehr floß, und wenn auch die Verfolgung noch fortdauerte, so hatte die Starkmüthigkeit der Martyrer eine edle Nacheiferung erregt. So sehr nahm der Eifer der Christen zu, daß viele derselben Leib und Leben zu opfern bereit waren. Auch die Gefallenen richteten sich an dem Beispiele der Helden wieder auf, giengen unverzagt in die Gerichtsstuben, und bekannten freimüthig, daß sie dem Glauben keines-

wegs entsagen, sondern für denselben sterben wollten. Mit Freuden ließen sie sich jetzt in die abscheulichen Kerker einsperren, deren Anblick sie zuvor zum Falle gebracht, und in Kurzem zählte man viele solcher Bekenner, die dem Ungemach des Kerkers erlagen.

Aber auch auf die Heiden hatten die christlichen Blutzeugen solchen Eindruck gemacht, daß viele derselben inständig um die Taufe baten.

Die übrigen Missionäre verschiedener Orden wurden natürlich durch das Beispiel Buccharellis nur noch mehr angefeuert, und obwohl sie von Spähern und Verräthern umringt waren, unterließen sie doch nicht, von einem Flecken zum andern zu ziehen, und so die tongkinische Christenheit nicht nur zu erhalten, sondern auch zu vermehren. Denn auch hier bewährte sich das alte Wort: „Durch Martyrerblut wächst üppiger des Christenthumes Baum.“ Freilich waren der Missionäre viel zu wenige, um alle Früchte einsammeln zu können, die reif zum Schnitte waren, und bei der Wachsamkeit der Mandarine schien es unmöglich, daß neue Glaubensboten ins Land eindringen könnten. Allein von Zeit zu Zeit wagten sich doch wieder Dominicaner und Jesuiten nach Tongking, und wenn auch hie und da, (wie z. B. 1737 vier Jesuiten Alvarez, d'Abreu, d'Acanha und Cratz, ein Deutscher aufeinmal,) Missionäre gemartert wurden, so konnten sie doch nicht ausgerottet werden; sondern mit jedem neuen Martyrer schien die Glaubensverbreitung einen neuen Schwung zu nehmen. So hatten die Jesuiten allein von 1737 bis 1740 eilftausend Heiden getauft, und in ähnlichen Verhältnissen setzte sich ihre Wirksamkeit fort, bis auch hier die nämlichen politischen Verwirrungen eintraten, wie in Cochinchina, mit welchem bekanntlich Tongking durch siegreiche Rebellen vereinigt wurde (1786). Was Cochinchina damals litt, hatte in noch höherem Grade Tongking zu dulden. Doch auch hier half der Herr auf dieselbe Weise wie in jenem Lande durch den hochverdienten Bischof von Adran, der das Herz

des Königs Gia-long gewann, und so für Tongking, das jener mit Cochinchina vereinigte, eine längere Friedenszeit herbeiführte. Eine solche Periode mußte natürlich der Ausbreitung und Befestigung des Christenthumes sehr günstig seyn, wenn nur eine hinlängliche Zahl von Missionären vorhanden gewesen wäre, um die reife Erndte einzusammeln. Allein gerade in dieser Zeit war die Zahl der Glaubensboten sehr klein, und wenn diese gleich von etwa 100 einheimischen Priestern unterstützt wurden, so hatten sie doch mit der Leitung der bereits bekehrten Christen, deren Zahl allmälig bis auf 300,000 gestiegen war, zu thun genug, so daß die Ausbreitung des Glaubens nur in kleineren Verhältnissen fortschreiten konnte. Indeß wurden doch in jedem Jahre über 1000 erwachsene Heiden gewonnen, und Alles berechtigte zu der Hoffnung, daß der Glaube langsam aber sicher triumphiren werde. Da kam die unglückliche Periode des Wütherichs Minh-Menh, und die Aussichten trübten sich mehr und mehr, bis endlich jenes Ungewitter der Verfolgung, das über Cochinchina gekommen war, sich auch über Tongking entlud. Schrecklich hat es gewüthet. Wenn aber die Kirche über die Verwüstung zu klagen hatte, welche dasselbe angerichtet, so konnte sie sich trösten über die herrliche Bewährung, die der Glaube hier gefunden. Unerschütterlich, wie Eichen, standen hohe Christenseelen mitten unter dem Wetter, das ringsum die schwachen Halme niederschlug. Unüberwindlichen Heldenmuthes trotzten Viele schweren Qualen und dem grimmigen Tod. Eher ließen sie sich zerfleischen, als daß sie, wie dieß gefordert wurde, das Kreuz mit Füßen getreten oder auch nur scheinbar den Glauben verläugnet hätten. Wer könnte sie alle nennen die edlen Bekenner, die seit 1826 in Tongking für Christus Leiden aller Art ausgestanden haben? Ist doch schon die Zahl derjenigen groß genug, welche mit ihrem Blute ihren Glauben besiegelt haben. Laien wie Priester wetteiferten darin, die Siegespalme der Martyrer zu erringen, und wenn viele neue Christen durch Schwachheit die tongkinische Kirche

schändeten, so haben glorreiche Helden mit ihrem Herzblut diese Schande abgewaschen und ihre Kirche verherrlicht vor Gott und den Menschen. Gräßlich war bei Manchen der Kampf, aber um so herrlicher ihr Sieg. Oder wann hat wohl ein Martyrer mehr und freudiger gelitten, als der edle französische Priester Johannes Karl Cornay, der noch Briefe voll himmlischer Seelenfreude schrieb, da er durch oft wiederholte Folter und Peitschung fast schon ganz zerfleischt war, und der bis zum Ende durch seine Hochherzigkeit die Bewunderung der heidnischen Mandarine erregte. Wer hat wohl edler gekämpft als der tongkinische Katechist Franz Xaver Kam, als die greisen hochverdienten Bischöfe aus dem Orden des heil. Dominicus, Ignatius Delgado und Dominicus Henares, und deren Ordensgenossen Joseph Fernandez, Vincentius Yen, Petr. Tuan, Dominicus Dieu Hanh, Petrus Tu, Diem und Khoa; wer tapferer als die Priester Dümoulin Borie, Joseph Vien, Bernhard Due, ein 83jähriger Greis, und die Katechisten Franz Chien, Joseph Kanh und Jos. Uyen? Alle diese, und mit ihnen noch manche andre, deren Namen in dem Buch des Lebens strahlen, haben den schönen Kampf bis ans Ende gekämpft und die herrliche Palme errungen.

Wir könnten von jedem derselben viel Rührendes berichten, beschränken uns aber darauf, von einem ihrer ruhmwürdigen Nachfolger einige Züge anzuführen, weil an seinem Beispiele das Benehmen der übrigen Martyrer bemessen werden mag. Wir meinen hier den edlen Christen Michael Mi, den Vorsteher einer Gemeinde, der mit seinem alten Schwiegervater und einem eingebornen Priester vor Gericht geschleppt wurde. Dieser junge Mann verließ in edler Fassung sein junges Weib und seine vier unmündigen Kindlein, um den Herrn vor den Heiden zu verherrlichen. Nicht nur selber blieb er nnerschüttert bei allen Drohungen und Peinen, sondern entflammte durch sein hochherziges Beispiel auch den Muth seines altersschwachen Schwiegervaters, nud nahm so-

gar die Streiche, die für diesen bestimmt waren, mit Freuden auf sich, obwohl er schon so zerschlagen war, daß sein ganzer Leib wie abgeschunden erschien. Mit jedem Ruthenstreiche, deren er im Ganzeu über 500 in dem Zeitraum von 40 Tagen erhielt, erhöhte sich nur die Schwunghaftigkeit seiner Heldenseele, und bewundert, selbst von den Heiden, starb er wie ein Sieger mit seinen beiden Gefährten.

Während so die Männer als christliche Helden sich bewährten, erwarben sich noch größere Bewunderung Frauen und Kinder, so daß die Zeiten der ersten Christenheit wieder gekommen zu seyn schienen, wo die Frauen ihre Männer, Kinder ihre Väter zur Standhaftigkeit ermahnten. Wahrlich es war ein schöner Triumph des katholischen Glaubens, als die Gattin unsers Michael Mi, ihren Säugling auf dem Arme, in das Gefängniß ihres Mannes kam, und mit begeisterten Worten ihn aufforderte, nicht ihrer und der Kindlein, sondern nur des Heilandes zu gedenken; und noch erhebender war es, als sein Töchterlein zu ihm eilte, und ihn bat, doch ja nicht um ihretwillen den Glauben zu verlassen. Sein neunjähriges Söhnlein konnte nicht zu seinem Vater gelangen, ließ ihm aber durch mehrere Christen dasselbe sagen, was sein Schwesterlein gesagt. Solchen Weibes Gatte, solcher Kinder Vater, konnte der Martyrer frohlockend sterben, und die Christen alle mußten den Herrn laut preisen, daß er so große Dinge an den Schwachen gethan. Waren dieß doch nicht die einzigen Beispiele solcher Art, sondern aller Orten zeigten sich ähnliche.

Es konnten daher die Christen wohl Freudenfeste feiern bei dem Tode ihrer Martyrer, wie dieß bei dem Tode des letztgenannten Blutzeugen und seiner Siegesgenossen geschah. Denn wahrlich jeder solche Tod war ein neuer Triumph der tongkinischen Kirche, die Gott so wunderbar verherrlichen wollte. Aber ach, bei diesem Triumphe hören wir zugleich erschütternde Trauergesänge, Todtenlieder und Gestöhne wie von Sterbenden. Denn das Ungeheuer, mit welchem diese arme Kirche zu ringen hat, streckt immer wüthender seine Krallen aus, um sein Opfer zu erwürgen, und ob dieses auch hel-

denmäßig ringt, es scheint verloren, wenn nicht eine höhere Macht dazwischen kommt. Immer heftiger werden die Verfolgungsdecrete, immer listiger und spüreifriger die selbst gedrängten Verfolger. Die gescheuchten Priester, die ohne Rast und Ruhe über Berg und Thal flüchten müssen und nicht haben, wo sie ihr Haupt hinlegen sollen, sterben in der Blüthe ihrer Jahre dahin. Die, welche ergriffen werden, vermehren die Zahl der Martyrer, wie im Jahre 1839 die Väter Thomas Du, Dom. Xuyen, Peter Thi und Andreas Lung, denen sich fünf andere Martyrer anreihten: Franz Mau, Dom. Uy, Thomas Dé, Stephan Vinh und Augustin Moi. Jeden Tag neue Verfolgung und Einkerkerung von Priestern, Katechisten und solchen, die jenen Aufenthalt geben; Verwirrung, Schrecken allenthalben und keine Hoffnung, wenn Gott nicht hilft, der den wüthenden verhaßten Tyrannen stürzen kann, sobald es ihm gefällt;[1]) kurz diese ganze Kirche, die einst so schön geblüht, welche so viele Klöster und Gotteshäuser gezählt hatte, verwüstet wie von wildstürmender Fluth, und in Gefahr ganz verschlungen zu werden: — das ist der Anblick der tongkinischen Kirche heut zu Tage, welche sich trotz allem Muth der französischen Missionäre und der Väter Dominicaner ohne eine besondere Gnade Gottes nicht erhalten kann. Wenn sie aber auch untergienge, was Gott verhüten möge, so würde sie doch, gleich der japanischen, ein glorreiches Denkmal katholischer Missionsthätigkeit bleiben. Indeß hoffen wir zu Gott, daß er diese purpurgeschmückte, heldenmüthige Kirche durch diesen schwersten aller Stürme zum entscheidenden Siege und zum dauernden Triumphe führ enwerde. O, wir dürfen hoffen, daß im annamitischen Reiche, wo unter Stürmen aller Art die Kirche bisher erhalten worden ist, und wo sie bereits gegen 500,000 Glieder zählt, ihre siegreiche Fahne dereinst herrschen werde, denn Gott ist mit ihr, also ihr Sieg gewiß. —

---

1) Nach den neuesten Berichten soll Gott dem Leben des Tyrannen bereits ein Ende gemacht haben.

Anhang.

Missionen in Hinterindien, in Ava und Pegu, und in Siam.

Ueber diese Missionen, die nie eine sehr große Bedeutung gewonnen haben, läßt sich nur wenig berichten. Am meisten Interesse gewähren noch die Missionen in Ava und Pegu.

Dieselben datiren sich, nach den Forschungen des Pater Abbona (aus der Congregation der Oblaten Mariens), derzeit Missionärs in diesem Lande, von dem Jahre 1722. Denn, sagt er, die „genauesten Forschungen hätten ihn nicht überzeugen können, daß dieselbe früher begründet worden. Wohl habe schon der heil. Xavier und nach ihm einige Kapuciner den Plan gehabt, Missionsversuche in Pegu zu machen. Allein es sey dieser nicht zur Ausführung gekommen. Was aber die portugiesischen Priester betreffe, die sich bereits im siebzehnten Jahrhundert in diesen Gegenden aufgehalten hätten, so seyen dieß bloße Seelsorger für ihre Landsleute, nicht aber Heidenmissionäre gewesen.“

Es begann sonach die peguanische Mission erst dazumal, als der Cardinal Mezzabarba, von China zurückkehrend, wo seine diplomatische Mission mißlungen war, zwei von seinen Begleitern nach Pegu schickte (1721—1722). Es waren dieß der Barnabit P. Sigismund Calchi, als apostolischer Vicar, und der Abbé Joseph Vittoni. Diese beiden vortrefflichen Männer eröffneten ihre neue Mission mit großem Eifer zunächst in der Hafenstadt Siriam, erfuhren aber bald die heftigsten Widersprüche, indem sie mit Verläumdungen gleichsam überschüttet wurden. Indessen gerade das Uebermaaß von Anklagen und Verunglimpfungen wandte Gott zum Besten der Mission. Denn der König wurde dadurch veranlaßt, ihre Sache näher zu untersuchen, und da es sich hiebei herausstellte, daß die Missionäre ganz unschuldig seyen, so

wurden sie feierlich gerechtfertigt und in den königlichen Palast zu Ava selber eingeladen. Hier durften sie sogar mit größter Freimüthigkeit von dem katholischen Glauben sprechen, von welchem übrigens dem Könige nicht viel einleuchten wollte. Nur bekam er einen außerordentlichen Respect vor dem Oberhaupte der katholischen Kirche, an welches er ohne Säumen den Abbé Vittoni mit prächtigen Geschenken abzusenden, und so seine Ehrfurcht auszudrücken beschloß. Wichtiger als dieß war ein anderer Beschluß, wornach P. Calchi ungestört den Glauben verkündigen und die Peguaner denselben annehmen durften.

Mit größtem Eifer benützte P. Calchi diese günstigen Umstände, und konnte so in Kurzem eine ansehnliche Gemeinde begründen und eine Kirche für sie erbauen. Um größere Fortschritte zu machen, mußte er nothwendig Gehülfen haben, denn ein einziger Arbeiter konnte hier unmöglich genügen. Dringend bat er daher seine Obern um solche, erlebte aber nicht mehr die Freude ihrer Ankunft, obwohl schon im Jahre 1727 drei Mitarbeiter, der vorgenannte Vittoni nebst einem andern Abbé, Rosetti, und einen Barnabiten P. Gallizia auf dem Wege nach Pegu waren; denn er starb drei Monate vor ihrer Ankunft.

Ueber seine Gemeinde zu Ava wurden nun die zwei Abbés gesetzt, von denen man aber nachmals nichts mehr erfahren hat. P. Gallizia dagegen setzte sich zu Siriam fest, wo er durch seine bewundernswürdige Thätigkeit eine ungemein große Zahl von Heiden bekehrte. Je größer aber seine Erfolge waren, desto mehr quälte ihn der Gedanke, daß so viele reife Früchte aus Mangel an Schnittern zu Grunde gehen sollten, und er beschloß daher, da alle seine Schreiben nichts fruchteten, nach zehnjähriger, reichgesegneter Wirksamkeit nach Europa zurückzukehren, um Verstärkung zu holen. Zu Rom wurde der verdiente Missionär auf das Beßte aufgenommen, und Benedict XIV. war sehr geneigt, diese Missionen ausschließlich den Barnabiten anzuvertrauen, denen dieselben ihre

Entstehung verdankten. So giengen im Jahre 1741 mit Pater Gallizia drei andere Missionäre seiner Congregation, Pater Nerini, A. Mondelli und del Corde nebst einem Laienbruder A. Capello, der ein sehr geschickter Arzt war, nach Pegu ab, wo sie im Jahre 1743 ankamen.

P. Nerini blieb in Siriam, die Uebrigen zogen geradezu in die Hauptstadt und fanden bei dem Könige die freundlichste Aufnahme. Ohne Schwierigkeit erhielten auch sie Freiheit der Glaubensverkündigung, und so konnte sich ihr apostolischer Eifer ganz frei und ungestört entfalten zum großen Gedeihen des christlichen Wesens in Pegu. Schon winkte die reichste Erndte, da kam ein Ungewitter, und sie war vernichtet.

Für's Erste nämlich brach ein heftiger Krieg zwischen den Birmanen und Peguanern aus, bei welchem die Mission von Siriam zu Grunde gieng. Gleich darauf aber kam noch ein größeres Unglück. Ein deutscher Ritter nämlich, der in Siriam eine Colonie zu gründen gedachte, erhielt die Erlaubniß hiezu durch Vermittelung des P. Nerini. Da er nun aber seine Aufwartung bei Hofe machte, so trat er dabei mit solchem Pomp auf, daß sich der König dadurch verdunkelt glaubte, und die hochmüthigen Fremdlinge zu vernichten trachtete. Schnell merkten diese, worauf es abgesehen sey, und suchten daher aus dem Lande zu entfliehen in Begleitung der am Hofe befindlichen Missionäre, welche sich auch zur Flucht genöthigt gesehen hatten. Glücklich erreichten sie ihre Schiffe. Aber die Peguaner setzten ihnen nach, und es kam zu schrecklichem Kampf, in welchem, mit Ausnahme von wenigen, alle auf den Schiffen befindlichen Europäer und mit ihnen leider auch die drei Missionäre umkamen (1745).

So blieb nur noch P. Nerini und der Bruder Angelus Capello in Pegu, und auch ihnen blieb keine andere Wahl als die Flucht. Glücklicher als ihre Genossen entkamen sie den Verfolgern, konnten aber nicht ruhen, bis sie wieder nach Pegu zurückgekehrt waren (1749). Man denke sich den Jubel der verlassenen Christen bei der Ankunft ihrer

Hirten, welche zudem nicht einmal von dem Könige beunruhigt wurden, weil dessen Zorn schnell verraucht war.

Gleich als ob das Unglück, das die Mission vier Jahre vorher betroffen, nur Same des Glückes gewesen, schienen von nun an die Arbeiten P. Nerini's mit Segen überschüttet zu werden. Unsägliche Freude erfüllte daher sein Herz über das rasche Wiederaufblühen der peguanischen Kirche, wie dieß aus mehreren seiner Briefe erhellt. So z. B. aus einem, an einen Freund geschriebenen, worin es heißt: „O, mein theurer Bruder in Jesus Christus, wenn du wüßtest, wie süß es ist, Seelen zu bekehren, so würdest du auf den Flügeln des Windes hieher eilen," und aus einem andern an seinen Ordensgeneral übersendeten, in welchem er ausruft: „Gott sey gelobt, die katholische Kirche, diese unsterbliche Braut Jesu Christi, vermehrt hier jeden Tag ihre Kinder: man drängt sich um die Taufe in einer Weise, daß meine Kräfte nicht genügen, wenn ich auch Tag und Nacht arbeite."

Solche Anstrengungen, deren Früchte außer den Heidenbekehrungen auch in der Wiedergewinnung einer großen Anzahl von armenischen [1]) Schismatikern bestanden, überstiegen am Ende die Kräfte des Seeleneiferers. Deßhalb schrieb er 1751 nach Europa: „Schickt mir Leute, denn Wunder wirken kann ich nicht." Seine Bitten wurden erhört, und so gieng eine neue kleine Schaar seiner Ordensbrüder nach Pegu ab (1754), welche ihrem würdigen Vorkämpfer die Bullen seiner Ernennung zum Bischof überbringen sollten. Allein es war den neuen Missionären nicht vergönnt, an den Ort ihrer Bestimmung zu gelangen, indem sie unterwegs umkamen. Und als ob nun wieder Schlag auf Schlag diese Mission treffen sollte, es starben auch bald der hochverdiente P. Nerini und der Laienbruder Angelus, — als Opfer der Liebe.

---

1) Armenier sind des Handels wegen fast an allen bedeutenden Plätzen des Orients zu treffen.

Die Birmanen unternahmen nämlich um diese Zeit einen neuen Kriegszug gegen Pegu und erstürmten Siriam, wo sich die beiden Missionäre gerade dazumal aufhielten. Beide übten bei dieser Gelegenheit getreulich ihr Amt, der Eine als Arzt bei den Verwundeten, der Andere als Bischof bei der Gemeinde der Gläubigen, als Tröster und Ermuthiger. Jenen traf eine Kugel, da er eben die Verwundeten verpflegte, und diesen die Lanze birmanischer Soldaten, da er an der Pforte eines Frauenklosters die Wölfe von den Schäflein abzuhalten suchte. Glorreich war dieß Ende, aber verderblich für die Mission. Doch schickte Gott schon 1760 zwei neue Arbeiter, P. Gallizia, einen Neffen des obengenannten, und Pater Donati, von denen freilich der letztere sogleich starb. Dagegen wirkte der jüngere Gallizia mit einem noch größeren Eifer und Segen, als einst sein Oheim, so daß noch heutzutage sein Andenken bei den katholischen Peguanern in hohen Ehren ist. Da er zudem bald zwei treffliche Genossen M. Percoto und Averati erhielt, so nahm die Mission einen immer schönern Aufschwung, viele hundert Heiden bekehrten sich, es erhoben sich an verschiedenen Orten zehen Tempel des wahren Gottes, und eine Schule entstand, in welcher fünfzig Knaben sorgfältig unterrichtet wurden. Selbst nach dem allzufrühen Tod der Väter Gallizia und Averati blühte die Mission fortwährend unter eifrigen apostolischen Vicaren bis zu dem unheilvollen Jahre der französischen Revolution. Zum Glücke befanden sich bei ihrem Beginne gerade mehrere ausgezeichnete Missionäre, der Bischof Montegazza, und die beiden Väter Cortenovi, so wie die gelehrten PP. Sangermano und Amato in Pegu. Aber schnell starben die drei ersten dahin, und es blieben nur noch die letztgenannten. Auch von diesen verließ Sangermano 1808 das Land, um Hilfe in Europa zu holen. Allein Europa lag in kirchlicher Hinsicht selbst in Todesnöthen, und so lag die ganze Last der Mission bis zum Jahre 1830 auf den Schultern des einzigen, allerdings unermüdlichen Amato,

der eben noch die Freude hatte, mit sterbenden Augen seine Nachfolger zu schauen. Die wiedererstandene Kirche hat auch Pegu's sich wieder erbarmt, und so wirken jetzt daselbst ein Benedictiner P. Stork und mehrere Mitglieder von der Congregation der Oblaten Mariens, P. Polignano, Vinc. Bruno, Abbona, Henricus und ein andrer Priester Dom. Tarolli, welche gegen viertausend Peguaner versorgen, und zu schönen Hoffnungen für die Zukunft sich berechtigt glauben.

Die Missionen in Siam dagegen bieten fast gar nichts dar, was besonders hervorzuheben wäre. Zwar haben fast gleichzeitig mit andern asiatischen Missionsversuchen auch die von Siam begonnen, und hauptsächlich die Jesuiten haben auch in diesem Reiche alles aufgeboten, um dem Herrn dieß Land zu erobern. Die talentvollsten und opferwilligsten Männer wurden auf diesen Posten gesendet, und mit ebenso viel Muth als Klugheit suchten sie ihre schwere Aufgabe zu lösen. Die Hauptstadt selbst, damals Yuthia, war gleich Anfangs der Schauplatz ihrer Thätigkeit, und die Bekehrung des Königs ihr nächstes Ziel.

Allein wenn sie sich gleich viel Ansehen zu verschaffen wußten, und auch meistentheils von schweren Anfeindungen verschont blieben, so waren doch ihre Bemühungen am Hofe durchaus vergeblich, und bei der außerordentlichen geistigen Trägheit der Siamesen konnten sie selbst unter dem Volke nur wenige Früchte ihrer apostolischen Arbeiten einärndten. Auch ihre Nachfolger auf diesem Posten, der von den Jesuiten bald fast ganz verlassen wurde, Missionäre aus dem Seminar der auswärtigen Missionen, welche unter eigenen apostolischen Vicaren wirkten, machten nur langsame Fortschritte, woran zum Theil auch die fortwährende Verwirrung Schuld war, welche durch unablässige Kriege über das siamesische Reich gebracht wurde. Indeß sammelte sich doch allmälig eine ansehnliche Christengemeinde in Yuthia, wo sich auch nach und nach vier Kirchen erhoben. Längere Zeit blühte diese Gemeinde unter

der sorgfältigen Pflege eifriger zum Theil eingeborner Priester, bis Yuthia durch die Birmanen zerstört wurde. Doch mit der Hauptstadt gieng nicht auch das Christenthum unter, sondern, wie sich nicht weit von der alten bald eine neue Hauptstadt, Bankok, erhob: so sammelte sich in derselben auch das Christenhäuflein wieder, und bis auf den heutigen Tag besteht das apostolische Vicariat von Siam mit einer Christenheerde von mehreren Tausend Seelen. Diese kleine Zahl von Bekehrten ist freilich noch immer nur ein Anfang, beweist aber gleichwohl, daß auch die Siamesen für das Reich Gottes nicht unfähig sind.

Wie im eigentlichen Siam, so sind auf der südwärts von Siam sich erstreckenden Halbinsel Malacca schon seit des heiligen Xaverius Zeiten Bekehrungsversuche gemacht, und ist sogar in der Stadt Malacca ein Bisthum gegründet worden. Aber man kann nicht sagen, daß der Glaube hier irgend einmal geblüht habe. Malacca, Syncapur und die nicht weit von Malacca gelegene Insel Pulo Pinang sind bis jetzt vielmehr eher als Zufluchtsplätze für die verfolgten Missionäre in Ostasien überhaupt, denn als Missionsstationen wichtig. Namentlich hat Pulo Pinang deßwegen große Bedeutung, weil sich auf dieser Insel seit 1805 ein Seminarium für sämmtliche asiatische Missionen befindet, in welchem viele Missionäre für die Heidenvölker aus ihren eigenen Kindern gebildet werden.

Uebrigens wird auch in allen diesen Gegenden, wo jetzt schon die Fahne des Kreuzes weht, dieselbe dereinst siegen.

Immer besser werden die Wege in alle Länder Asiens gebahnt, immer mehr wird der hohle Hochmuth dieser überlebten Völter gebrochen, auch ihre Vorurtheile müssen jetzt schneller und schneller schwinden, die ungeheuern Steine, welche dem Evangelium hier im Weg gelegen, werden mehr und mehr hinweggehoben, die Streitkräfte Christi mehren

sich von Tag zu Tag, die Posten, welche die Kirche in all diesen Ländern bereits eingenommen und unerschütterlich behauptet hat, werden fortan verstärkt, und es winkt somit die schöne Hoffnung, daß die Eroberungen der Streiter Jesu Christi auf diesen Feldern immer weiter sich ausdehnen und vielleicht in nicht allzu langer Zeit den besten Theil von Asien einnehmen werden. — Ja mit Gottes Gnade muß sich's erfüllen: „Auch Asien wird anbeten vor dem Herrn, dem wahren Gott! Amen.“

Der neuern Missionsgeschichte

III. Theil.

Tag von Tag zu Tag, die Pforten, welche die Kirche in
auf diesen Plätzen bereits eingenommen und unerschütter-
lich behauptet hat, werden fortan verschlossen, und es wird
somit die schöne Hoffnung, daß die Eroberungen der Stadt
des Lichts Christi auf diesen Feldern immer weiter sich aus-
breiten und dieselben in nicht allzu langer Zeit den ganzen
Erdball umfassen werden. — Ja, mit Recht
Christus auch jetzt ausrufen: „Und Asien wird anbeten
vor dem Herrn, dem wahren Gott!“ Amen.

III. Italien.

Der neueren Missionsgeschichte

III. Theil.

Die Missionen unter den Häretikern und Schismatikern, (zum Theile auch den Mohammedanern) im Orient.[1])

Einleitung.

Es ist der katholischen Kirche eigenthümlich, nicht nur denen, welche noch in den Finsternissen des Unglaubens sitzen, das Licht des Evangeliums zu bringen, sondern mit gleichem

1) Es sollte eigentlich im dritten Theile die Geschichte der neueren katholischen Missionen unter sämmtlichen Ketzern und Abtrünnigen, wie des Orients, so auch des Occidents gegeben werden. Denn auch unter den letztern hat es Missionen gegeben, und mußte es solche geben, wie unter den erstern. Ist ja doch der Jesuitenorden von der Kirche hauptsächlich dazu hervorgebracht worden, die große Mission gegen den Protestantismus zu übernehmen, die durch die unselige Glaubensspaltung von der Kirche Losgerissenen wieder mit derselben zu vereinigen, und sie so vom Fluche des Abfalls zu befreien. Und in der That hat die Kirche seit der Spaltung bis auf den heutigen Tag unter den Häretikern des Abendlandes fortwährende, bald kleinere, bald größere Bekehrungsversuche, bald mit wenig bald mit viel Erfolg, stets mit Eifer und Liebe, oftmals mit großen Opfern gemacht, und es ließe sich eine nicht uninteressante Geschichte dieser Missionen schreiben. Allein noch ist die Zeit dazu nicht gekommen, vielmehr würde es von den Protestanten als höchste Beleidigung aufgenommen werden, wenn man von „Missionen" unter ihnen reden wollte. Ja es würde selbst manchen von Duldung überströmenden Katholiken die Geschichte solcher Missionen als gehässig erscheinen, wiewohl die Protestanten nach dem von der Kirche von Anfang an festgehaltenen Grundsatz: außer der

Eifer dort die Schatten zu entfernen, wo sie durch Abtrünnigkeit und Ketzerei sich um das reine Licht gelagert haben. Die Kirche will nicht nur Heiden, sie will auch die von ihr Abgeirrten bekehren.

Eine solche Aufgabe kann sich nur die Kirche setzen, die in sich selber das Zeugniß hat, daß sie die immer gleiche, unwandelbare, einzig wahre sey, — und die sich deßhalb auch bewußt ist, der einzige sichere und unfehlbare Weg zum Heil zu seyn. Jeder andern Gemeinschaft aber, die selber nur aus dem Abfall stammt, mangelt das Recht, andere Abgefallene zu sich zu ziehen, weil sie selber nichts in sich hat, wodurch sie über andre Abgefallene gestellt wäre, oder sich denselben als Autorität geltend machen könnte.

Kirche kein Heil," ebensosehr der Missionen höchst bedürftig sind, wie irgend welche häretische Secte in der Welt. Zudem aber wird der Protestantismus von der Kirche mehr seinem eigenen geschichtlichen Verlauf, dem ihm eigenthümlichen Selbstauflösungsprocesse überlassen, als daß noch Bekehrungsversuche in der eigentlichen Form von Missionen bei demselben angestellt würden. Auch haben wegen des eigenthümlichen Characters des Protestantismus, vermöge dessen er die letzte und vollendetste (absolute) Ketzerei, die Ketzerei der Ketzereien ist, und ebenso wegen der politischen Consolidirung (Festsetzung) des Protestantismus neben der katholischen Kirche, und in und neben katholischen Staaten und Stämmen, die Missionen unter den Protestanten einen solchen Character annehmen gemußt, daß ihre Geschichte als mit der eigentlichen Kirchengeschichte innigst verflochten, über das Gebiet hinausfällt, welches wir hier zu bearbeiten versucht haben. — Mit dem Protestantismus nämlich hatte die Kirche in dem größten Theil der Zeit, die unsere Missionsgeschichte umfaßt, einen schweren Kampf zu bestehen, so daß ihre Hauptthätigkeit demselben gegenüber zunächst Abwehr seyn mußte, während sie dagegen in allen Häretikern des Orients nicht eigentliche Gegner, nicht angreifende Feinde, sondern geschichtlich schon überwundene, nur mehr zu gewinnende Widersacher hatte. Aber erst dann können Missionen im gewöhnlichen Sinne unter den Häretikern bestehen, wenn der böse Geist ihrer Ketzerei, dem eine Zeit lang Macht und Gewalt verliehen ist, gebrochen und seine Zeit um ist. Aus diesen und ähnlichen Gründen beschränkt sich also der dritte Theil der Missionsgeschichte auf die Häretiker und Schismatiker des Orients, ohne sich auf die Missionsversuche unter den Abgefallenen des Occidents näher einzulassen. —

Deßhalb sind Missionen unter Abtrünngen nur auf Seiten der katholischen Kirche wahrhaft möglich, wie sie sich denn auch hierin als die einzig wahre Mutter erwiesen hat, daß sie den verirrten Kindern mit aufopfernder Liebe nachgegangen ist bis auf den heutigen Tag.

Sie kann aber auch gar nicht anders gedacht werden, als mit dieser suchenden Liebe für die, durch den Abfall von ihr, oft recht weit vom Heile Abgeirrten. Im Gegentheil muß sie, wenn nicht noch mehr, so doch wenigstens gleich bekümmert seyn für das Heil derer, die unendlich elender werden können, als die, so es nie gekannt, wie für das Heil jener, die noch durch keine Bande ihr an's Herz geschlossen sind — der Heiden.

Man erwäge nur, welcher Art der Stand der Ungnade ist, in welchem sich die befinden, so Christum, nachdem er sich ihnen liebevoll mitgetheilt, wieder aus eigener Schuld verlieren; und man wird begreifen, warum die katholische Kirche so sehr bemüht ist, sie Christo wiederzugewinnen. Daß aber viele Abgefallene Christum ganz verloren, oder doch nicht vollen Theil mehr an ihm haben, und Gefahr laufen, ihn mehr und mehr zu verlieren, weil sie den Fels der Kirche verlassen haben: das wird uns die Geschichte dieser Missionen zeigen, wie es überhaupt eine allezeit bewährte, traurige Erfahrung ist, daß aller Abfall von der Kirche zum Abfall von Christus führen muß.

Allein gesetzt auch, es wären diese Abtrünnigen im Besitze der Wahrheit geblieben, die sie in der Kirche gehabt, so mußte ihnen doch mit dem in der Kirche waltenden heiligen Geiste, der allein lebendig macht, auch das Leben und der Gehalt der Wahrheit verloren gehen, und nur noch todte Formen konnten bleiben, die mehr und mehr zerfallen. Hat sich das nicht in dem abtrünnigen Orient deutlich gezeigt, hat es nicht der Sieg, den der Halbmond dort errungen, klar bewiesen?

Und ist nicht auch die heutige Erstorbenheit, die geistige und religiöse Stumpfheit desselben immer noch ein Zeichen des Abfalls vom lebendigen Geiste der Kirche?

Man nehme hinzu, wie das unterdrückte und von seinen Priestern vernachlässigte Volk in großer Gefahr gänzlichen Abfalls vom Glauben schwebt, und wie es dennoch, was die Missionen beweisen, hungert nach gesunder Lehre; ebenso erwäge man, von wie ungeheurem Einflusse ein blühendes Christenthum in diesen Ländern auf die so verächtlich aufs Christenthum herabsehenden Mohammedaner seyn müßte: — und man wird vollkommen einsehen, wie die Kirche auch diesen Missionen eine große Bedeutung geben mußte, und noch gibt.

Freilich liefern diese Missionen keine so großartigen Resultate, wie die unter den Heidenvölkern Asiens und Amerikas. Denn „es ist leichter tausend Heiden, als Einen Ketzer zu bekehren," wie ein einfältiges Kind leichter zur Wahrheit zu führen ist, als ein selbstgefälliger und selbstgenügsamer, altkluger Mann, der in seine Vorurtheile sich gleichsam eingesponnen hat.

Zugleich ist gewiß, daß derjenige, welcher die Kraft der besten Heilmittel in sich unwirksam gemacht hat, viel schwerer ganz geheilt wird, als die einfache Natur, auf welche am leichtesten einzuwirken ist. Gerade so bei den Häretikern. Die Kraft des Christenthums selber haben sie in sich geschwächt: womit soll man ihnen nunmehr helfen, die dazu noch wähnen, gesund zu seyn, gleich jenen, die an Schwindsucht leiden.

Ja die Häretiker glauben sogar, die allein Gesunden zu seyn, verschließen sich daher gegen die, so ihnen helfen wollen, als wären diese die Kranken, so gut sie können. Mit einem Worte, sie haben das Gesunde, die Wahrheit, die sie bereits gehabt, von sich gestoßen, und haben nur in dieser feindseligen Stellung ihren Bestand. Wie ist also denkbar, daß sie das Verworfene so leicht wieder wählen sollen, welches für sie um so weniger Giltigkeit haben kann, je

stolzer sie darauf sind, etwas Anderes für das allein Giltige erklärt zu haben?

Auch darf man nicht verkennen, daß einem Häretiker gegenüber das wahre Christenthum nicht mit der Macht des vollen Gegensatzes steht, wie vor dem in Finsterniß begrabenen Heiden, dem das ganze volle Licht noch fehlt, den es also auch unwiderstehlicher anzieht, als das wahre Christenthum den gewinnt, der in einem Theile desselben schon volle Befriedigung findet. Um so weniger wird es Eindruck machen, als der Unterschied ein nicht vor den Augen liegender ist, so wichtig und folgenreich er auch sonst seyn mag. Am allerschwersten aber ist der Abtrünnige zur Erkenntniß zu bringen, daß die Abtrünnigkeit selbst das größte Uebel und aller andern Quelle sey. Er müßte ja vorher aufhören zu seyn, was er ist, müßte von seinem Eigendünkel abstehen, bevor er gewonnen werden könnte, demüthig auf die Wahrheit zu hören.

Und nun noch die von den Altvätern ererbte, immer fortgepflanzte und fortwährende Feindseligkeit, die von dünkelvollen Priestern in einem verblendeten Volke immer auf's Neue entflammt wird gegen die volle, alte, von ihnen aber verworfene Wahrheit! Wahrlich, wenn auch das Herz dessen, der von der Kirche aus eigener Schuld abgefallen, für die Gnade des heiligen Geistes ebenso empfänglich wäre, als das des blos in Finsterniß Schmachtenden, es wäre doch leicht begreiflich, warum die Kirche reichere Früchte ärntet bei den Heiden, als bei den Abtrünnigen.

Jedoch auch unter diesen erringt sie mit Gottes Gnade und durch unermüdete, nie verdrossene Arbeiter, die immer wieder ihr Netz auswerfen, so oft sie es auch leer gefunden, wenn gleich nicht so glorreiche, doch immer unermeßlich werthvolle Erfolge.

Und wenn auch alle ihre Bemühungen in dieser Beziehung fast gar keinen sichtbaren Erfolg gehabt hätten, wer wollte ermessen den Segen, den sie im Stillen gewirkt haben,

durch Belehrung der Kleinen, durch Bekehrung der Sünder, durch Weckung des Bußsinns, durch Tröstung der Kranken, durch Spendung der Sacramente, durch Erbauung und Kräftigung Aller.

Ja, er hat sich reichlicher ergossen, dieser Segen, wie in die Herzen der Missionäre, so auch in ihre Worte, die sie mit herrlichem Beispiel befruchteten. Viele Seelen sind der Kirche, viele dem Himmel gewonnen worden, aber auch viele Missionäre haben sich die Palme redlicher Kämpfer verdient, viele haben sich dem Herrn geopfert, sey es in den Anstrengungen im geistlichen Wirken, sey es am Todesbette der Pestkranken, sey es in den Verfolgungen, die über sie hereinbrachen. Und nicht nur sie, auch mancher Bekehrte war, der für den Glauben Alles, selbst das Leben hingeopfert hat, oder zum Opfer bereit gewesen.

Wenn übrigens diese Missionen an Großartigem und Staunenswerthem den Heidenmissionen noch so weit nachstünden, so müßten sie jedenfalls für uns, die wir die gereiften Früchte derselben sehen können, selbst in den kleinsten Anfängen von Interesse seyn. Wäre ja schon das etwas unserer Theilnahme durchaus Würdiges, wenn nur die kleinen Häuflein von unsern katholischen Brüdern im Orient, welche die Missionäre allenthalben bereits vorgefunden haben, erhalten und bestärkt worden wären in der Einheit mit der Kirche. Indeß, der Herr hat sie vielfach vermehrt, selbst aus den Ungläubigen (Mohammedanern) sind einige dazu gekommen.

Warum so wenige? Das ist eine Frage, die wir uns hier noch beantworten müssen. Zunächst, warum haben es die Missionäre kaum versucht, Ungläubige zu bekehren? Offenbar deßwegen, weil eine lange traurige Erfahrung bestätigt hatte, daß die Herzen der Ungläubigen gänzlich verstockt seyen, ja, daß selbst der leiseste Verdacht, als sey es auf ihre Bekehrung abgesehen, allen Resten des Christenthums Verfolgung, ja Vernichtung bringen müsse.

Und wie hätten die Mohammedaner von den Christen sich bekehren lassen sollen, die sie so sehr verachteten, und so grimmig haßten, und mit denen sie gerade damals in heißem Kampfe lagen? Wo hätte sich denn diesem siegesstolzen Volke das Christenthum so imposant gezeigt, daß sie es hätten achten lernen? Gewiß doch nicht in der durch Ketzerei innerlich ausgehöhlten und entkräfteten Gestalt, in der es in Asien und Afrika ihnen unterlegen war.

Sie betrachteten, wie jetzt noch, die Christen vorzugsweise als ein ihnen fremdes, feindseliges Volk, „als Franken," die sie abzuwehren suchten, so gut sie konnten. Und gegen diese Franken hatten sie noch das alte stolze Bewußtseyn, sie aus dem heiligen Lande verjagt und allenthalben schwer bedrängt zu haben.

Zugleich glaubten sie, daß, was die Christen hätten, nur ein Theil von dem sey, was Mohammed ihnen gegeben. Darin fanden sie sich auch vollkommen befriedigt, weil ebendadurch nicht nur ihrer Fleischlichkeit, sondern auch ihrer glühenden Leidenschaft so sehr geschmeichelt wurde, während das Christenthum ihnen hierin geradezu entgegen wäre. Hiezu kommt noch, und darf keineswegs übersehen werden, daß sie in der Einheit ihres Allah, die sie mit voller Strenge festhielten, eine geistige Befriedigung zu haben glaubten, welche sie ganz gleichgiltig machte gegen jede Vervollkommung ihrer Religion, die sie vielmehr für die einzig wahre hielten, während ihnen die Dreieinigkeit der Christen als verwerfliche Dreigötterei erschien, und die Christen ihnen darum als Ungläubige galten. Wie sollten sie von „Ungläubigen" den Glauben annehmen wollen? Sprechen die Christen von Offenbarung, — die höchste Offenbarung ist in Mohammed. Sprechen sie von Erlösung — Allah ist Allen gnädig, die ihn bekennen. Kommen sie mit Sittenlehren — der Koran enthält das beste Gesetz, lassen sie sich mit ihnen auf Unterredungen ein, die die Widersprüche des Koran aufdecken — der Mensch kann die Tiefen desselben nicht ergründen.

Doch alle diese Hindernisse würden nicht hinreichen, um zu erklären, warum das Christenthum keinen Eingang finde bei diesen Völkern, wenn wir nicht hinzunehmen, daß Gott in seinen unerforschlichen Rathschlüssen diese Ungläubigen noch nicht mit seiner Gnade erleuchten wolle. Aber nur, „wen Er bekehrt, der wird bekehrt.“ Vielleicht, daß es Gott gefällt, in unsern Tagen, da der Stolz dieser Nationen immer mehr gebrochen und ihre innere Haltungslosigkeit ihnen offenbar wird, ihnen das Heil zu verleihen, obgleich das Verfahren der christlichen Mächte wenig geeignet ist, weder um das christliche Princip bei denselben in Ehre, noch in Geltung zu bringen.

Wie stände es wohl mit diesen Völkern, wenn dem Orden der Jesuiten mit all der Macht seiner Glanzperiode unter ihnen fortzuwirken gegönnt gewesen wäre, besonders da die Umstände immer günstiger wurden? Wir wissen es nicht, aber so viel ist gewiß, daß dieser vielverlästerte Orden auch in den Missionen unter diesen Völkern, wie überall sich Verdienste erworben hat, auf die er nur hinzuweisen braucht, wenn alle seine Gegner erbleichen sollen, daß sie seine gottgesegnete Wirksamkeit unterbrochen haben, die er erst mit doppelter Mühe in neuester Zeit hat wieder beginnen können.

Indeß auch andere Orden, und was die neueste Zeit betrifft, besonders die Lazaristen, haben sich in diesen Gegenden große Verdienste erworben um die Vermehrung der Ehre Gottes durch Verbreitung seiner heiligen Kirche.

1. Kapitel.

Missionen in der Türkei.

In der Türkei selber wurden keine bedeutenden Missionsversuche gemacht, weil dort sowohl der Fanatismus der Moslems, als der Haß der schismatischen Griechen am allerwenigsten Aussichten auf Erfolg eröffnete. Nur in den zwei bedeutendsten Städten, Constantinopel nnd Thessalonich, wo die

Anwesenheit eines französischeu Gesandten oder Handelsconsuls einen günstigen Anhaltspunkt und den nothwendigen Schutz bot, während den dort sich aufhaltenden Katholiken eifrige Seelsorger unentbehrlich waren, wurden zunächst Missionen gegründet, welche ein besonderes Interesse in Anspruch nehmen. Denn über die Bemühungen verschiedener Ordensgenossen in den nördlichen Provinzen des türkischen Reiches läßt sich nur im Allgemeinen berichten, daß sich in denselben namentlich die Mitglieder der Mendicantenorden, Dominicaner, Franziscaner und Capuciner vorzüglich durch die Verwaltung der Seelsorge bei lateinischen Christen bis auf den heutigen Tag manche Verdienste erworben haben. Eine ausführlichere Besprechung verdienen dagegen, was die Türkei anbelangt, bloß die Missionen in den beiden genannten Städten. —

1. Mission in Constantinopel.

Unter den nahe an 300,000 Christen von verschiedenem Bekenntnisse, welche in dieser Hauptstadt waren, befanden sich um das Jahr 1707 schon sehr viele Katholiken, deren Zahl durch die grausame Verfolgung des Großvezirs Ali Pascha keineswegs sich verminderte, vielmehr bis auf mehr als 12000 stieg. Hiezu sind noch zu zählen die vielen von Handelswegen auf kürzere oder längere Zeit sich aufhaltenden Katholiken, hauptsächlich aber die Sclaven auf den großherrlichen Schiffen oder im Sclavengefängniß, deren Zahl sich auf 4000—5000 belief. Außer diesen gab es aber noch wenigstens 20,000 in den Privathäusern, so daß also ein weites Feld für eine eifrige Seelsorge sich eröffnete. Nicht als ob für die geistlichen Bedürfnisse dieser Heerde gar nicht gesorgt gewesen wäre; vielmehr waren sie der Sorge eines sehr guten und pflichteifrigen Prälaten, des Titularerzbischofs von Ancyra anvertraut. Dennoch konnte den geistlichen Bedürfnissen derselben, da sie sich großentheils in ungewöhnlichen Umständen befanden, nicht volle Genüge ge-

leistet werden, wenn nicht Hilfsarbeiter für diesen Theil des göttlichen Weinbergs kamen.

Der Herr schickte Jesuiten, und sie fanden die Erndte reich, nur der Arbeiter waren zu wenige.

Eine günstige Gelegenheit zu kommen, wurde ihnen durch den Umstand gegeben, daß Ludwig XIV., dessen Eifer für die Verbreitung der Religion nicht verkannt werden darf, sie zu Kaplänen seiner Gesandtschaft in Constantinopel bestellte, welche immer in sehr großem Ansehen bei der Pforte stand. Auf diese Weise war ihnen eine ungestörte Wirksamkeit gesichert, zumal da die Türken dieser Hauptstadt durch den fortwährenden Verkehr mit den Franken weniger fanatisch geworden waren, ja sogar ihnen öffentliche Processionen gestatteten, welchen sie mit Ehrerbietung zusahen. Auch die Griechen der Hauptstadt waren nicht so verfolgungssüchtig, als in andern Gegenden. Vielmehr standen die Missionäre mit ihnen, und sogar mit ihrem Patriarchen in gutem Einvernehmen, welches die Missionäre mit großer Klugheit hier wie überall herzustellen suchten. — Gleichwohl konnte an eine zahlreiche Bekehrung dieser Schismatiker nicht gedacht werden, da die Erinnerung an ihre alte Größe sie zu aufgeblasen machte.

Um so mehr hatten die Missionäre Gelegenheit, unter den Katholiken zu wirken, welche zum Theil einen bewunderungswürdigen Durst nach Belehrung und nach den himmlischen Gnaden zeigten.

So konnten die katholischen Armenier gar nicht satt werden, das Wort Gottes zu hören. Nach zwei oder drei Stunden einer unausgesetzten Aufmerksamkeit wollten sie immer noch mehr hören, und bedauerten jedesmal, daß die Predigt nicht länger dauere.

Manche von ihnen hatten auch um ihres Glaubens willen fast ihr ganzes beträchtliches Vermögen verloren, und priesen dafür Gott.

Nicht zu verwundern, aber tief ergreifend und erbaulich war es daher, diese Leute, Greise mit ihren Söhnen und

Enkeln, Mütter mit ihren Töchtern alle Sonntage zum Tische des Herrn gehen zu sehen, und dieß mit einer Demuth und einer Frömmigkeit, die alle Herzen rühren mußte. Schon die hohen Seelenbedürfnisse dieser guten Menschen hätten die Kräfte der Missionäre hinlänglich in Anspruch genommen, wie denn auch ihre Bekehrung großentheils ein Werk derselben gewesen war. So hatte der hochverdiente Missionär P. Cachod, ein apostolischer Mann, voll todesfreudigen Eifers für seine unglücklichen Brüder, den wir noch näher kennen lernen werden, in dem Jahre 1712 allein über 400 Schismatiker bekehrt, und immer waren seine Bemühungen gesegnet, welche auch von einigen sehr glaubenseifrigen Katholiken, besonders armenischen Priestern und Lehrern, unterstützt wurden, so wie ihm ein reger Glaube unter den Armeniern entgegen kam, dessen Boden das Martyrerblut des ehrwürdigen Priesters Dergoumidas befruchtet zu haben schien.

Das war aber natürlich nur ein kleiner Theil der Wirksamkeit der Missionäre, welche sich viel weiter erstreckte.

In ihrer sehr schönen Kirche besorgten sie mit unermüdeter Liebe den Gottesdienst und die Verwaltung der Sacramente, hielten Predigten und Christenlehre, so oft als möglich, und ordneten Besprechungen über das Evangelium an, für Franken, Griechen und Armenier, je in ihrer Sprache. Besonders ersprießlich war ihre Christenlehre, welche auch für ältere Personen, die oft sehr unwissend waren, viel Nutzen brachten. Doch dieß war nicht der einzige Unterricht, den sie gaben; sondern sie hielten, wie z.B. P. Jac. Portier, Schule mit jungen Armeniern und Armenierinnen, welche sich dem geistlichen Stand, oder einem geistlichen Leben widmen wollten. Geheilt von Irrthümern und genährt mit der lautern Milch des Evangeliums wurden viele solche Jünglinge fruchtbare Werkzeuge der göttlichen Gnade.

Die Schulen der Missionäre wurden selbst von griechischen Kindern zahlreich besucht, deren Eltern Vertrauen ge-

wonnen hatten wegen des guten Einvernehmens der Missionäre mit der griechischen Geistlichkeit.

Wie überall, so stifteten die Jesuiten auch hier ihre Bruderschaften zur Belebung des Glaubens in Werken der Liebe. Als Beichtväter und wahre Seelsorger brachten sie unzähligen Seelen und manchen Familien den verlornen Frieden wieder, eine Wirksamkeit, die als die schönste, segensreichste betrachtet werden konnte.

All dieß ward aber übertroffen von ihrem bewunderungswürdigen Eifer für die unglücklichen Sclaven im Bagno und auf den Schiffen des Sultan.

Man kann sich das Elend dieser armen Christenseelen denken. Die auf den Schiffen sowohl als in dem Bagno, einem eigens für sie bestimmten Gefängniß, mußten bei der schlechtesten Nahrung die härtesten Arbeiten verrichten, jene, immer in den untern Schiffsräumen an die Ruder gefesselt, diese mit Ketten beladen zu den Arbeiten im Arsenal getrieben gleich Thieren, und Abends zurückgetrieben in dumpfe Löcher, wo sie kaum Platz hatten, um ihre müden Glieder auf dem Holze auszustrecken: Gesunde und Kranke unter einander, denn letztere durften nicht anderswohin gebracht, noch von ihren Ketten entlastet werden, bis nach dem Tode.

Ein so hartes Loos macht es begreiflich, welch hohen Werth der Beistand der Missionäre haben mußte. Trost, Beruhigung, Gottergebenheit und himmlischer Friede unter der Last der Leiden, die so leicht zur Verzweiflung, zum Schiffbruch im Glauben führen: all dieß wurde in diese Wohnungen des Elends durch die Missionäre gebracht, welche nicht ermüdeten, den Glauben und die Furcht Gottes daselbst zu pflegen und zu stärken, den Kranken beizustehen, die Sterbenden zu einem guten Ende zu leiten, und alle leibliche und geistige Noth nach Kräften zu lindern.

Wiederholt erfreuten sie die Unglücklichen im Bagno während der Woche mit ihrem Besuch; für Sonn- und Festtage aber waren immer zwei Missionäre bestimmt, sich am Vor-

abende mit den Sclaven im Bagno einschließen zu lassen. Nachdem die Ermüdeten ein wenig ausgeruht und ihr ärmliches Mahl genommen, beteten die Missionäre laut mit ihnen, halfen ihnen das Gewissen erforschen, und hörten, nachdem sie ihnen noch eine passende Ermahnung gegeben, ihre Beicht.

Hierauf wachten sie bei Kranken, oder ruhten eine kurze Zeit, um dann Sommers um drei Uhr, Winters um vier Uhr in den eigens eingerichteten zwei Kapellen das Evangelium zu erklären, und die heilige Messe zu feiern, verbunden mit Darreichung des heiligen Mahles, und dann die Almosen an sie auszutheilen. Neugestärkt ließen sich hierauf die Gefangenen wieder zu ihrer Arbeit treiben.

Das war aber noch nicht Alles; größere Aufopferung noch haben wir an diesen Missionären zu bewundern.

Wann die Pest kam, was in Constantinopel sehr häufig der Fall war, da erst haben diese Väter gezeigt, was christliche Liebe vermöge.

Sie waren in der Regel nur ihrer vier, oder fünf. Deßhalb mußten sie es so einrichten, daß immer nur ein Vater in das Bagno gieng, der dort die ganze Pestzeit über bleiben mußte, wenn er nicht etwa in diesem gefährlichen Orte, wo alle, Gesunde und Kranke, zusammengedrängt waren, inzwischen den Tod fand. Was sagte ich doch — mußte? Nein, es wetteiferten alle um diese Gnade, für die Seelen ihrer armen Brüder und zur Ehre Gottes sterben zu dürfen. Wie zum Tode bereitete der sich vor, der diesen schönen Dienst erhielt, er nahm Abschied von seinen Genossen, die ihn um dieß Glück, einem fast unvermeidlichen Tod entgegenzugehen, beneideten. Freudig eilten sie in die verpesteten Räume zu ihren sterbenden Brüdern, die sie noch Beicht hörten, da doch jeder Athemzug Tod hauchte, und nachdem sie ihnen die letzten Tröstungen der Religion gegeben, oft todt in ihren Armen hatten. Einige nur wurden angesteckt, und priesen sterbend Gott für diese Gnade, und sahen voll Freude und Dank ihrem Ende

entgegen. So der todesmuthige Pater Vandermans, der nach langem Dienst bei den Pestkranken, endlich angesteckt, den Superior um die Gnade bitten ließ, bei seinen Brüdern im Bagno sterben zu dürfen. Ebenso der P. Petrus Bosnier, ziemliche Zeit nachher. Doch bewahrte die Vorsehung die übrigen, obwohl sie alle keine Gefahr scheuten. Fast ein Wunder war es, daß P. Cachod, von dem wir schon gesprochen, der „Vater der Sclaven," im Jahre 1707, erhalten wurde, wo die Pest so heftig war, daß fast ein Drittheil der Einwohner von Constantinopel dahinstarb. Denn Tag und Nacht war er im Bagno und auf den Galeeren der Beistand der Pestkranken. Von dem Bagno, wo er 86 Personen die Augen geschlossen hatte, ohne sich irgend wie zu fürchten, eilte er in noch größere Gefahr, in den untern Schiffsraum einer großherrlichen Galeere, wo er eingeschlossen in dem dumpfem Raum, die ganze Nacht unter Pestkranken Beicht hörte, in einer Luft, die von Ausdünstungen mehrerer Leichname wie vergiftet war. Und dennoch erhielt ihn Gott. —

Auf diese Weise wirkten die Missionäre mit einem Heldenmuth, der um so höher anzuschlagen ist, je demüthiger sie sich bewiesen, indem sie Alles der göttlichen Gnade zuschrieben, und immer nur unnütze Knechte, schwache Werkzeuge der göttlichen Barmherzigkeit zu seyn glaubten. Eine arme Seele zu retten: das war ihr höchster Wunsch; für das geistliche Wohl ihrer Brüder im schönsten Dienste der Kirche sterben zu dürfen, ihre einzige Sehnsucht.

Nicht großartige, glänzende, Aufsehen erregende Erfolge lockten sie, sondern die christliche Liebe, der Geist der Kirche, der in ihnen waltete, trieb sie, für anscheinend kleine Dinge sich zu opfern, denn sie kannten den Inhalt des Wortes: „Du hast eine Seele gerettet." Und wahrlich, der Segen, den sie gestiftet, ist reich gewesen, wer möchte ihn ermessen? Alle die Erfolge, die heut zu Tage in diesen Gegenden errungen worden sind, wurzeln in diesen Anfängen und Fortgängen.

Auch sahen die Missionäre selber schöne Früchte ihrer Arbeit. Außer den bereits erwähnten wollen wir nur ein Beispiel anführen, das ganz besonders zeigt, wie festgegründet sie die Glaubensstarkmuth in den Herzen gepflanzt hatten.

Ein junger katholischer Armenier war (1739) auf einer Lustparthie, vom Weine berauscht, vermocht worden, Mohammed zu bekennen, und den Turban zu nehmen. Nüchtern geworden, quälte ihn bittere Reue. Aber wer einmal Mohammed bekannt hat, für den gibt es keine Rückkehr, außer dem geraden Weg zum Tode.

Dennoch von Reue ganz zerknirscht, schloß sich der junge Mann eine Zeit lang ein, um dann mit dem kühnen Entschluß hervorzugehen, das gegebene Aergerniß öffentlich gut zu machen. Diesen Entschluß verkündigte er kurz einem der Missionäre, und antwortete auf die prüfenden Gegenvorstellungen desselben nur mit der Bitte, ihn Beicht zu hören, und mit dem heiligen Abendmahl zu stärken.

Mit tiefem Seelenschmerz legte er sein Sündenbekenntniß ab, und vergoß einen Strom von Thränen, als ihm ein Crucifix zum Kuß gereicht wurde. Nach empfangener Communion legte er wieder ein armenisches Kleid an, und gieng an einen öffentlichen Platz, wo er die Freude der armenischen, und das Mitleid der türkischen Kaufleute, die sein junges Leben erhalten wollten, erregte. Aber auf alle Bemühungen, ihn von seinem gerechten Entschluß abzubringen, antwortete er fest und ruhig: Sein einziger Wunsch sey, für die heilige Religion zu sterben, die er zu verlassen unglücklich genug gewesen. Türkische Soldaten hörten dieß, schlugen ihn nieder, und schleppten ihn in's Gefängniß.

Voll unbegreiflicher Heiterkeit betete er bis spät in die Nacht inbrünstig, und früh Morgens erhob er sich wieder zum Gebet. Drohungen und Versprechen konnten ihn nicht erschüttern. Deßhalb ward er zum Divan geführt. Der Großvezier, der Wohlgefallen an ihm fand, suchte ihn auf alle Weise zum Abfall zu verlocken. Aber mit Ruhe ant-

wortete der Jüngling: die Güter dieser Welt sichern nicht gegen die ewigen Strafen. Da drohte der Vezier ergrimmt mit dem Tode. „Um den allein bitte ich," erwiederte der Jüngling, und er ward ihm zu Theil.

Voll Freudigkeit und unter Gebet, unbekümmert um die Versprechungen, die ihm auf dem Todeswege noch der Sultan machen ließ, gieng er zum Richtplatz, wo er auf die Kniee niedergeworfen, sich mit dem heiligen Kreuz bezeichnend, den Todesstoß erwartete.

Und das war das dritte Beispiel der Art, das in nicht langer Zeit ein und derselbe Missionär zu erleben das Glück gehabt hatte. Indeß ein einziges solches Beispiel reicht hin, um die immer neue Begeisterung der Missionäre zu begreifen, wenn man auch nicht bedenken will, wie ein einziger, in Dankgefühl verklärter Blick eines sterbenden Geretteten für ein ganzes Leben Quelle der Begeisterung ist.

Mit dem Eifer wuchs aber auch immer die Gemeinde, und ihr Glaube und ihre Liebe, und damit nothwendig wieder der Eifer, so daß die Mission in einen höchst blühenden Zustand gekommen war, und immer reichere Früchte versprach, als ein unheilvoller Schlag die Gärtner, die lange friedlich gebauet, verscheuchte: schon 1762 wurden die Jesuiten aus Frankreich vertrieben, das vorher unter besserer Regierung sie gepflegt und ihre Missionäre gehegt hatte, und 1773 fiel das meisterhafte Gebäude des factisch bereits fast aufgehobenen Ordens kraft kirchlicher Autorität zusammen.

Mit dem Fall des Ordens verkümmerten auch auf längere Zeit die Missionen, zumal da die französische Revolution die Zerstörung vollendete.

Jedoch die gottlos gewordene Welt hatte in dem Blute der Revolution den Fluch gebüßt, der auf ihr lastete, oder vielmehr sie war zur Buße geführt, aus welcher sich ein neuer, kräftiger Geist erhob, der selber wieder vom Leben der Religion durchdrungen, erneuten Drang in sich fühlte, dieß Leben mitzutheilen, wo er immer konnte.

Zwar konnte nicht sogleich nach eingetretener Ruhe viel gewirkt werden. Denn es gab im eignen Lande überall genug wieder herzustellen und aufzubauen. Wohl waren die Jesuiten wieder eingeführt; aber sie waren noch zu wenig erstarkt, um an große, auswärtige Unternehmungen denken zu können. Auch die Priester der Mission (Lazaristen) hatten in ihrem Frankreich vollauf zu thun, so wie ihnen auch großentheils die Mittel mangelten, um ihre Wirksamkeit bis in ferne Länder auszudehnen. Jedoch waren die Missionen nie ganz untergegangen; wie denn überhaupt einmal errungene Resultate nicht leicht wieder zu Nichte werden können. Wenn daher auch aus Mangel an Pflege der gute Same mannigfach vom Unkraut überwuchert und erstickt wurde, so trug er doch auch mitten unter dem Unkraut noch seine Frucht, und das bleibende Resultat der früheren Bemühungen war, daß die später mit neuen Arbeitern beschickten Missionen diesen wenigstens noch gute Anknüpfungspunkte boten. Zudem waren aber diese Missionen nie ganz ohne Arbeiter geblieben, sondern die Lazaristen, welche die Jesuiten in den Missionen ersetzen zu wollen schienen, hatten immer einige wenige Missionäre, wie auf andern Punkten, so auch in Constantinopel, wo besonders die treuen katholischen Armenier alle Sorgfalt verdienten. So treffen wir um das Jahr 1800 den über 30 Jahre in der Türkei eifrig thätigen Bruder Daviers, und bald darauf den trefflichen, spätern Superior Theodor Bricet in Constantinopel. Ueberhaupt mochten, als die Religion und ihre Diener aus Frankreich verbannt waren, manche Lazaristen in den Missionen, für die sie ohnehin bestimmt waren, ein besseres Vaterland gesucht haben, so daß es also nie ganz an Arbeitern in diesem Theile des göttlichen Weinberges fehlen konnte. Da indeß ihre Bemühungen so sehr vereinzelt und ihre Kräfte zu schwach waren, so konnten sie sich höchstens die Erhaltung des Vorhandenen zur Aufgabe machen, was ihnen auch im Allgemeinen gelungen ist. Aber eine solche Thätigkeit geht zu sehr

im Stillen vor sich, als daß sie eine Aufzeichnung erhielte, wiewohl sie einen nicht zu verkennenden Werth hat. Deßwegen mangeln uns auch größtentheils die Nachrichten darüber.

Als indessen mit der Restauration in Frankreich auch die Religion wieder eingeführt wurde, da erhielten auch die Lazaristen neue Kräfte, was sich natürlich bald in den Missionen, und so auch in der von Constantinopel offenbarte. Jedoch erst mit dem Entstehen der herrlichen Missionsgesellschaft zu Lyon, die immer mehr gedeiht, bekamen die Lazaristen die Mittel, ihre Missionen überhaupt, und besonders die constantinopolitanische, so zu erweitern und zu verstärken, wie wir dieß heut zu Tage sehen.

Ihre Wirksamkeit erhöhte sich daher mehr und mehr, und der Segen wurde reicher; jedoch nur mit vieler Aufopferung konnte aus den übriggebliebenen Trümmern das wieder erbaut werden, was früher schon herrlich dagestanden hatte, und heute noch schöner dasteht.

Wie die Schismatiker und Häretiker überhaupt immer den größten Haß gegen die Katholiken hegen, so auch hier, und zwar in neuerer Zeit mehr als in der Zeit der Jesuitenmissionen. Besonders waren es die häretischen Armenier, welche, erbittert über die immer größeren Erfolge der Missionäre unter ihren Glaubensgenossen, so weit giengen, daß sie den Ausbruch der Feindseligkeiten mit Rußland benutzten, um über die Katholiken eine grausame Verfolgung zu bringen (1829). Nicht Tod, aber Beraubung, Verbannung und andere Dinge, die eben so hart sind, als der Tod, trafen die treuen Armenier. Handwerker durften kein Gewerbe mehr treiben, und waren so der Mittel ihrer Existenz beraubt. Die Reichen wurden verbannt, ihr Vermögen eingezogen, und Armuth und Elend war ihr Loos. Mehrere starben in der Verbannung. Gatten wurden von Gatten, Kinder von ihren Eltern getrennt, Jungfrauen von den fanatischen Ketzern in die Gewalt der Feinde des christlichen Namens

gebracht, Wittwen und Waisen mehrten sich, und das Elend wuchs noch durch eine Theuerung. Abfall vom rechten Glauben konnte sie retten von all' dieser Noth. Und in der That, um so näher lag der Abfall, da alle ihre Priester verbannt waren.

Doch mit bewunderungswürdiger Standhaftigkeit ertrugen sie Alles die lange, schwere Zeit hindurch. Was hielt sie aufrecht? Die Kraft des wahren Glaubens, durch die Gnade Gottes. Aber auch der vom Himmel gesegnete Beistand der Menschen hat viel gethan. Ohne die Missionäre, besonders Th. Bricet, ihren Superior, hätten sie kaum bestehen können. Denn geistlicher und leiblicher Trost floß ihnen durch diese reichlich zu. Und der letztere war in der That sehr nothwendig, denn es stand so, daß beinahe die Missionäre selber bei dem ungeheurem Elend in ihrer Hoffnung, die Armenier im Glauben zu erhalten, erschüttert wurden. Mit Thränen dankten sie und der katholisch-armenische Patriarch daher der Gnade Gottes, daß sich die christliche Liebe der katholischen Christen in der Missionsgesellschaft so herrlich geoffenbart hatte.

Hier zeigte sich recht deutlich, was vereinte Kräfte vermögen. Die kleinen Beiträge für den Missionsverein haben, wie so viele andere, so auch dieses große Werk möglich gemacht, den katholischen Glauben unter den Armeniern nicht nur zu erhalten, sondern zu erhöhen. Denn die Standhaftigkeit der Katholiken vermehrte die Zahl der Bekehrten, und die Hoffnung, daß eine völlige Emancipation der Katholiken sie noch mehr erhöhen werde, begründete sich von Tag zu Tag besser, besonders seitdem die Verfolgung aufgehört hatte, und die Verbannten wieder zurückkehren durften. Viele der Verfolger waren durch die schönen Offenbarungen des katholischen Glaubens diesem selber mehr geneigt geworden, und schon während die Glaubensbedrückung noch nicht gänzlich aufgehört hatte, bekehrten sich mehrere, und ziemlich viele warteten nur noch auf die Freigebung des katholischen Glaubens.

Aber so lange die katholischen Armenier noch nicht ihre Unabhängigkeit von dem schismatischen Patriarchen erlangen konnten, waren sie immerwährenden Plackereien ausgesetzt, und konnten auch nicht hinreichend viele Priester aus ihrer Nation erhalten, vielmehr waren sie fast ganz auf die Dienste der Missionäre beschränkt, die in zu kleiner Anzahl da waren, um den Bedürfnissen der Gläubigen und der Ketzer vollkommen genügen zu können.

Alle diese Mißstände mußten verschwinden, wenn die Befreiung von dieser Sclaverei unter einem ketzerischen Patriarchen, dessen Jurisdiction die Katholiken in Ehesachen ꝛc. bei schwerer Strafe unterworfen waren, erlangt wurde.

Dieß geschah denn auch durch die wiederholten Bemühungen des französischen Gesandten, der im Jahre 1829 die Entschließung erwirkte, daß die katholischen Armenier hinfort ihren eignen Patriarchen haben sollten. Das war ein bedeutender Fortschritt in der Befestigung des kirchlichen Lebens auf dieser wichtigen Mission.

Der heilige Vater ernannte alsbald einen Patriarchen in der Person des D. Antonio Nüridschan. Aber die Schismatiker wußten die Anerkennung bei der Pforte zu verzögern, die auch wegen einiger Formfehler dem genannten Prälaten, der dann freiwillig entsagte, gar nicht zu Theil wurde, aber an seiner Statt dem D. Jacob della Valle den 5. Januar 1831.

In dem zu diesem Zwecke erlassenen Ferman wurde dem katholischen Cultus auch vollkommene Freiheit gestattet.

Dadurch wurden nun auf einmal die Katholiken dem blinden Hasse der Ketzer und Schismatiker entzogen, welche oft große Summen aufgewendet hatten, um Verfolgungen gegen dieselben zu erregen.

Und nun entfaltete sich, zumal da auch in Constantinopel die Wuth der Türken sich gänzlich gemildert hatte, die Wirksamkeit der eifrigen Missionäre immer schöner und

segensreicher, und selbst bei den Türken genossen sie die größte Achtung, so daß dieselben oft um ihr Gebet über kranke Jünger Mohameds angegangen wurden, und zwar auf den Rath der Mollahs (türkischer Priester).

Alle Missionäre gaben sich mehr und mehr der Hoffnung hin, daß mit den feindseligen Gesinnungen auch die grausamen Gesetze geändert werden dürften, welche jedem bekehrten Türken den Tod bringen, also die Bekehrungen derselben fast unmöglich machen.

Inzwischen erfreuten sie sich des glücklichsten Erfolges hinsichtlich der Armenier. Von Tag zu Tag vermehrten sich die Bekehrungen, so daß sich die Bekehrten schon im J. 1833 auf 20,000 in Constantinopel beliefen. Besonders wirksam waren die Bemühungen der Missionäre in ihrem Collegium, das sie in der Nähe von Constantinopel errichtet hatten, und das immer mehr als 50 Zöglinge zählte, welche sich, wenn sie noch häretisch waren, zu Bekehrung sehr geneigt zeigten, wenn gleich große Gefahren sie dafür bedrohten.

Eben so wirksam war die Sorgfalt, welche die Missionäre auf ausgesetzte Kinder verwendeten, und die Liebe, womit sie die Kranken, besonders bei der Pest und Cholera, besuchten.

Auch bei den griechischen Schismatikern zeigte sich immer mehr Aussicht, daß manche von ihnen mit der katholischen Kirche wieder versöhnt werden dürften, wenn gleich ein großer Theil von ihnen noch einen unversöhnlichen Haß bewahrt hatte. Selbst griechische Priester bedauerten tief die Spaltung, und sehnten sich nach Einheit. Unter diesen Umständen konnte es nicht fehlen, daß die Missionäre, obwohl sie kaum Zeit hatten, sich damit zu befassen, doch die Freude hatten, manche Bekehrung bei denselben zu erwirken. So unter andern bei einem jungen Manne, der glänzende Aussichten dem wahren Glauben opferte, wie sie denn überhaupt durch ihr Collegium manche junge Seele gewannen. Dem wollten die Griechen entgegenwirken, weßhalb sie auch ein

Collegium errichteten, das sich aber nicht halten konnte, sondern bald die kleine Zahl seiner Zöglinge an die Anstalt der Missionäre verlor.

In der That verwendeten diese aber auch die größte Sorgfalt auf ihre Anstalt, indem sich beständig 6 Missionäre daselbst beschäftigten. Die Erfolge veranlaßten sie auch, äußere Classen zum allgemeinen Nutzen einzurichten, wodurch nicht wenig Gutes erwuchs. Außerdem aber vernachläßigten sie keineswegs die Seelsorge in Constantinopel, wo sie unermüdet fortfuhren zu predigen, die Sacramente zu spenden, die Kranken zu besuchen, sich der Armen und Findelkinder väterlich anzunehmen. In allen diesen Werken der Liebe zeichnete sich besonders P. Bricet aus, die Seele der ganzen Mission, selbst von den Häretikern hochgeachtet.

So wirkten sie fort in ihrem guten Werke ohne Unterlaß, als die Pest im Jahre 1837 sie nöthigte, ihre beiden Collegien in Pera und Galata auf längere Zeit zu schließen, bis sie selbe wieder mit neuen Hoffnungen eröffnen konnten.

Man kann sich denken, daß diese schreckliche Krankheit, die damals so heftig war, der Menschenfreundlichkeit der Missionäre viele Gelegenheit gegeben habe, der leiblichen und geistlichen Noth der Unglücklichen abzuhelfen, was sie denn auch nach Kräften gethan haben.

Die Betrachtung dieser Mission in der Stadt des Islamismus, der alten Stadt Constantin's berechtigt zu den schönsten Hoffnungen; noch mehr aber fühlt man sich bei derselben zum Gebet aufgefordert, daß Gott in den entkräfteten Geist der Ketzer und Schismatiker die Macht der katholischen Einheit wieder bringe. Dann werden dem Christenthum auch die Söhne Mohammeds, deren Stolz mehr und mehr gebrochen wird, nicht mehr widerstehen können, und, wo jetzt der Halbmond ist, wird glorreicher sich das Kreuz erheben!

Wir fügen nur noch hinzu, daß die Bemühungen der Dominicaner und Franziscaner in Constantinopel von jeher sehr segensreich gewesen sind. Nur sind sie weniger eigentliche Missionäre, als eifrige Seelsorger lateinisch-katholischer Christen gewesen, weßhalb wir nur diese allgemeine Bemerkung über sie machen zu müssen geglaubt haben.

2. Mission in Thessalonich.

Die ehemals so bedeutende, durch frühe Annahme des Christenthums berühmte, mit Martyrerblut getränkte Stadt, die leider von alter Blüthe so weit herabgekommen ist, daß sie nur noch etwa 10,000 höchst unwissende Griechen zählt, während wenigstens die doppelte Zahl Juden in ihr wohnen, mußte eifrige Missionäre anreizen, dem wahren Glauben, durch dessen Aufgeben die Thessalonicenser in Geistesdumpfheit und in die Knechtschaft der Ungläubigen gekommen waren, wieder ein Erndtefeld zu gewinnen. „Gehe nach Maeedonien, und stehe uns bei;“ diesen, einst an den heiligen Paulus ergangen Ruf glaubte auch der ehrwürdige P. Braconnier (1708) S. J., ein Mann von apostolischem Eifer und allaufopfernder Liebe, der sich schon in Constantinopel bei der Pest und an andern Orten große Verdienste erworben hatte, zu vernehmen, und er folgte ihm. Mit besonderer Unterstützung von Seite des französischen Gesandten kam er nach Thessalonich, wo er von dem dort residirenden französischen Handelsconsul sehr gut aufgenommen wurde, und dessen Capelle zur Benützung erhielt. Und in der That, die vielen dort anwesenden Armenier und sonstigen Katholiken verschiedener Nationen waren der geistlichen Hilfe recht bedürftig; denn außer einer vorübergehenden im Jahre 1600 versuchten Mission hatten sie lange weder Priester noch Kirche mehr gehabt.

P. Braconnier fand, daß die meisten den Gottesdienst nicht recht benutzen konnten, da er nur in französischer Sprache gehalten wurde, die sie nicht verstanden. Darum

war ein Missionär, welcher in ihren eigenen Sprachen lehren und predigen und trösten konnte, sehr willkommen. Man drang in P. Braconnier, der einen sehr großen Eindruck gemacht, und viele besonders zu einer würdigen Buße während der Osterzeit gebracht hatte, er möchte doch wenigstens ein Jahr bleiben.

Aber er zog zunächst vor, in verschiedenen Orten Missionen zu halten, was er auch mit großem Segen that. Hierauf kam er aber nach Thessalonich zurück mit P. Piperi, einem gleichfalls sehr thätigen Missionär.

Von nun an wirkten sie unablässig, nur durch die Pest eine Zeit lang gestört. Die Erfolge waren so günstig, daß P. Broconnier, voll Freude darüber, die Zahl der Katholiken sich täglich mehren zu sehen, bereits im Sinne hatte, sechs bis acht Missionäre nach Thessalonich und für die Umgegend zu bestimmen, woran ihn nur die Bedürfnisse der andern Missionen hinderten.

Auch auf die Griechen übten sie einen nicht unbedeutenden Einfluß, der sich steigerte, als die Hoffnung der Griechen auf Befreiung durch die Moskowiter während des Krieges (1700) zwischen denselben und der Pforte mehr und mehr stieg.

Um diese Zeit erhielten die Missionäre durch Vermittlung des französischen Gesandten einen Schutzferman für ihren Gottesdienst, den sie in einem, von einem vornehmen Herrn ihnen überlassenen, sehr anständigen Hause feierten. Allein dieß war noch immer zu klein, um die Menge zu fassen. Deßhalb bauten sie im Jahre 1713, ohne irgendwie gestört zu werden, eine neue Capelle, worüber im Volke eine große Freude war.

Die Christenlehren und Predigten wurden immer zahlreicher besucht, die Messe immer andächtiger gefeiert, und die Mission erblühte immer schöner, als sie einen schweren Verlust erlitt durch die Abberufung und den Tod des Pater Braconnier, der als Superior nach Constantinopel

und von dort nach Ispahan reisen wollte, aber noch, ehe er nach Constantinopel kam, sein verdienstvolles Leben endete (1716).

Trotz diesem ungünstigen Ereigniß gewann die Mission an Befestigung nach innen und außen, indem sie zur Pfarrei erhoben ward, was nach einigen Unterhandlungen, besonders auf das für die Missionäre höchst ehrenvolle Zeugniß des Erzbischofs von Carthago, Patriarchalvicar von Constantinopel erfolgte. Unter den Priestern, die hierauf die Mission immer mehr in Flor brachten, zeichnete sich außer dem P. Piperi besonders P. Souciet durch seinen Seeleneifer aus.

Es genügt hierüber nur Einiges anzuführen.

Zwei Sclaven hatten den Glauben abgeschworen, aber bald trieb sie bittere Reue, öffentlich für ihre Schwäche Buße zu thun. Das erregte die Wuth der Ungläubigen, Schläge, Bande, Todesdrohungen sollten die Neubekehrten wieder zum Abfall bringen. Ohne Stärkung waren sie verloren. Da faßte P. Souciet den heldenmüthigen Entschluß, mit Todesgefahr, die er nicht achtete, wo es das Heil der Seelen galt, in das Gefängniß zu dringen, um die zwei Unglücklichen zu trösten, zu mahnen, zu kräftigen und zu stärken durch Spendung der heiligen Sacramente. So versehen mit allem, was die Schreckniße des Todes verscheucht, gaben sie freudig ihr Leben für Christus hin.

Er selber aber erlag seinen übermäßigen Anstrengungen im Weinberg des Herrn, indem ihm besonders sein Eifer für die Matrosen, die er in der Capelle versammelte, und auch in ihren Schiffen aufsuchte, ein hitziges Fieber zuzog, welches ihn sehr schnell hinwegraffte (1738).

Diesen trefflichen Missionär hatte der Herr mit manchem Trost gesegnet, indem er ihn schöne Beispiele von Glaubensstärke erleben ließ, von denen wir außer dem schon angeführten noch zwei folgen lassen.

Ein junger Franzose war Renegat geworden. Sein Gewissen quälte ihn so, daß er öffentlich seinen Abfall verfluchte, den er auf eine ganz auffallende Weise sühnen zu müssen glaubte.

Mit einer Dornenkrone auf dem Haupt, und einem Kreuze auf den Schultern, seinen entblößten Rücken grausam geißelnd, erschien er mitten in der Stadt, und rief unaufhörlich: „Ich bin Apostat gewesen, aber ich bin Christ,“ bis man ihn gefangen vor den Richter schleppte, wo ihn keine Drohung, kein Versprechen, keine Qual abbringen konnte, mit unüberwindlicher Standhaftigkeit Christum zu bekennen bis zum Tode.

Eben so erhebend war das heldenmüthige Benehmen einer Christenjungfrau. Von einem Türken mit leidenschaftlichen Liebesanträgen verfolgt, ließ sie sich durch nichts gewinnen. Die heiße Liebe des Türken gieng endlich in glühende Rachsucht über. Er brachte Zeugen gegen sie auf, daß sie versprochen habe, Mohammedanerin zu werden. Da ward sie in's Gefängniß geschleppt. Aber kein andres Wort kam aus ihrem Munde, als: „Mein Erlöser, Du weißt, daß ich Dein bin, errette mich aus dieser Noth, und rufe mich zu Dir.“ Und sie ward erhört. Am Morgen fand man sie entseelt.

Solche Thatsachen zeugen für ein gesegnetes Wirken. Wie sehr muß man darum bedauern, daß dieselben unglücklichen Umstände, welche die Mission zu Constantinopel schwer getroffen hatten, auch die zu Thessalonich zu Grunde richteten in dem Augenblicke, wo sie die reichsten Früchte versprach, aber auch der sorgfältigsten Pflege bedurft hätte, die ihr ein feindliches Geschick entriß.

Doch auch hier hat Gott den Satan nicht triumphiren lassen, vielmehr hat er in neuester Zeit auch hieher wieder Gärtner geschickt, damit sie die wenigen, hier übriggebliebenen Bäume seiner Pflanzung mit neuer Liebe pflegen, und mit neu veredelten vermehren. Zwar hatten sie anfangs einen

harten Stand, aber sie harrten in Geduld. Die Ankunft eines französischen Consuls gab ihnen allen nur erwünschten Schutz, so daß sie ungestört fortarbeiten konnten an dem Heile der Seelen, besonders in den Schulen, bei den Armen und Kranken, und überall, wo sie fruchtbares Erdreich fanden. Klein war ihre Gemeinde, aber wie groß ist der Werth von 200 Seelen, die vor Ungläubigen und Abtrünnigen bewahrt werden im reinen Glauben trotz aller Versuchung.

Auch neue Glieder des Leibes Christi haben sie hier gewonnen, und bis heute segnet der Herr ihre Arbeit mehr und mehr, und wird den Segen überströmen lassen, wann es seinem heiligen Willen gefallen wird.

2. Kapitel.

Missionen auf dem Archipel.

Zu derselben Zeit und fast unter den nämlichen Umständen hatten die Missionsversuche der Jesuiten auf den griechischen Inseln begonnen. Skios, Naxos, Santorin, Siphanto, Serpho, Thermia und Andros waren hauptsächlich der Schauplatz ihrer Thätigkeit in diesen Gegenden. Auch hier waren die Katholiken, die sich unter den Schismatikern befanden, im höchsten Grade des Unterrichts und der Bestärkung im Glauben bedürftig. Noch mehr aber erforderte die tiefe Unwissenheit der Griechen die Anstrengungen der Missionäre, die der Herr nicht ohne Segen ließ. Allein auch hier hatten sie von dem Fanatismus der Schismatiker manche Drangsal zu bestehen.

1. Mission auf Skios,
(Siphanto, Serpho und Thermia.)

Schon vor dem Beginne des 17. Jahrhunderts war diese Mission von den Jesuiten, die eine Kirche und ein Collegium daselbst besaßen, mit viel Erfolg verwaltet worden.

Die Zahl der Katholiken war allmälig auf 4000—5000 gestiegen, und schien sich unter dieser großen Bevölkerung von etwa 100,000 Schismatikern immer noch vermehren zu wollen. Das mußte den eifersüchtigen Haß der griechischen Geistlichen erregen, welcher nur einen günstigen Zeitpunkt erwartete, um zum Ausbruch zu kommen.

Was konnte aber günstiger für sie seyn, als die Wiedereroberung der Insel durch die Türken, welche besonders den Namen des Papstes haßten, als des größten Feindes Mohammeds und des vermuthlichen Bundesgenossen der Venetianer im letzten Kriege? Und wenn sie auch nicht aus eigenem Hasse die Katholiken verfolgen wollten, so wußten die fanatischen Griechen mit Bestechung die Verfolgung zu erregen, die sie durch Verläumdung und Denunciation nicht recht hatten in Gang bringen können.

Es gelang ihnen durch allerlei schändliche Ränke, besonders dadurch, daß sie sagten, die Venetianer seyen Lateiner und von diesen herbeigerufen gewesen, die Wuth der Türken zu entflammen, welche die katholischen Kirchen theils zerstörten, theils in Moscheen verwandelten, theils aber den Griechen zuerkannten. Die Güter und Häuser der Privatleute aber wurden getheilt.

Die Kirche und das Collegium, das die Jesuiten schon langeher in Skios gehabt hatten, ward zwar anfangs durch den Muth derselben gerettet, womit sie furchtlos die Ankunft des feindlichen Heeres erwarteten, und wodurch sie eben den Schutz des Anführers gewannen. Allein die Griechen wußten es durch Bestechung dahin zu bringen, daß Kirche und Collegium geplündert und in ein Badhaus verwandelt wurden. Jedoch weder dieß, noch der Umstand, daß die Religion des Papstes auszuüben bei Todesstrafe oder Sclaverei verboten wurde, konnte die Jesuiten bewegen, die Insel zu verlassen. Vielmehr vertauschten sie nur ihre Kleidung, und besuchten emsig die Häuser der Gläubigen, um den Gottesdienst zu

feiern, die Sacramente zu spenden, und zur Glaubenstreue zu ermuthigen.

Wirklich hielten auch die Katholiken sehr standhaft aus. Besonders merkwürdig ist der Heldenmuth, den vier vornehme Skioten und deren Gemahlinnen bewiesen haben. Jene wurden auf besondern Antrieb der Schismatiker zum Tode verurtheilt um ihrer Religion willen. Freudig, und alle Anerbietungen, dieman ihnen machte, mit christlicher Starkmuth verachtend, duldeten sie ihn. Ihre Frauen aber, erhaben über die Schwäche des Geschlechts, traten, mit ihren Kinder an der Hand, vor den Seraskier, und redeten ihn mit festem Tone also an: „Du hast unsre Männer getödtet, weil sie Katholiken waren; thue mit uns und diesen unschuldigen Kleinen dasselbe, denn wir haben dieselbe Religion, und werden sie nie lassen.“ Betroffen und gerührt sagte der Seraskier zu ihnen: „Gebt nicht mir die Schuld, diese tragen sie,“ und zeigte auf die griechischen Prälaten.

Dennoch aber hätte die katholische Religion auf dieser Insel am Ende erliegen müßen, wie auf einigen andern geschehen ist, wenn nicht Hilfe gekommen wäre. Diese sendete der Herr, indem der französische Gesandte einen Viceconsul nach Skios schickte mit einem Jesuiten als Hauscaplan.

So hatten nun die Missionäre einen festen Haltpunkt, und immer mehr Gläubige strömten der katholischen Kapelle zu. Das steigerte den Haß der Schismatiker aufs Höchste, und sie unterließen nichts, wodurch sie den Katholiken schaden zu können glaubten. Ja, sie gaben sich sogar alle Mühe dieselben als gefährliche Leute in die Verbannung zu bringen, und erreichten ihre schändlichen Zwecke wenigstens so weit, daß die Katholiken durch ungeheure Geldauflagen ganz erschöpft wurden. Vor noch Aergerem konnten sie sich, besonders die Priester, nur dadurch schützen, daß sie auf eine sehr kluge Weise immer darauf zurückkamen: „derjenigen Religion anzugehören, welcher der König von Frankreich zugethan sey.“

Indeß dauerte die Verfolgung über vier Jahre fort. Man kann sich daher denken, welche außerordentliche Anstrengungen Pater Martin und die übrigen fünf Jesuitenmissionäre zu machen hatten, da sie allein Alles erhalten und ermuthigen sollten. Zwei erlagen so schwerer Arbeit im Weinberge des Herrn.

Doch endlich dämpfte Gott die Verfolgung. Die Ruhe trat wieder ein, es kamen nach und nach wieder andere Ordensgeistliche, und mit neuem Eifer wurde an dem Heile der Seelen gearbeitet, fast täglich gepredigt, viele Messen gefeiert, viele Christenlehren und Versammlungen der zahlreichen Bruderschaft von U. L. Frau gehalten, und dieß alles bei einer Theilnahme, wie man sie nicht besser wünschen konnte. Auch ein Collegium wurde wieder eingerichtet, und selbst fanatische Griechen schickten ihre Kinder, deren sich die Jesuiten mit gleicher Liebe annahmen.

Keineswegs hatte aber die Verfolgungssucht der Schismatiker ganz aufgehört. Vielmehr benutzten sie immer die Ankunft eines jeden neuen Pascha oder Kadi, um aufs Neue Gefängniß und Erpressungen den Katholiken zu verursachen. Ja es gelang ihnen, hie und da, wie z. B. im Jahre 1709, die angesehensten Familienhäupter in ein leidenvolles Exil zu bringen, welches jedoch von diesen mit viel Gottergebenheit ertragen wurde.

Alle Bemühungen der Katholiken, um von der Pforte Abhilfe zu erlangen, waren gewöhnlich ohne allen weiteren Erfolg, und nur durch Frankreichs Vermittlung konnten sie dauernde Ruhe erwarten.

Dessenungeachtet nahmen sie an Zahl immer zu, weil sie durch Gottes Gnade fast ganz von der Pest verschont blieben, wenn sie auch noch so oft und heftig unter den Schismatikern und Türken wüthete. Die Missionäre dehnten ihre geistliche Sorgfalt besonders auch auf die Sclaven der bei der Insel stationirten Galeeren aus, auf welchen etwa 120 unglückliche Christen auf ihren Beistand mit schmerzlicher Sehnsucht

warteten. Wie überall, so scheuten sie auch hier keine Anstrengung, keine Gefahr, sondern gaben sich ganz hin für das Seelenheil ihrer hilfsbedürftigen Brüder. Einige fanden den Tod durch Ansteckung, die sie durch den Eifer für sterbende Sclaven geholt hatten. So der vielbeweinte P. Richard Gorre. —

Auch auf den benachbarten Inseln hätten die Missionäre gerne mehr gearbeitet für das Heil der Brüder, die, so sehr sie in Unwissenheit versunken waren, doch große Begierde nach geistlicher Nahrung zeigten. Aber die Umstände vergönnten es ihnen nicht.

Vielmehr reichten ihre Kräfte kaum für Skios hin, wo sie wenigstens das erreichten, daß sie die Zahl der Glieder der katholischen Kirche immer erhielten, wenn auch nicht um viele vermehrten, bis auch hier die Ungunst der Zeit die Missionäre traf, und mit ihnen der wahre Glaube schwand, der seither leider, wie auf den meisten Inseln des Archipels, nicht wieder recht gepflanzt werden konnte. Vielleicht, daß die neuesten Bemühungen besser gelingen.

Es drängen sich hier nothwendig zwei Fragen auf: warum verschwand hier der katholische Glaube so schnell wieder nach so vielen Mühen und Opfern? und dann, sind diese Opfer fruchtlos gewesen, da jetzt keine Früchte mehr sichtbar sich zeigen? Die letzte Frage beantwortet sich leicht mit Nein, denn eine einzige gerettete Seele wäre alle diese Opfer werth gewesen, und nun erst die vielen Tausende, die im rechten Glauben und Leben erhalten worden sind! Auch dieser Baum hat herrliche, reiche Früchte für die Ewigkeit getragen, wenn er jetzt auch für immer abgestorben seyn sollte.

Schwieriger scheint die andere Frage. Indeß so viel ist gewiß, daß die Missionäre nicht die Schuld tragen, wie es einer oberflächlichen Betrachtung erscheinen könnte. Denn ihre Lehre war die erprobte, ächte Christuslehre, die keine Verfolgung zu vertilgen vermochte, so lange sie da waren. Aber als die Heerde ihre Hirten verlor, mußten die Schaafe

zerstreut werden, die nun um so leichter auf Irrwege geriethen, als rings der Irrthum sie umlagerte, und sie im alltäglichen Verkehre sich in ihn hineingewöhnten, ohne recht zu wissen wie. Es ist ja der Character der griechischen Kirche, nur eine abgestorbene Form der katholischen zu seyn, nicht aber einen schroffen Gegensatz zu bilden.

In Skios, Paros, Milos, Kimoulo, Argenteira, Andros, Rhodus und Candia „ist nur noch Ein Altar, nämlich der des Irrthums."

Freilich hatten sich auch die Missionäre auf diesen Inseln nie eigentlich festgesetzt, sondern sie nur, wie z. B. Andros gelegentlich besucht. Sie fanden auf der letztgenannten Insel ein durch Pest und Verfolgung sehr zusammengeschmolzenes Häuflein Katholiken, das, wie des Unterrichts und der Seelsorge äußerst bedürftig, so auch sehr begierig nach demselben war.

Schade, daß sie nur kurze Zeit wirken konnten auf dieser geistig gänzlich vernachläßigten Insel, wo es so viele Mißbräuche abzuschaffen gegeben hätte, und wo ein so hörwilliges und besserungseifriges Volk sich fand, daß die kurze Wirksamkeit der Missionäre die herrlichsten Früchte brachte, als da sind Bekehrungen großer Sünder, aufrichtige Versöhnung zwischen Feinden, bereitwillige Wiedererstattung, Entlassung von Concubinen, und eine eifrige und freudige Benutzung der heiligen Sacramente. Solche Früchte sind es, die von den Missionären auch unter den Griechen gesammelt wurden, wo sie auch immer hinkommen mochten; und wenn auch heutigen Tages keine Katholiken mehr an diesen Orten sich finden, so sind diese Früchte der Missionen für die Mutter dennoch immer aufbewahrt im ewigen Leben. Daß dieser Theil des Weinbergs nicht auch jetzt noch reiche und köstliche Frucht bringt, müssen wir dem Herrn anheimgestellt seyn lassen, dessen Rathschlüsse unerforschlich sind. —

Auch in Siphanto, Serpho und Thermia sind wenige Reste mehr von der Wirksamkeit der Missionäre, wie-

wohl sie dort in kurzer Zeit nicht nur unter den, übrigens ganz zusammengeschmolzenen Griechen schöne Erfolge erreichten. Ihre Predigten, ihre Uneigennützigkeit, ihr reiner Seeleneifer, ihre Thätigkeit im Beichtstuhle und am Krankenbette machten z. B. in Siphanto einen solchen Eindruck, daß die Kirchen die Menge nicht fassen konnten, die sich zu ihnen drängte, um geistlichen Trost zu empfangen, daß überall würdige Früchte der Buße reiften, und daß ihnen selbst ein griechischer Bischof dieser Insel öffentliches Lob ertheilte. Ebenso war es in Serpho und Thermia. Mit rührender Anhänglichkeit wollten die Inselbewohner ihre geistlichen Väter bei sich behalten, und mit Thränen des Dankes schieden sie von denselben, wenn sie nicht länger bleiben konnten. Man sieht auch hier wieder, daß es nie bessere Seelsorger gegeben hat, als diese jesuitischen Missionäre gewesen sind.

Wo sie wirken konnten, schufen, noch mehr veredelten sie Glieder der katholischen Kirche zu wahrhaft katholischem Leben.

Aber es war diesen Gegenden nicht vergönnt, diese trefflichen Gärtner lange zu besitzen. Darum erstickte auch allmälig wieder der gute Same unter dem Unkraut.

Wichtiger sind:

2. Die Missionen von Naxos und Santorin,

ob sie gleich ihrem früher blühenden Zustande nicht mehr entsprechen, und besonders seit der Emancipation Geiechenlands im Abnehmen begriffen sind. Nach Naxos, wo der vornehmste Adel des Archipels wohnt, der fast ganz katholisch ist, wnrden die Jesuiten 1627 gerufen.

Obwohl nur etwa 1000 Katholiken da waren, hatten sie doch ein sehr reiches Feld zur Erndte, weil einerseits die Griechen nach ihrem Unterrichte und ihrem geistlichen Beistande sehr begierig waren, und anderseits Naxos als Mittelpunkt für vorübergehende Missionen auf fast allen kleineren Inseln des Archipels dienen konnte.

Da sie eine große Eintracht zwischen den Katholiken und Griechen antrafen, so konnten sie mit gleichem Eifer für beide Theile wirken durch Predigten, christliche Lehre, Verwaltung der Sacramente, Errichtung von Bruderschaften, und besonders durch Bildung und Erziehung der Knaben, wodurch sie nicht nur in dem Hauptplatze der Insel, sondern überall im Lande herum viel Gutes stifteten, und zwar um so mehr, da sich die dasigen Griechen durch Gelehrigkeit und Unbefangenheit vortheilhaft auszeichneten, und besonders Zutrauen zu den Missionären hegten, die auch hier, wie überall, ihren feinen Tact verriethen, indem sie nicht die schismatische Lehre angriffen, sondern die katholische den Schismatikern einzupflanzen, und ein katholisches Leben zu erwecken suchten. Am griechischen Cultus suchten sie blos das offenbar Mißbräuliche zu heben, ohne von den Griechen geradezu dessen Verwerfung zu verlangen.

Auf diese Weise gewannen sie manche Seelen, die sie durch ein anderes Benehmen für immer abgestoßen hätten. Vorzüglich gelang es ihnen aber, die Sitten zu verbessern, hauptsächlich durch die gesonderten Zusammenkünfte, die sie mit den verschiedenen Altern hielten, um jedem seine ihm eigenen Fehler, wie auch die ihm speziell zukommenden Pflichten recht eindringlich vorzustellen. Eingewurzelte und sehr ärgerliche Gebrechen wurden so in kurzer Zeit geheilt.

Es hat sich auch in dieser Mission trotz der Unfälle, die sie später, gleich den übrigen, zu ertragen hatte, dennoch die Zahl der Katholiken bis heute so ziemlich erhalten.

Zwei Missionäre verwalten dort ihr eben so beschwerliches als lohnendes Amt mit allem Eifer. Ausser ihren geistlichen Diensten leisten sie auch noch viele andere in der Elementarschule, zumal da es dort ausser dem ihrigen keinen solchen Unterricht gibt. Mit den Jesuiten wirkten auch früher die nach Naxos gerufenen Capuziner mit großem Segen.

Leider trüben sich in neuerer Zeit die Aussichten, sey es, weil der Missionäre zu wenige — nur zwei — sind,

um alle diese Seelen auf der rechten Weide zu erhalten, sey es, daß andere ungünstige Umstände schädlich wirken, besonders seit der Emancipation. Genug, es muß schlimm stehen, wenn wir dem Berichte eines Missionärs aus der neueren Zeit glauben dürfen, wo es heißt, daß, wie überhaupt die Emancipation Griechenlands dem katholischen Glauben in diesen Gegenden den Todesstoß versetze, so auch die Kirche in Naxos gleich der in Skios ihrem Ruin entgegeneile.

Hoffen wir zu dem Herrn der Kirche, daß er ihre Glieder in dieser Gegend lebendig erhalten werde, wenn es so in seinem heiligen Rathschlusse bestimmt ist. [1])

In Santorin gab wiederum die schöne Eintracht, die unter den beiden Glaubensgemeinschaften herrschte, eine gute Gelegenheit zur Erndte.

Die evangelischen Arbeiter bebauten auch diesen fruchtbaren Boden mit allem Eifer und aller Klugheit. Sie suchten Alle, Lateiner wie Griechen, zu Gott zu bringen, jeden nach seiner Weise. Ohne Unterschied wirkten sie, in Stadt und Land, in den griechischen wie in den lateinischen Kirchen. Ebenso nahm aber auch das Volk den größten Antheil an

---

[1]) Daß die Missionäre auch in neuerer Zeit wieder mit wahrhaft apostolischem Eifer wirken, dafür mag folgendes Beispiel dienen: Im Jahre 1834 herrschte auf Naxos furchtbare Zwietracht. Drei Partheien verfolgten sich mit dem wildesten Hasse. Nicht einmal in der Kirche wollten sie mehr zusammenkommen. Ja mehr als einmal waren sie nahe daran, mit den Waffen in der Hand an diesen heiligen Ort zu kommen. Da rief der Erzbischof zwei Jesuiten zu Hilfe. Alle ihre Predigten, ihre Ermahnungen während der ganzen Fastenzeit waren umsonst gewesen. Ein ganz neues Mittel mußte ergriffen werden. Einer derselben bestellte nun am Charfreitage die vornehmsten Einwohner aller Partheien in sein Haus. Jeder kam, ohne zu wissen, wen er da treffen werde. Kaum war ihre Wuth zurückzuhalten, als hier Feind und Feind sich gegenübersahen. Als der Missionär das Wort „Frieden“ sprach, war es noch ärger, und alle wollten fortstürzen, aber sie können nicht, denn die Thüren sind verschlossen, sie müssen also den Missionär hören. Dieser bittet, beschwört, droht, und läßt das Blut Christi sprechen, dessen Bild er in der Hand trägt, und — er siegt: beim Kreuze reichten sich die Feinde ihre Hände.

allen ihren religiösen Bemühungen. Die Bruderschaft zu U. L. F., welche die Missionäre auch hier zu großem Segen stifteten, hatte fast ebenso viele griechische als lateinische Mitglieder.

Und da es hier mehr die Absicht der Missionäre war, alle zu höherem Leben zu führen, als Proselyten zu machen, so erreichten sie nicht nur dieselbe in hohem Maße, sondern es erhielt sich immer die Ruhe der Mission.

Ein einziges Mal, im Jahre 1704, ließ sich der griechische Patriarch durch verleumderische Berichte hinreißen, einen Synodalbrief nach Santorin zu schicken, der voll der heftigsten Schmähungen gegen die Katholiken war, und alle Gemeinschaft mit ihnen verbot. Allein die Santoriner übernahmen selbst die Vertheidigung ihrer hochverehrten Missionäre, indem sie über dieselben die ehrenvollsten Zeugnisse an den Patriarchen schickten, und sie als die Väter ihrer Seelen darstellten, von welchen die besten Christen der Insel gebildet worden seyen, seit sie unter ihnen wirkten.

Da überdieß der französische Consul bei dem Patriarchen Einsprache that, so war die ganze Trübung der guten Verhältnisse schnell wieder gehoben, und der Friede befestigte sich immer mehr unter den nachfolgenden Patriarchen.

Auch der Einfluß der Missionäre wurde immer größer, besonders durch den Missionär L. v. Boissy, den die Santoriner wie einen Heiligen verehrten.

Nicht wenig trug aber auch P. L. Bourgnon bei, der durch seine vielen medicinischen Kenntnisse sich allenthalben Eingang verschaffte, und dessen Wirksamkeit sich auch auf die benachbarten Inseln Scio, Policandro, Sichnio und Anasi ausdehnte.

Unterstützt wurden sie noch durch fromme Nonnen, welche die weibliche Jugend unterrichteten.

Obwohl immer zu wenige Arbeiter da waren, während doch allein 2000 Katholiken, nicht zu reden von den vielen Schismatikern, ihre Sorge in Anspruch nahmen, so gedieh

die Mission doch immer besser. Allein auch sie blieb nicht verschont von den Unfällen, die über die anderen gekommen sind. Daher ist es kein Wunder, wenn die Zahl der Katholiken bedeutend abgenommen hat. Es sind deren jetzt nur mehr ungefähr 600, zu denen aber allerdings die civilisirtesten, ehrlichsten und wohlhabendsten Bewohner der Insel gehören.

Santorin zeichnet sich vor den übrigen Inseln, auf denen man kaum mehr Spuren der katholischen Kirche findet, durch seine Anhänglichkeit an dieselbe aus.

Uebrigens droht auch hier Gefahr. Denn es ist nur mehr ein einziger, wiewohl sehr eifriger Missionär daselbst, der, außer der eigenthümlichen Hinneigung der Inselbewohner zum Griechenthum, noch besonders mit der Armuth des größten Theils der Dorfbewohner, die immer in Geschäftsverbindungen mit den Schismatikern leben müssen, und sehr häufig gemischte Ehen mit ihnen eingehen, und mit der größten Ignoranz zu kämpfen hat, welche zu heben ihm allein aufgegeben ist.

Er strengt zwar alle seine Kräfte an, und sucht auch durch äußerliche Mittel seine geistlichen Bemühungen zu unterstützen, und der fromme Eifer seiner Pflegempfohlenen kommt ihm entgegen. Dennoch aber verbirgt er nicht, daß diese Mission der Gnade und der Unterstützung ihrer Freunde sehr bedürfe, wenn sie sich erhalten solle.

3. Mission von Tino und Syra.

Die beiden heut zu Tage bei Weitem wichtigsten Missionen im Archipel sind Tino und Syra, weil sie die bei Weitem größte Zahl von Katholiken haben, während diese auf allen andern Inseln bedeutend zusammengeschmolzen ist, besonders seit die Russen eine kurze Zeit lang eine Herrschaft über dieselben auszuüben gehabt.

Auf Tino hatten die alten Jesuiten fast immer sechs Missionäre gehabt, welche auch auf den benachbarten Inseln

wirkten. Auf Syra war die Mission von zweien besorgt worden. Außer ihren gewöhnlichen seelsorglichen Geschäften hatten sie sich's zur besondern Aufgabe gemacht, den Hirten und Landleuten nachzugehen, um sie zum Heile zu führen.

Wie gesegnet ihre Wirksamkeit gewesen seyn muß, läßt sich aus der ungewöhnlich großen Zahl von Katholiken abnehmen, die sich heut zu Tage dort erhalten haben, und die sich in Tino auf etwa 6000, in Syra auf 4000 belaufen.

Vielleicht hat an diesem Resultate einen nicht geringen Antheil der Umstand, daß die Jesuiten eigentlich niemals aufhörten, hier zu wirken, auch nicht in der Zeit von ihrer Aufhebung bis zu ihrer Wiedereinführung.

Es übernahmen nämlich alsbald nach ihrer Aufhebung, weil die Lazaristen sich nicht zu halten vermochten, ein Paar eingeborne Exjesuiten die Sorge für diese Inseln, und als diese von der evangelischen Arbeit ermattet waren, so verbanden sich mit ihnen im Jahre 1805 ein paar andere, welche später ganz an ihre Stellen traten, und bis 1823, wo auch sie erlagen, unabläßig am Heile der Seelen arbeiteten. Nur noch ein einziger Missionär war jetzt für den Archipel übrig. Dennoch war der Grund auf diesen beiden Inseln so gut gelegt, daß die Katholiken mit Gottes Beistand alle Gefahren siegreich überstanden, welche ihnen besonders von Seite der Schismatiker drohten, als jene Inseln beim Kriege mit den Türken sich für neutral erklärten. Freilich wäre Syra wohl unterlegen, wenn nicht Gottes Hilfe durch ein französisches Kriegsschiff erschienen wäre, welches die Insel unter Frankreichs Schutz nahm. Die Katholiken auf Tino rettete eine schwere Krankheit, die auf den Schiffen ihrer Feinde ausbrach.

Neuer Eifer, neue Anhänglichkeit an die katholische Religion waren die glücklichen Folgen, welche auch durch die an Zahl weit überlegenen Schismatiker auf den Inseln selber, bei allen Umtrieben, nicht aufgehoben werden konnten, sondern immer mehr sich befestigten, besonders da nicht nur die Mission verstärkt, sondern auch das ganze Kirchenwesen in

diesen Gegenden geordnet, und in die Hände eines ausgezeichneten Bischofs gelegt wurde.

Unter den vielen Zügen christlichen Lebens, das sich auf dieser Insel offenbarte, mag nur einer als bezeichnend angeführt werden. Ein armer Mann hatte drei Rinder verloren, und damit den größten Theil seines Vermögens: nicht eine Klage kam über seinen Mund. Zwei Monate nachher, während er bei der Wiederherstellung der Kirche half, kam ihm die Nachricht, daß sein einziger Sohn durch eine Windmühle getödtet sey. Er eilt an den Ort, und sieht sein Kind todt daliegen. Auch jetzt, wo alles in Thränen schwamm, und seine Frau sich dem heftigsten Schmerze überließ, erhob er voll Gottergebenheit Augen und Hände zum Himmel, und versicherte, daß seine Sünden noch härtere Strafe verdienten.

Dann wachte er, ohne einen Augenblick aus der Fassung zu kommen, bei dem Leichname seines Kindes, und bestand darauf, selber dessen Sarg zu tragen, indem er denen, die ihn abhalten wollten, sagte: „Laßt mich, laßt mich mit eigenen Händen meinen Sohn dem Schöpfer wiedergeben, den er aus Gnade mir auf der Erde geschenkt hatte, und jetzt zu sich ruft.“

Wo solche Früchte blühen, ist wohl anzunehmen, daß der Baum gesund ist, und immer reichlichere Früchte tragen werde, so er nur immer gleich bewässert wird, und Gott das Gedeihen gibt. —

Außer diesen mit Bestand gesegneten Missionen waren vorübergehende fast auf allen Inseln: heut zu Tage aber ist das Kirchenwesen in diesen Gegenden ziemlich geordnet.

Die Oberaufsicht ist (seit 1834) dem sehr verdienstvollen F. L. Blancis, Bischof von Syra, als apostolischem Delegaten, anvertraut.

Von diesem Manne sagt ein Reisebeschreiber: „Wollte ich alle bemerkenswerthen Züge seines rastlos thätigen, ächtapostolischen Lebens herzählen, so würde der Brief zum Buche. Es genüge also zu wissen, daß sein unverdrossener Hirteneifer und erfolgreiches Wirken die Aufmerksamkeit Rom's auf ihn

lenkte, und der heilige Vater ihn als apostolischen Delegaten nach Smyrna beförderte. Seinem Berufe mit aufopfernder Liebe für Gottes Ehre und Menschenwohl zu wirken, auch dort getreu, gründete er daselbst das jetzige österreichische Pestspital, pflegte und besorgte eine Menge Pestkranker, und wurde selbst von der furchtbaren Seuche ergriffen. Aber der Herr wachte über den treuen Diener, zum Wohle Vieler schützte ihn Seine Hand. Er genas, und fuhr auch sogleich mit unerschütterlichem Muthe wieder fort, den Pestkranken Linderung, Trost und Seelenrettung zu spenden, bis er zum Bischof von Syra ernannt wurde. Nur ungerne verließ er jenes Haus des Todes, welches sein liebender Eifer für Viele zur Pforte des ewigen Lebens umgewandelt; auch ihm ist sie zur unvergänglichen Ehrenpforte geworden, würdiger dieses Namens als jene, deren Trümmer noch jetzt an Wüthriche und Eroberer erinnern. Auch in Syra ward er bald der Vater seiner Gemeinde, und ihm allein hat die Stadt es zu verdanken, daß sie nicht in jener Schreckenszeit der Revolution durch Türken und Klephtis geplündert, und gleich andern in einen Schutthaufen verwandelt worden ist, indem er beständig bald zu den Engländern, bald zu den Franzosen seine Zuflucht nehmend, den Schutz beider für das stets bedrohte Syra gewann. So ist sein ganzes Leben eine fortlaufende Kette verdienstlicher Werke, welche er mit seiner aufopfernden Sorgfalt für die Erziehung junger Geistlichen würdig schließen wird. [1]) In seinen Unterschriften nennt er sich noch jetzt Frater Aloysius, ohne jedoch der bischöflichen Würde, die er verwaltet, das Geringste zu vergeben. So groß wie seine Liebe, ist auch seine Strenge, und nimmer entgeht der Schuldige der gerechten Strafe.“ [2]) —

Wahrlich, solche Bischöfe sind der Ruhm und der Segen der katholischen Kirche! —

---

1) Er hat sein Haus zu diesem Zwecke abgetreten, und verwendet fast sein ganzes Einkommen darauf.

2) Vgl. Visino's Wanderung nach Palästina 1840.

Außer dem genannten Bisthum besteht ein Erzbisthum in Naxos, ein Bisthum in Santorin, eines für die Inseln Tino [1]), Myconi und Andros, und eines auf Scios.

Missionen werden vom Bischof von Syra aus unterhalten in Nauplia, in Patras, Athen und Navarin, die aber alle noch in sehr gedrückter Lage sich befinden, wiewohl die Aussichten günstiger werden.

Es ist gegründete Hoffnung vorhanden, daß besonders die Missionen auf dem griechischen Festlande mit Gottes Hilfe immer mehr gedeihen, und daß auch die auf den Inseln aus ihrem traurigen Verfalle sich wieder erheben werden.

Das Gebet und die reichliche Hilfe der ganzen katholischen Kirche, so wie der Eifer der Arbeiter im Weinberge werden nicht ohne Früchte bleiben.

3. Kapitel.

Missionen in der Krimm.

Um dieselbe Zeit, wie die genannten Missionen, begann von Constantinopel aus, unter den Auspicien des französischen Gesandten, die Mission in der Krimm. Es war daselbst schon etwas früher ein polnischer Jesuit als Missionär gewesen, der aber der Pest erlag.

Die Jesuiten in Constantinopel beeiferten sich nun um so mehr, neue Missionäre hinzuschicken, als sie wußten, wie nothwendig dort geistliche Hilfe sey. Denn es befanden sich in der Krimm unter den Tartaren wenigstens 15—20,000 Christen, großentheils Sclaven, und in dem traurigsten Zustande.

Die fürchterliche Pest hatte 40,000 Sclaven weggerafft, und die, welche sie verschont hatte, waren in Folge von Unglück und Mangel an Priestern fast gänzlich dem Christenthum entfremdet.

---

1) Auf Tino sind Franziscaner und Jesuiten.

Tiefe Unwissenheit und großes Sittenverderbniß, gänzliche Gleichgiltigkeit für alles höhere und religiöse Leben, herrschte unter ihnen. Ebenso unter denen, die nicht Sclaven waren. —

Deßwegen hatte der Missionär, obwohl ihm der Chan seinem Leibarzt Ferrand, einem Franzosen, zu lieb, allen Schutz gewährte, schwere Mühe, um sich Eingang zu verschaffen. Sechs Monate lang war alles vergeblich. Doch endlich führte ihm Gott einige Sclaven zu, auf welche er allmälig durch seinen Unterricht und seine Bußpredigten einen tiefen Eindruck machte. Das neue Schauspiel, von Gott sprechen und von der Buße predigen zu hören, zog nach und nach immer mehrere herbei, und die, welche nur Neugierde gelockt hatte, fühlten sich bald durch tiefere Bedürfnisse angezogen. —

Es begannen die Gewissensbisse sich zu regen, reuevolle Beichten folgten von Leuten, die sich meistentheils seit zwanzig Jahren nicht mehr mit ihrem Gott versöhnt hatten.

Von der Stadt Bagchsarai verbreitete sich der Ruf des Missionärs allenthalben auf das Land. Aber freilich kamen die Sclaven vom Lande nicht sehr bald, weil sie strenger gehalten und auch am meisten herabgekommen waren. Viele hatten sich, von ihren Herrn gezwungen, ehelich verbunden, obwohl ihre Gatten in der Heimath noch lebten. Indeß öffnete der Herr auch allmälig diese vom Unglück verhärteten Herzen, und es kamen zunächst einige wenige Deutsche, aber nach und nach immer mehrere, besonders von den ersten angefeuert, und thaten Buße.

So sammelten sich mit der Zeit ganze Schaaren aus allen Nationeu um den Missionär, der ihnen allen in der üblichen Sprache ihrer Herrn das Reich Gottes verkündete, und dem Herrn viele Seelen gewann, nicht nur unter den Sclaven, sondern auch unter den freien Armeniern, die sich unter die Sclaven mischten. Ein ganz neues Leben kam unter sie, denn der Geist der Buße und des Heiles durchdrang sie

mit Macht, selbst solche die durch die Verzweiflung schon nahe am Abfalle vom Glauben waren.

Besondere Sorgfalt verwendete der Missionär auf arbeitsunfähige Leute, die im tiefsten Elend der Seele wie des Leibes schmachteten. Er bewies diesen armen Unglücklichen, daß, wenn auch die Welt sie verlassen hätte, doch Gottes Barmherzigkeit sie nicht verlassen habe, und brachte ihnen nach Kräften leiblichen und geistlichen Trost. Freilich mußte er sie fast wie Kinder wieder unterrichten in den Wahrheiten des Glaubens, deren Licht in ihnen fast ganz erloschen war. Dabei bediente er sich zweier sehr gelehriger Knaben, die er aus der Sclaverei, welcher alle Sclavenkinder (und damit fast immer dem Mohammedanismus) verfallen waren, losgekauft hatte.

Es war ein sonderbares Schauspiel, die gelehrigen Alten vor den lehrenden Knabeu zu sehen. Auf diese Weise gelang es dem Missionär, das alte Eis von diesen erstarrten Herzen zu lösen, und sie mit dem beseligenden Hauche der Gnade wieder zu beleben.

Indessen drohte die nach allen Seiten gesegnete Wirksamkeit des Missionärs eine Unterbrechung zu leiden. Denn einerseits wollte der Chan aus zu großer Güte gegen den Missionär ihn mit seinem Leibarzt als Gesandtschaft an den König von Frankreich schicken, anderseits aber wurde der so wohl geneigte Chan bald darauf abgesetzt. Doch beide Stürme giengen glücklich vorüber, denn aus der Gesandtschaft wurde nichts, und der neue Chan bewies dieselbe Gunst, zumal da auch er denselben französischen Leibarzt und die Franzosen sehr in Ehren hielt. Es war daher dem französischen Gesandten in Constantinopel ein Leichtes, sogar die Erlaubniß zur Erbauung einer Kirche auszuwirken.

Von nun an gedieh die Mission immer besser. An die Stellen der Kälte und Verstockung war jetzt glühender Eifer und tiefe Zerknirschung getreten.

Die ganze Mission hattte ihre Gestalt geändert, und bis auf die protestantischen Sclaven hatte sich dieser neue

Geist ausgedehnt. Viele bekehrten sich, und noch mehrere waren dazu geneigt, als ein schwedischer Gesandter für nöthig erachtete, aus Bender herbeizukommen, um durch Bestechungen und Denunciation den Bekehrungen Einhalt zu thun, und die Bekehrten wieder zum Abfall zu bewegen. — Aber seine Mühe war vergeblich, denn der Missionär hatte die Freude, alle Bekehrten fest zu sehen, und dieselbe Hörwilligkeit nach wie vor bei den Nochnichtbekehrten zu finden. Die Denunciation bei dem Chan fiel gänzlich durch.

Von der Hauptmission in Bagchsarai machte der Missionär auch Ausflüge nach andern Plätzen, wie Karasu, Guzlo, Orkapi, wohin die Leute ringsum strömten.

In Karasu besonders gelang es dem Missionär, die Conversion eines Protestanten feierlich zu begehen, welcher mehr als ein Dutzend folgten.

So wirkte der Missionär mit unglaublicher Anstrengung sechs Jahre fort. Die Erfolge wären offenbar noch größer gewesen, wenn er sich durch Mitarbeiter unterstützt gesehen hätte. Sehnsüchtig erwartete daher der Unermüdete Gehilfen. Endlich bekam er wenigstens Einen, und zwar gerade zur Zeit der höchsten Noth. Denn furchtbar wüthete wiederum die Pest. Obwohl nun der neue Gehilfe selber noch von einer Krankheit geschwächt war, so stand er doch dem ersten Missionäre so treulich bei, daß von den zahlreichen Opfern in Bagchsarai nicht eines ohne den priesterlichen Beistand schied. Freilich hatten die Missionäre den Schmerz, einige sehr verdienstvolle Frauen zu verlieren, aber sie hatten auch den Trost, ihre Glaubensstärke zu bewundern.

Unterdessen wurde die Pest immer heftiger; Alle, selbst die fatalistischen Mohammedaner flohen: die Missionäre aber blieben, nicht aus kühnem Muthe, sondern aus Pflichteifer und Gewissenhaftigkeit, und im Vertrauen auf Gott, der sie auch rettete, obwohl sie immer mitten unter Todten und Sterbenden seyn mußten.

Diese schreckliche Geissel Gottes war aber nicht ohne einen wohlthätigen Einfluß vorübergegangen, der Eifer erhöhte sich, die Bekehrungen von Schismatikern und sogar Protestanten mehrten sich, und am Osterfeste war die Versammlung der Betenden unermeßlich, und mit Kerzen in der Hand und glühendem Dank im Herzen brachten sie dem Herrn ihre Gebete dar.

Besonders aber erwies sich die Gnade Gottes herrlich in zwei Fällen.

Ein vornehmer Pole, der nach dreißigjähriger Gefangenschaft wieder frei geworden war, machte, ehe er nach Hause zurückkehrte, eine weite Reise, um den Missionär zu finden, und sich mit Gott zu versöhnen. Nachdem er mehrere Tage hindurch sein Inneres durchforscht hatte, legte er reumüthig seine Beichte ab, und empfieng mit tiefer Frömmigkeit unsern Herrn. Schon hatte er seine Abschiedsbesuche gemacht, schon wollte er seinem Vaterlande entgegeneilen, da fesselte ihn eine schwere Krankheit, und ohne Murren ergab er sich darein, und nachdem er noch einmal die heiligen Sacramente empfangen hatte, pries und dankte er Gott mit lauter Stimme, daß er ihn hieher geführt, damit er als Katholik sterben könne.

Ebenso ergreifend ist die Geschichte einer jungen deutschen Frau, welche seit fünf Jahren mit einem Tartaren einen unerlaubten Umgang gepflogen hatte, und dem Missionär, der sie aufsuchte, um sie zu retten, immer sorgfältig ausgewichen war. Plötzlich wurde sie krank. Da ließ sie eilig den Missionär zu sich bitten, der sie in Thränen gebadet, halbverzweifelt fand. „O mein Vater," rief sie, „kann es für mich auch noch Gnade geben?" „Ja wohl," antwortete er ihr: „wenn du aus ganzem Herzen zu Gott fleh'st." „Ach, mein Vater," fuhr sie fort, „bis jetzt habe ich nie gewagt, mit Ihnen zu sprechen, denn so oft ich Sie erblickte, hatte ich Abscheu vor mir selber."

Mit bitteren Thränen der innersten Zerknirschung bereitete sie sich vor auf die Beichte, die sie unter vielen Seufzern ablegte.

Sie lebte noch drei Tage, unaufhörlich wehklagend und um Barmherzigkeit rufend.

Möge ihre, wenn gleich späte Reue sie mit dem Vater der Barmherzigkeit versöhnt haben.

Eine einzige solche Seele gerettet, welch unermeßlicher Lohn für die Missionäre! Wie reich würde erst der Segen gewesen seyn, wenn der Himmel ihnen noch andere Gehilfen gesendet hätte!

Welch großes Feld hätte sich ihnen dargeboten unter den fast ganz herabgekommenen Circassiern, welche weder Mohammedaner, noch Christen mehr waren, obwohl sie den Namen Jesus und Maria kannten. Freilich waren sie auch so verstockt, daß man nur wenig Hoffnung haben konnte, sie zu bekehren.

Um so weniger konnten die vereinzelten Missionäre unter ihnen etwas ausrichten, als ihre Kräfte nicht einmal hinreichten, um den christlichen Einwohnern vollkommenen geistlichen Beistand leisten zu können. Aber so weit ihre Kräfte reichten, so weit verbreitete sich auch ihr Segen.

Indessen dauerte diese Mission nicht sehr lange. Denn von 1736 an war das Land fast immer in Krieg mit den Russen verwickelt, und Alles war in der größten Verwirrung, so daß die Mission allmälig untergehen mußte, ohne sich je wieder erheben zu können, da die Krimm bald ganz unter Rußland gekommen war.

4. Kapitel.

Missionen unter den Armeniern.

1. In ihrem Stammlande.

Wie die Missionäre die Armenier in Constantinopel mit der katholischen Kirche zu vereinigen suchten, so bemüh-

ten sie sich auch, in ihrem Stammlande dieselben Erfolge zu erringen.

Es war dieß freilich hier in dem Mittelpunkte dieser Schismatiker mit um so mehr Schwierigkeiten verbunden, als sie einerseits noch viel ignoranter und ihre Priester viel fanatischer als die in Constantinopel waren, und anderseits unter diesen Leuten die Meinung vorherrschte, daß sie in Beziehung auf den Glauben eins, und in Beziehung auf die Disciplin besser seyen, als die katholische Kirche.

Und in der That ist ihr Hauptirrthum mehr in der Hartnäckigkeit zu suchen, womit sie an gewissen Worten hängen, als in dem Sinne, den sie damit verbinden. Denn sie sind eigentlich keine Monophysiten, sondern bekennen fast dasselbe, was die Synode von Chalcedon, obwohl sie dieselbe verwerfen. Der ganze Unterschied besteht darin, daß sie sagen, in Christus sey nur Eine Natur, obwohl sie darauf bestehen, daß er vollkommen Gott und vollkommen Mensch sey, ohne Mischung und Verwandlung.

Damit wollen sie nur die Einheit beider Naturen ausdrücken, und irren bloß darin, daß sie sagen: zwei Naturen seyen Eine Natur, da doch in Wahrheit nur gesagt werden kann, zwei Naturen seyen in Einer Person geeint.

In sofern also ist es mehr die Feindseligkeit, womit sie sich gegen das Concil von Chalcedon und die katholische Kirche halten, als der Unterschied des Glaubens, was bei diesen Schismatikern als bedeutend angesehen werden muß. Freilich kommen hiezu, wie dieß bei allen von der Kirche Abgeirrten nicht anders seyn kann, noch allerlei irrthümliche Meinungen über untergeordnete Gegenstände des Glaubens, welche aber an sich nicht von Gewicht sind. Viel wichtiger sind die vielen Mißbräuche, die unter ihnen eingewurzelt sind, und die crasse Ignoranz, die unter ihnen herrscht.

Mit wechselndem Erfolge bemühten sich die Missionäre, diese auf Vorurheil beruhende Scheidewand niederzureißen.

Im 17ten Jahrhundert waren mehrere Patriarchen nach einander katholisch. Es konnten daher auch um diese Zeit Missionen in diesem Lande beginnen.

Einen festen Bestand gewannen sie jedoch erst um's Jahr 1673, wo ein zwar schismatischer, aber doch friedlicher Patriarch auf dem Stuhle von Echmiadzin saß. Die Missionäre glaubten damals, am meisten wirken zu können, wenn sie sich in Eriwan festsetzen könnten, weil sie von dort aus am besten den Patriarchen in dem nahegelegenen Echmiadzin zu gewinnen hofften.

Es wäre ihnen nun aber kaum möglich gewesen, sich dort einzurichten, wenn nicht durch die Vermittlung Ludwigs XIV. und seines Gesandten am persischen Hofe die Erlaubniß dazu ausgewirkt worden wäre.

Allein obwohl von den Statthalter beschützt, wollte im Anfang die Mission nicht recht gedeihen. Denn aufgereizt durch die Vertabieten [1]), setzte sich der Patriarch mit aller Feindseligkeit entgegen. Zudem starb aber der verdiente glaubenseifrige Missionär Longeau, welcher die Mission gegründet hatte, nicht ohne Spuren von Vergiftung, eines plötzlichen Todes. Und so groß war der Haß der Schismatiker, daß sie dem Todten ein Begräbniß versagen wollten!

Jedoch das Jahr darauf war günstiger. Pater Roux, Superior der Missionen in Ispahan, kam an die Stelle des verstorbenen Missionärs. Kaum war er in Eriwan eingerichtet, als er sich's zur ersten Angelegenheit machte, den Patriarchen günstiger zu stimmen, was ihm so gut gelang, daß der Patriarch selber von Rom mehrere Missionäre erbat, und dem P. Roux sein volles Vertrauen schenkte.

Da starb aber unglücklicher Weise auch dieser Missionär, tief betrauert von dem Patriarchen, noch mehr von seinen Obern und seinen Pflegempfohlenen, die den Werth dieses apostolischen Mannes kannten.

---

[1]) Die Lehrer unter den armenischen Priestern.

Nur ein Missionär, wie P. Depuis, der sogleich nach Eriwan geschickt wurde, konnte ihn ersetzen. Dieser gewann schnell wieder das volle Vertrauen des Patriarchen, welcher immer mehr zu demselben sich hinneigte, so daß Hoffnung da war, ihn zum Abschwören des Schisma zu bewegen. Allein so weit konnte er doch nicht gebracht werden, denn einerseits sagte er, daß die Armenier in Beziehung auf den Glauben mit Rom eins seyen, und andrerseits mochte er wohl auch die Vertabieten fürchten.

Dennoch entgieng er ihren Anfeindungen nicht. Vielmehr wurden sie immer heftiger, besonders seit bekannt geworden, daß er einen Brief nach Rom geschickt habe. Ja seine Feinde ruhten nicht, bis sie seine Absetzung ausgewirkt hatten. Er sollte sogar eingesperrt werden, entkam jedoch nach Tauris, von wo aus es ihm gelang, seine Feinde zu Schanden zu machen und selbst wieder eingesetzt zu werden, zum großen Frommen für die Mission, die beim Siege der fanatischen Partei hätte zu Grunde gehen müssen. Denn besonders die Vertabieten, diese höchst unwissenden, aber eben so anmaßenden und angesehenen „Gelehrten," welche über den Patriarchen auf kurze Zeit gesiegt hatten, waren die erbittertsten und unversöhnlichsten Feinde der Missionäre und aller Katholiken.

Nachdem nun mit dem alten Patriarchen auch der Friede wieder gekommen war, konnten die Missionäre fast ungestört wirken, und zwar mit nicht geringem Erfolge, weil das Volk nicht nur sehr empfänglich für religiöse Dinge, und sehr gelehrig, obwohl von seinen Priestern ganz vernachläßigt war, sondern auch immer noch eine tiefe Ehrfurcht vor der katholischen Kirche und ihrem Oberhaupte bewahrt hatte. Eine große Zahl Armenier wurde bekehrt. Besonders viele durch P. Ricard, der nach einem dreißigjährigen, segensvollen Wirken, — er hatte allein bis zum J. 1711 22 Priester und 900 andere Personen bekehrt — in seinem apostolischen Berufe den Tod fand (1719).

Nach den Mühen, Verfolgungen und Leiden eines berufseifrigen Lebens ward ihm die Gnade, eines Todes zu sterben, dessen ein solches Leben würdig war. Der heilige Eifer, womit er den Pestkranken beistand, zog ihm dieselbe Krankheit zu, und er starb, wie ein Vater beweint.

Es war ein Glück, daß gerade jetzt mehrere sehr eifrige polnische Jesuiten kamen, um die Zahl der Missionäre zu verstärken, welche nicht nur unter den Katholiken sehr viel Gutes wirkten, sondern auch viele Schismatiker bekehrten.

Um dieselbe Zeit (1688) wurde auch eine Mission für die Armenier in Erzerum gegründet, wo sich etwa acht Tausende und etwa 100 griechische Familien befanden.

Mit einem Ferman der Pforte versehen langten die Missionäre P. Roche und P. Beauvoilier in dieser wichtigen Stadt an, wo sie von dem Pascha günstig, von den Katholiken mit Freude aufgenommen wurden. Bald hatten sie den armenischen Bischof und auch manche Vertabieten gewonnen, und das Volk ahmte zahlreich dieß Beispiel nach.

Eine Zeit lang arbeiteten die Missionäre ungestört an dem Heile der Seelen, und sahen die schönsten Erfolge.

Da traf die Missionäre ein schwerer Verlust. P. Roche hatte schon beim Abschiede seines Freundes Beauvoilier (der nach China gieng) ein Vorgefühl, daß er bald sterben werde im Dienste des Herrn. Seine Ahndung ward erfüllt. Er starb im Dienste der Pestkranken, deren viele in seinen Armen verschieden waren, den schönen Tod der Liebe. Aber die Mission hatte einen der trefflichsten Missionäre verloren.

Mit diesem Unglück schien aber nur der Anfang zu größerem gemacht.

Denn eifersüchtig auf die Fortschritte der Mission wurden die Schismatiker, vor Allen viele Vertabieten, immer feindseliger, so daß sie am Ende kein Mittel mehr scheuten. Besonders waren es zwei von den letztern, welche auf alle mögliche Weise die katholische Kirche und die Missionäre verläumdeten und verlästerten, und sogar bei der türkischen Ob-

rigkeit denuncirten, als ob sie Aufruhr stiften wollten, und mit den Russen im Einverständnisse, und mit einem Magazin von Waffen versehen seyen. Trotz dem Lächerlichen der Anklage, das der Effendi Fesulach einsehen mußte, ließ sich dieser doch zu Gewaltschritten verleiten.

Die eifrigen Priester und die besten Katholiken bekamen die Bastonnade, und mehrere wohlhabende unter denselben wurden verdammt, 2000 Thaler Geldbuße zu bezahlen, ein Missionär wurde eingekerkert, die andern aus Erzerum vertrieben. Aber all dieß, Geldstrafen und Leibesstrafen, trugen alle mit freudiger Gottergebenheit und Glaubenstreue, ihre Sache Gott anbefehlend. Und Gott führte sie an's Ende zu ihrem Besten.

Als nämlich der Großherr von dieser grausamen Ungerechtigkeit, die trotz seines Fermans begangen worden war, Kenntniß bekam, wurde Fesulach Effendi geköpft, und der Pascha, weil er die Katholiken nicht wirksam beschützt hatte, strangulirt, und auch die Schismatiker traf die verdiente Strafe. Die Missionäre aber erhielten auf Verwenden des französischen Gesandten in Constantinopel alsbald die Erlaubniß zur Rückkehr.

Mit neuem Eifer giengen sie ans Werk, und die Verfolgung hatte, wie immer, so auch hier den Boden fruchtbarer gemacht. Bald mußte die Mission in zwei Stationen getheilt werden, von denen jede 5 Städte mit je etwa 1500 Katholiken, und die eine 27, die andre 40 Dörfer in sich begriff.

Alle diese Ortschaften besuchten sie, so oft sie konnten, und bemühten sich immer in Stadt und Land alles Aufsehen zu vermeiden, aber desto mehr im Stillen zu wirken.

Besonders zeichneten sich hierin die zwei unermüdlichen Missionäre P. Ricard und P. Monier aus. Der letztere drang sogar bis Kurdestan vor, wo er mit heißem Verlangen von den Armeiern aufgenommen wurde.

Je gesegneter aber die Arbeit der Missionäre nach allen Seiten hin wurde, desto mehr erneute sich die alte Verfol-

gungssucht von Seiten der Schismatiker. Neue Anklagen, neue Verläumdungen nach Weise der früheren, und mit ähnlichen Resultaten, erfolgten. Ein schwacher Unterbeamter ließ sich wieder gewinnen, und Einkerkerungen und Bastonnaden waren häufig. Doch auch hier schickte der Himmel bald wieder Hilfe, und machte die Feinde zu Schanden.

Da immer wieder neue Verfolgungen bereitet wurden, so fanden die Missionäre für das Beste, sich eine Zeit lang den Augen der Fanatiker zu entziehen, und so ihre blinde Wuth zu stillen.

Sie giengen daher nach Trebizonde, wo ihre Dienste gerade höchst nothwendig waren, weil die Pest heftig wüthete. Allein auch hier sollten sie keinen Frieden haben, obwohl sie durch ihre aufopfernde Liebe allgemeine Verehrung sich erworben hatten. Denn ein wieder abgefallener Vertabiet, voll schnöden Undanks, setzte ihnen auch hierher nach, und suchte das Volk gegen sie aufzuhetzen. Doch gelang ihm dieß so wenig, daß vielmehr der Aga, dessen Achtung und Schutz die Missionäre gewonnen hatten, diese wieder nach Erzerum zurückführen wollte, wohin jedoch nur P. Monier mit ihm kommen konnte, da P. Ricard zu anderen Geschäften nach Constantinopel bernfen war.

Pater Monier indeß eilte, nachdem in Trebizonde die Katholiken befestigt und erbaut waren, freudig nach Erzerum zurück, wo er sich unter dem Schutze des Aga Mustapha die besten Früchte für die Mission versprach. Wirklich traf er auch Alles im besten Zustande. Die Verfolgung hatte den Glauben gestärkt, die Liebe vermehrt, und die Begeisterung für die katholische Kirche erhöht, besonders da die Schlechtigkeit der Schismatiker sie in vollem Glanze erscheinen ließ. Es mehrten sich daher die Conversionen von Tag zu Tag unter den Priestern und dem Volk.

Auch während einer furchtbaren Pest, die wenigstens zwanzigtausend Seelen in Erzerum wegraffte, mehrte sich die Zahl

der Katholiken, welche im Januar 1714 um mehr als sieben=hundert Neophyten gestiegen war. Wenn nun auch P. Monier bald darauf genöthigt war, Erzerum zu verlassen, um an die Stelle des verstorbenen Superiors von Ispahan zu treten, so wurde doch dieser große Verlust schnell durch vier neue eifrige Missionäre bestmöglichst ersetzt, und die Mission erblühte immer schöner.

Seitdem aber die Jesuiten diese Missionen haben aufgeben müßen, sind sie immer mehr herabgekommen, besonders in denjenigen Theilen, welche von den Russen erobert worden sind. Denn mit unersättlicher Herrschsucht will der Kaiser von Rußland lauter Schismatiker in seinem Reiche haben, weßhalb er intoleranter als die Türken und andre Mohammedaner den katholischen Missionären den Eingang in diese Länder verweigert, und den unglücklichen Katholiken alle Verbindung mit ihren auswärtigen Obern untersagt.

Uebrigens hat die mütterliche Kirche keineswegs ihre armenischen Kinder vernachläßigt, sondern für sie gesorgt, so gut sie konnte, und in Rom, Venedig und Wien sind Anstalten zur Bildung von musterhaften armenischen Priestern. —

Auch geistliche Obern sind eingesetzt in Constantinopel und auf dem Libanon, um für diese verlassenen Schafe nach Kräften Sorge zu tragen.

2. Mission in Sirvan.

Eine kleinere, mit diesen zusammenhängende Mission war die von Chamakié in Sirvan.

Es hielten sich dort außer den ansäßigen Armeniern immer auch des Handels wegen sehr viele Christen auf. Da überdieß ausdrücklich um Missionäre gebeten wurde, so glaubte Pater Pothier diesem verlassenen Volke um so mehr zu Hilfe kommen zu müßen, als besonders die ansäßigen Armenier gänzlich vernachläßigt, und in die crasseste Ignoranz versunken waren. Er bekam durch Vermittlung des polnischen Gesandten die Erlaub=

niß vom persischen Hofe, eine Mission in Chamakié einzurichten. In Begleitung eben dieses Gesandten reiste der Missionär an diesen neuen Posten, wo ihn der Augenschein noch mehr überzeugte, wie nothwendig Hilfe sey. Denn er fand in den dasigen Armeniern ein zwar gutmüthiges, aber durch die Schuld seiner Priester, die mehr dem Weine als ihrer Heerde ergeben waren, gänzlich herabgekommenes Völklein.

Die Katholiken nahmen ihn mit großer Freude auf, und er war bald in den Stand gesetzt, eine Kapelle einzurichten. Hier begann er nun mit großem Eifer seine evangelischen Arbeiten mit immer größerem Erfolge. Denn bald konnte er kaum mehr genug predigen und unterrichten, weil die Kapelle sich immer wieder füllte. Der armenische Bischof selber gab das beste Beispiel der Lernbegierde, und kam nicht nur in Person zu dem Unterrichte, sondern führte auch immer Priester von Stadt und Land zu demselben. Bekehrungen von Sündern und Schismatikern waren die Früchte.

Aber auch hier war der Böse neidisch über das Gedeihen des guten Samens, und fanatisirte den türkischen Eigenthümer des Hauses, wo der Missionär wohnte, so sehr, daß er meuchlerisch den Missionär ermordete.

Die Christen waren trostlos; doch bald kam Hilfe. Denn man hielt die Mission für zu wichtig, als daß man sie hätte aufgeben wollen. Deßhalb schickte man, sobald man die Ermordung des P. Pothier erfuhr, sogleich einen neuen Missionär dahin ab, Pater de la Maze, der, obwohl schon 65 Jahre alt, sich dennoch mit jugendlichem Eifer ans Werk machte, und zudem einen feurigen jungen Gehilfen in Pater Champion erhielt. So konnte nun noch mehr gewirkt werden zur Ehre Gottes und zum Heile der Seelen, besonders unter den Fremden, die ankamen, und auf den benachbarten Dörfern. —

Und unter der Gunst, die der polnische und französische Gesandte bei dem Könige von Persien für die Missionäre erwarben, besonders aber seitdem P. de la Maze durch Ver-

mittlung des als Gesandten am persischen Hofe außerordentlich angesehenen Erzbischofs von Ancyra einen Freibrief erlangt hatte, mußte die Mission immer schöner erblühen, bis auch sie das Unglück traf, die Jesuiten und damit allmälig ihren Flor zu verlieren.

3. Mission in Ispahan.

Noch im 17. Jahrhundert waren die Jesuiten als Missionäre nach Ispahan, der damals unermeßlich [1]) großen Hauptstadt Persiens, gekommen, und zwar auf Befehl des heiligen Vaters, der wohl wußte, wie wichtig eine Mission in der Hauptstadt eines Landes seyn müsse, wo das Christenthum durch den Abfall von der Kirche fast ganz zu Grunde gegangen war.

Ispahan insbesondere war bedeutend wegen der zahlreichen Armenier, die seit Abbas Mirza die ungeheure Vorstadt Djulpha bewohnten, und unter denen auch ziemlich viele Katholiken sich befanden.

Bedeutung gewann die Mission jedoch erst später.

Denn die Missionäre glaubten in ihren ältern persischen Missionen mehr wirken zu können, als in Ispahan, weßhalb sie denn auch ihre Kräfte lieber jenen widmeten, zumal da in Ispahan für die wenigen Katholiken ziemlich gut gesorgt, und unter den Armeniern wenig zu gewinnen war. Jedoch vermehrten sie allmälig ihre Anstrengungen. Hauptsächlich war es P. Bachoud, welcher nach zehnjährigem, verdienstvollem Wirken in den Provinzen endlich (a. 1720) in die Hauptstadt sich begab, um auch dort seine geistliche Hilfe den Harrenden zu Theil werden zu lassen. Und in der That war jetzt mehr als je Hilfe nothwendig. Denn wie überhaupt die Christen in diesem Lande immer viel zu leiden hatten, so waren es besonders die Katholiken, welche von doppelten Feinden bedrängt

[1]) Man rechnete mit den Vorstädten weit über eine und eine halbe Million Einwohner, während es heut zu Tage, besonders seit der Regierung Schah Nadirs gänzlich herabgekommen ist.

waren, von den Schismatikern, wie von den Mohammedanern. Wenn aber überhaupt hier der Abfall auf alle Weise nahe gelegt war durch grausame Verfolgung [1]) aller Art, wie durch Versprechungen, so mußte dieß besonders der Fall seyn in einer Schreckenszeit, wie unter dem Wütherich Nadir Schah, wo das herrliche Ispahan allmälig zu ungeheurem Elend herabsank.

Es war aber nicht genug, daß schon die allgemeine Noth der Zeit schwer auf den Katholiken lastete, die Schismatiker mußten auch noch ihren Haß dazu legen. Sie versuchten auf alle Weise die Katholiken zu verfolgen. Zumal als Nadir Schah nach Indien gezogen war, und sein Sohn als Reichsverweser zurückblieb, glaubten die Schismatiker, jetzt gegen die Katholiken, zu denen ein großer Theil ihres Volkes übergetreten war, auf die günstigste Weise ihren ganzen Haß entladen zu können. Sie drangen daher unaufhörlich in ihren Patriarchen, bis er eine Klage beim Reichsverweser anbringen ließ, die alle mögliche Verleumdungen gegen die Missionäre enthielt. Jedoch übereilte sich der Reichsverweser nicht, sondern wollte erst eine Untersuchung des Gouverneurs von Ispahan abwarten. Die Schismatiker waren damit natürlich nicht sehr zufrieden, nahmen aber doch eine triumphirende Miene an, und erhoben, zur Lüge sich wendend, bereits ein Siegesgeschrei, besonders über ein Verbannungsdecret gegen die Missionäre, das noch gar nicht existirte. So weit giengen sie in ihren Verleumdungen, daß sie sogar behaupteten, ihr

---

[1]) Durch Abfall konnte Jeder sich von der Todesstrafe retten, oder alle Güter seiner Familie bekommen. Wenn es auch manche Schwache gab, so waren um so erhebender die Beispiele von Heldenmuth, welche die Katholiken dort gaben. Ein katholischer Armenier z. B. war zum Tode verurtheilt worden, weil er auf dem Wege gestanden, auf welchem der König mit seinen Frauen vorbeikam. Man bot ihm Begnadigung. Er aber antwortete mit christlicher Tapferkeit: „Erwartet nicht, daß ich so leichtsinnig seyn werde, die Religion Jesu Christi, der die Wahrheit selber ist, zu verlassen, um der eines Betrügers anzuhängen.“ Seine Treue ward belohnt, denn er wurde des Martyrertodes gewürdigt.

Patriarch habe von Rom aus ein Document, in welchem der Papst selber die Missionäre verwerfe.

Der Gouverneur aber ließ die Missionäre vor sich kommen, wagte indeß nicht, ihnen etwas anzuthun, bevor eine Entscheidung des abwesenden Reichsverwesers nach Ispahan gekommen wäre, weil die Missionäre von Nadir Schah ein Patent freier Ausübung ihres Amtes hatten.

Dennoch aber gelang es den Schismatikern, einen Richter zu gewinnen, welcher mit Gewalt die bekehrten Armenier wieder zum Abfall bringen wollte. Aber die grausamste Bastonnade konnte kaum einen einzigen vom katholischen Glauben wieder abbringen. Diese Verfolgung hörte erst auf, als es den Missionären gelang, den Gouverneur zur Abhaltung einer allgemeinen Versammlung von Richtern zu bewegen, in welchen alle Anschuldigungen gegen die Missionäre für Verleumdung erklärt wurden. Doch immer ruhten die Schismatiker noch nicht, vielmehr setzten sie alles in Bewegung, um die Mission zu verderben.

Da kam ein Schutzdecret vom Hofe zu Gunsten der Missionäre, mit scharfen Drohungen gegen ihre Feinde, und diese verstummten. Was aber die Missionäre bei diesen Verfolgungen an Trost und Hilfe gespendet haben werden, läßt sich leicht ermessen.

Diese Verfolgung war indeß nicht die letzte, noch ist sie die ärgste gewesen, vielmehr wiederholten sie sich immer heftiger auf's Neue. Denn der Haß der Schismatiker wurde durch das Gedeihen [1]) der Mission immer höher gesteigert; und ihm Luft zu machen benützten sie jede günstige Gelegenheit. Oefters gelang es ihnen, ihre Rache auf die boshafteste Weise auszuüben. Einmal zogen sie die Katholiken vor den armenischen Richter in ein Kloster, wo sie besonders einen armenischen Convertiten, der Jesuit geworden war, schändlich

---

1) Die Missionäre hatten allmälig drei katholische und eine armenisch-katholische Kirche zu versehen.

mißhandelten, aber auch andere Katholiken nicht schonten, ohne daß jedoch irgend einer der Mißhandelten ein anderes Wort hätte hören lassen, als: „Herr Jesus, gieb mir Geduld, und verzeih mir meine Sünden!“

Den convertirten Armenier warfen sie sogar in's Gefängniß, und nur durch Vermittlung zweier Dollmetscher bei der englischen Compagnie, Namens Hermet, welche als gute Katholiken ihren Glaubensgenossen große Dienste leisteten, ward er befreit.

Die Dienste dieser Brüder waren um so wichtiger bei einer andern Gelegenheit, wo es die Schismatiker durchsetzten, daß die Missionäre aus ganz Persien vertrieben werden sollten.

Da der französische Consul nicht helfen konnte, so war keine Hoffnung auf Rettung der Mission, wenn nicht der junge Hermet, welcher als Arzt gerade dem Minister bedeutende Dienste that, seinen Einfluß verwendet hätte, wodurch er den Triumph, welchen die Schismatiker über ein bereits unterzeichnetes Verbannungsdecret erhoben, zu Schanden machte.

Die verdienten Brüder verbanden sich auch mit der so glaubenstreuen als angesehenen armenischen Familie der Cherimans, und konnten daher ihren Brüdern, den Katholiken, noch aus mancher Noth helfen, wozu immer neue Gelegenheit sich darbot. Leider gab es auch hier schlechte Katholiken, welche sich durch Drohungen und Bestechungen vom wahren Glauben abbringen ließen; dagegen aber auch schöne Beispiele von katholischer Glaubenstreue. [1]) Am meisten zeichneten sich die Cherimans aus. Denn durch ihren Eifer für die Katholiken, besonders durch die Auswirkung eines Decrets für freie Religionsausübung, wodurch den Schismatikern ihre Macht, die Katholiken zu bedrängen, benommen ward, und durch ander-

---

[1]) Ein junger Mensch von 14 Jahren z. B., der bei den Jesuiten in die Schule gegangen war, ließ sich, als er zu einem fanatischen Armenier in die Lehre gekommen war, weder durch Drohungen, noch durch Mißhandlungen abhalten, den katholischen Gottesdienst, so oft wie möglich, zu besuchen.

weitige Verwendung ihres Einflusses hatten sie den größten Haß der Schismatiker auf sich gezogen. Dieser steigerte sich zur Wuth, als ihnen ein Verbannungsdecret, das sie durch ungeheure Ränke und Bestechungen bei dem Reichsverweser gegen die Missionäre ausgewirkt hatten, durch den Tod des Ueberbringers auf dem Wege, nutzlos geworden war. Und als nun gar neue Verleumdungen vor Gericht, besonders durch den Beistand der Cherimans, erfolglos gemacht worden waren; so suchten die Schismatiker sich an diesen dadurch zu rächen, daß sie einen Haftbefehl gegen sie auswirkten. Da einer von ihnen ins Gefängniß geschleppt war, so wollten die zwei andern Häupter der Familie auch dorthin gebracht seyn, ohne irgend eine Drangsal oder eine Gefahr zu scheuen.

Doch hatte man es nicht bloß auf sie abgesehen, sondern besonders auf den Bischof von Ispahan und den Missionär Dühan, welchen sie zu seinem großen Lobe den „Seelenräuber“ nannten. Alle diese wollte man zum Prinzen schleppen, und schwere Anklage gegen sie erheben, für welche man durch alle Mittel, aber vergeblich, unter den Katholiken Unterschriften zu sammeln suchte. Sogar die Osterwoche war den Schismatikern nicht zu heilig, um die katholischen Häupter vor den, neun Tagreisen entfernten, Prinzen zur Anklage zu schleppen. Hier wendeten die Schismatiker Alles an, um durch Bestechung zu wirken; allein vergeblich. Sie mußten mit Schande abziehen, die Angeklagten wurden frei gesprochen.

Allerdings hatten sie manches erdulden und viele Opfer bringen müssen. Aber das brachten sie nicht mehr in Anschlag bei dem vollständigen Triumphe, den sie erlangten.

Unterdessen hatten die Schismatiker in Djulpha voll siegestrunkenen Uebermuths den Pöbel aufzuhetzen gesucht, was ihnen so sehr gelang, daß die Katholiken und besonders die Missionäre den gröbsten Beleidigungen, Beschimpfungen und Angriffen ausgesetzt waren. Doch die Katholiken trugen alles mit Geduld, hofften auf Gott und blieben unerschütterlich, und ihr Vertrauen ward gekrönt: denn mit dem Siege vor

Gericht kehrte auch die Ruhe in Djulpha wieder. Daher konnte die Mission sich wieder mehr emporschwingen.

Eine besondere Hoffnung faßten die Missionäre im Jahre 1740, als der König eine Uebersetzung des alten und neuen Testaments verlangte. Allein wie denn überhaupt die Mohammedaner in Persien eine gänzliche Gleichgiltigkeit zeigen, wenn man ihnen die Wahrheit vor Augen stellt, von welcher sie behaupten, daß die Menschen besonders in göttlichen Dingen nicht über sie urtheilen können, so war es auch hier. Der König las, nnd es war wie zuvor.

Desto mehr Früchte sahen sie unter ihrer Heerde reifen, welche sich täglich mehrte. Daher die neuen Verfolgungen von Seiten der Schismatiker. Der Patriarch wußte ein Decret zu erlangen, daß alle armenischen Convertiten wieder zurückkehren müßten in das Schisma. Glücklicher Weise wagte man jedoch nicht, dasselbe zu Djulpha in Anwendung zu bringen.

Desto härter verfuhr man dagegen in Tiflis, wo die PP. Capuciner schwer leiden mußten. Sie wurden eingekerkert, beraubt, verjagt. Auch katholische Laien theilten ein ähnliches Loos. Doch bald rächte sie der Herr durch den Pater Damian, welcher als Arzt bei dem Bruder des Königs, und bei diesem selbst sich eine große Gunst erworben hatte. Durch seinen Einfluß sollte bald Hilfe in Tiflis werden. Der schismatische Patriarch wurde mit Schmach vertrieben, hingegen die Capuziner in Tiflis wieder eingesetzt [1]), und zwar mit einem Privilegium, daß bei Verlust an Gut und Leben sie Niemand mehr beunruhigen sollte.

In Djulpha dauerte die Ruhe fort. Denn auch neue Anstrengungen des Patriarchen blieben ohne allen Erfolg, nur daß er selber bei einem Versuche, wo er mit großem Pompe vor dem König aufzog, und dadurch zu wirken gedachte, nicht nur eine große Summe Geldes, sondern auch fünf Dörfer als Buße für die Anmaßung verlor. Von nun an hatte die Mission einige Zeit Ruhe.

[1]) Sie wirken dort noch heute segensreich.

Die Missionäre hatten während dieser Zeit viel auszustehen gehabt, aber auch die Freude, recht viele Beweise von Glaubenseifer zu sehen unter allen Geschlechtern und Altern. Die Katholiken widerstanden allen Verführungen und Gewaltthätigkeiten, und suchten selber noch den katholischen Glauben zu verbreiten. So ein Vater in seinem ganzen Hause, eine Wittwe in ihrer ganzen Familie, besonders durch ihre Frömmigkeit und ihr gutes Beispiel. Am erhebendsten ist aber die Standhaftigkeit eines Knaben von 10 — 12 Jahren, der sich lieber todtschlagen, als zum Abfall verleiten lassen wollte. Sein Vater wendete die größte Härte an, um ihn vom katholischen Glauben abzubringen, den der Knabe in der Missionsschule empfangen hatte. Umsonst war alle Härte, alle Grausamkeit des Vaters, ja selbst die Züchtigung, die den Knaben in's Grab brachte, konnte ihn nicht wankend machen.

Es that aber auch Noth, daß die Katholiken an solchen Beispielen gestärkt wurden. Denn bald sollte sie noch härtere Verfolgung treffen. Man kann sich denken, daß die Greuel, unter welchen das ungeheure Ispahan unter Nadir Schah zu einer Wüste geworden ist, auch die Katholiken in dieser Stadt schwer getroffen haben werden. Noch viel schrecklicher aber wurde ihr Loos, als die wilden Kurden Ispahan eroberten, mit Raub und Zerstörung in ihrem Gefolge.

Zwar blieb die Vorstadt Djulpha von der Zerstörung ziemlich verschont, aber die Brandschatzungen und Erpressungen, welche die Christen trafen, waren ärger als Plünderung. Denn bei dieser nimmt man doch nur, was man findet. In Djulpha aber wurden die Christen zu Tode geschlagen, wenn sie die geforderten Summen nicht zahlen konnten. Viele sind erlegen. Fast alles, was fliehen konnte, floh. Die Missionäre wollten ihren Posten nicht verlassen, waren also fast allein der barbarischen Wuth ausgesetzt. Bruder Basin wurde furchtbar mißhandelt. P. Dühan aber erlag den grausamen Mißhandlungen seines durch die Leiden und Anstrengungen des apostolischen Amtes geschwächten Körpers.

Daß die Kirchen der Missionäre um all ihre Kostbarkeiten kamen, versteht sich von selbst. Kaum die heiligen Gefäße konnten gerettet werden.

Wie groß aber ihre Noth gewesen, begreift man erst recht, wenn man vernimmt, daß sie nicht einmal die dürftigsten Lebensmittel sich kaufen konnten. Dennoch wollten sie immer noch bleiben, obwohl fortan den ungeheuersten Gefahren und Mißhandlungen ausgesetzt in diesem Lande der Verwüstung. Denn ihr Gedanke war, daß „Hunger, Durst, Noth und Elend aller Art die Speise eines Missionärs“ seyn müsse.

Immer noch glaubten sie, die wenigen zurückgebliebenen Schäflein hüten, und sie vermehren zu müssen aus den verirrten. Aber das Elend verscheuchte die Schafe, und so mußten auch ihre Hüter sie suchen, wohin das Unglück sie vertrieben hatte. Diese einst so schöne Mission gieng zu Grunde, und ist seitdem nicht wieder recht aufgekommen.

Doch besteht immer noch eine katholische Kirche in Djulpha und ein Missionshaus der Carmeliter, die mit den Jesuiten früher dort gewirkt hatten. Allein die Fortschritte waren nicht bedeutend, während es in den übrigen Gegenden Persiens besser gieng, bis 1827 neue Missionäre ankamen.

Mit dieser Mission waren im Jahre 1770 alle andern [1]) so blühenden Missionen zu Grunde gegangen. Und nicht etwa bloß, weil um diese Zeit die Jesuiten sie aufgeben mußten, sondern weil mit ihnen alle andern Missionäre aus den verschiedenen Orden der Dominicaner, Carmeliter, Capuziner und Augustiner, Theatiner auf Anstiften der Schismatiker von dem König von Persien vertrieben, und Kirchen, Güter und Häuser derselben theils zerstört, theils eingezogen worden waren. So war, zumal da auch die Laien in andere Länder fliehen mußten,

---

1) Tauris, Sultania, Teheran, Amadan, Ehiraz, Bender-Bucher, wo überall ein oder mehrere Missionäre wirkten.

bald keine katholische Kirche mehr in ganz Persien. Erst im Jahre 1826 beschloß der heilige Vater, wieder Missionäre unter die schismatischen Armenier in Persien zu schicken, deren Zahl unterdessen bedeutend zugenommen hatte. Sie kamen, zwei an der Zahl, im Mai 1827 auf persischen Boden. Allein als Spione von den Schismatikern angeschwärzt, wurden sie eingekerkert, dann verbannt, und so irrten sie mehrere Tage, ohne irgend eine andere Nahrung, als Kräuter, in den Gebirgen umher. Endlich gelang es ihnen doch, nach Ispahan zu kommen, dort den Gouverneur, besonders durch Nachweis der alten Privilegien, zu gewinnen, und so wieder zum Besitz derjenigen Gebäude, die von ihren früheren Ansiedelungen noch übrig geblieben waren, zu gelangen.

Da sie aber bald wieder bedeutende Fortschritte machten, so regte sich der alte Haß der Schismatiker, die wieder alle möglichen Anklagen gegen die Missionäre vorbrachten, indeß immer mit Schande abziehen mußten, ja sogar es noch dahin brachten, daß ihr eigener Bischof einen großen Theil seiner Jurisdiction einbüßte, weil die persischen Richter seine Unredlichkeit und gänzliche Unfähigkeit einsahen. Da jedoch die Verfolgungen auch von Seiten des neuen Bischofs nicht aufhörten, vielmehr zunahmen, so begab sich der Missionär Dederjean nach Teheran, um mit Vorzeigung aller alten Privilegien ein neues zu erbitten, was ihm auch vollständig gelang, indem von dem Schah nicht nur freie Ausübung des Missionsgeschäftes gestattet, sondern sogar bestimmt wurde, daß auch andere als katholische Christen nicht gehindert werden dürften, den Unterricht der Missionäre zu besuchen, daß die Streitigkeiten zwischen den Katholiken und Armeniern nur vor den ordentlichen Richtern verhandelt werden dürften, und der armenische Bischof sich durchaus hüten sollte, die Mission zu beunruhigen. [1]) Nun wurde der Haß des armenischen

---

[1]) Auch die neueste französische Gesandtschaft hat sich angelegen seyn lassen, während der kurzen Zeit ihres Aufenthaltes in Persien, den Missionären neue Privilegien zu verschaffen. — Insbesondere aber

Bischofs aufs Höchste gesteigert; er sann auf Rache, aber es ereilte ihn der Tod, bevor er seinen Racheplan ausführen konnte. —

Von nun an konnten die Missionäre friedlich an der Erbauung und Vermehrung ihrer Heerde arbeiten, und wenn auch die Vermehrung nicht außerordentlich groß gewesen ist, so ist doch der exemplarische Wandel, zu dem sie ihre Heerde gebracht haben, von großer Bedeutung. So viel es ihre Kräfte erlauben, suchen sie auch die fast verglimmten Fünklein der katholischen Religion in den andern Städten des Reichs wieder anzufachen.

Möge Gott ihre Arbeit segnen!

5. Kapitel.

Missionen in der Levante.

Die syrischen Missionen bildeten zur Zeit der alten Jesuitenmissionäre eine Provinz, welche aus den Departements: Damascus, Sidon, Tripoli, Aleppo und Antura bestand, wozu übrigens auch noch die Missionsstationen in Aegypten und Abyssinien gerechnet wurden. Von diesen Missionen also haben wir in diesem Kapitel zu reden. Der Vollständigkeit wegen müßen wir jedoch auch dasjenige beifügen, was über die Mission in Kleinasien, und über die in Babylon (Bagdad) und Kurdestan in unsern Berichten enthalten ist. Es gehören zwar diese letztgenannten Missionen nicht eigentlich zu den levantischen, aber diese Missionen sind den letzteren, in Bezug auf Verhältnisse und Resultate so ähnlich, daß sie sich ganz natürlich an dieselben anschließen. Zudem hat man heut zu Tage den Begriff der levantischen Missionen auch auf diese ausgedehnt, was um so mehr berechtigt, dasselbe zu thun.

---

wirbt sich in neuester Zeit, der eigentlich zu gelehrten Zwecken ausgesandte, glaubenseifrige französische Reisende Eugen Boré große Verdienste um die katholische Sache in Persien.

Man darf übrigens keineswegs glauben, daß die levantinischen Missionen in die Mauern der angegebenen Städte sich beschränkt haben. Vielmehr dehnen sie sich weithin aus durch das Land, und in Syrien ist es insbesondere der Libanon, auf welchem die großartigste Thätigkeit der Missionäre statt findet. Denn auf diesem Libanon wohnen zwei Volksstämme, von denen der eine, derjenige der Maroniten, ganz katholisch ist, der andre, der Drusen, aber vor Kurzem beinahe noch ganz heidnisch, nämlich weder christlich noch mohammedanisch, sondern in dem crassesten Aberglauben versunken war. Darum ist dieser Libanon ein wichtiger Schauplatz für die Thätigkeit der Missionäre. Denn einerseits gilt es hier, das katholische Leben in einem großen und bedeutenden Volksstamme zu erhalten, anderseits es in einen andern, nicht weniger bedeutenden Stamme, nach Ausrottung des dichtverwachsenen Unkrauts, zu verpflanzen. Eine Aufgabe, der sich die Missionäre in diesen Gegenden immer mit besonderer Sorgfalt gewidmet haben, und zwar mit Erfolgen, die vornehmlich in der neuesten Zeit immer gesegneter werden. Indeß auch in den Städten ist ihre Thätigkeit immer bedeutend gewesen, und um so interessanter muß es seyn, die Frucht ihrer Arbeit in diesen Städten und Gegenden kennen zu lernen, bei deren bloßem Namen schon eine wehmüthige Erinnerung an das ehemals hier so herrlich blühende Christenthum entsteht. Dieses Syrien und Kleinasien, die ersten Pflanzstädte des christlichen Glaubens, mit ihren Städten, Damascus, Antiochien, Smyrna, Ephesus und zahllosen andern, wie herrlich standen sie nicht da im Glanze christlichen Glaubens! Und jetzt! — seit vielen Jahrhunderten hat der Halbmond das Kreuz hier unterdrückt, und die Unterdrückten sind in Aberglauben, in Ignoranz, gleichsam in Lethargie versunken, das Salz des Christenthumes ist ihnen taub geworden, christliche Wissenschaft und Bildung ist ihnen fremd geblieben. Wie abgeschnittene Glieder haben sie keinen Theil an dem Leben dieses Geistes, nur ein kümmerliches Erbe ist ihnen noch geblie-

ben. Denn sie haben sich selber getrennt von dem Leibe, in welchem allein der Geist des Christenthums leibt und lebt, und mit der Trennung war ihr Urtheil geschrieben. Sie mußten, weil ihnen nur die Macht des Irrthumes und der Eitelkeit, diese hohle Unmacht, mehr geblieben war, den Ungläubigen erliegen, weil diese mit der ganzen Gewalt eines jungen Principes, wie ein Sturmwind über den hohlen Baum daher brausten. Wohl waren in den Entwnrzelten noch Keime göttlicher Lebenskraft, die sich erhalten kounten. Aber losgetrennt von dem lebendigen Baume konnten sie nur zu ärmlicher Gestalt aufwachsen, bis daß sie wieder eingepfropft würden in den Lebensbaum und Theil nehmend an seiner ewig jungen Kraft die reichen Früchte wieder tragen könnten, die sie einst geschmückt.

Dieses große Werk zu vollbringen, ist seit mehr als zwei Jahrhunderten das unabläßige Streben der Missionäre, und wenn sie es auch noch lange nicht zu Ende geführt, so haben sie doch einen guten Grund gelegt, und immer steigender Erfolg segnet ihre Arbeit.

Mit welchen Schwierigkeiten aber die Missionäre fortan zu kämpfen hatten, läßt sich leicht begreifen, wenn man den Fanatismus der Ungläubigen und den Haß der mancherlei Schismatiker und Häretiker, so wie die allgemeine erasse, mit dem größten Hochmuth verknüpfte Ignoranz in diesen Gegegenden erwägt. La sogar die Verschiedenheit unter den Katholiken selber war nicht die geringste unter diesen Schwierigkeiten. Denn, wenn gleich die Mannigfaltigkeit des Ritus bei der Einheit des Glaubens für die Kirche gewissermaßen eine Zierde ist, so kann man doch nicht läugnen, daß selbst die kleinsten, äußerlich festgehaltenen Unterschiede bei dem Volke, das auch am Kleinsten hartnäckig hängt, leicht zu Differenzen werden können, welche die Einheit gefährden, insofern die verschiedenen Parteien, je in dem, wodurch sie sich unterscheiden, leicht Vorzüge erblicken, die sie vornehm auf die andern, die etwa ein paar Tage weniger, oder anders

fasten, oder ein Gebet weniger hersagen, herabsehen lassen. Wenn dann vollends, wie es hier der Fall ist, Volksunterschiede mit dem verschiedenen Ritus zusammenfallen, so kann es kaum fehlen, daß Eifersucht und Trennung entsteht, und die Mannigfaltigkeit zu einer Abgesondertheit wird. Dieß zu verhindern, mußte die Sorfalt der Missionäre vorzüglich in Anspruch nehmen, und es war um so schwieriger, je mehrere Nationen hier zusammentreffen, die zwar allerdings kein Nationalbewußtseyn, aber doch noch immer einen gewissen Stammesstolz in sich tragen. Es giebt nämlich in der katholischen Kirche der Levante außer dem lateinischen noch sechs andre Ritus, den griechischen, griechisch-melchitischen, maronitischen, syrischen, chaldäischen und armenischen, wozu noch als siebenter der koptische in Aegypten gerechnet werden mag. Man denke sich nun, welche Klugheit erforderlich ist, um unter so vielfach verschiedenen Parteien immer die Einheit und sich die gleiche Wirksamkeit zu bewahren, zumal, wenn alle diese Parteien in Handel und Wandel so sehr unter einander gemischt sind, wie dieß hier der Fall ist. Und doch ist es den Missionären bisher immer gelungen, bei allen diesen Parteien die katholische Einheit aufrecht zu erhalten, und bei allen sich gleiche Achtung und gleiches Ansehen zu verschaffen.

Auch über den Fanatismus der Schismatiker und der Ungläubigen haben sie durch ihre unüberwindliche Standhaftigkeit mit der Gnade Gottes immer wieder den Sieg davon getragen, und es scheint, daß die Wuth der Ungläubigen bald ganz überwunden seyn werde. Namentlich war dieß unter dem jetzt leider gestürzten ägyptischen Gouvernement der Fall, welches eine Toleranz gegen sie zeigte, wie dieselbe in manchen europäischen Ländern nicht zu finden wäre. In der That war die ägyptische Herrschaft für das Gedeihen dieser Missionen äußerst vortheilhaft, und es ist daher zu bedauern, daß Syrien jetzt wieder in andere, schwächere Hände gekommen, zumal da jetzt die Schismatiker ihren gänzlich ver-

nichteten Einfluß gegen die Katholiken wieder gewinnen können, und sicherlich wie zuvor wieder Ränke gegen dieselben schmieden und Bedrückungen und Verfolgungen über sie bringen werden. Hingegen unter dem ägyptischen Gouvernement war sogar die Aussicht da [1]), daß die fanatischen Gesetze, die jedem sich bekehrenden Mohammedaner mit dem Tode bedrohten, allmälig verschwinden, und so dem Christenthum ein unermeßliches Feld eröffnet werden würde, das nicht wegen seiner Unfruchtbarkeit und Unempfänglichkeit, sondern nur durch den Fanatismus bisher fast ganz verschlossen gewesen. Insbesondere konnte man sich wegen des großen Einflusses, den Frankreich, die alte Schutzmacht der Kirche im Orient, auf die ägyptische Regierung ausübte, für die Kirche in diesen Gegenden die schönsten Hoffnungen machen. Indeß auch diejenigen politischen Umstände, wie sie sich in neuester Zeit gestaltet haben, wird Gott seiner Kirche zum Segen lenken.

Jetzt schon zählt dieselbe zahlreiche Bekenner in schönen Gemeinden, die unter dem apostolischen Vicar von Hierapolis stehen, und von ziemlich vielen Missionären befestigt und vermehrt werden.

Hauptsächlich sind es die Lazaristen, welche hier die Stelle der alten Jesuiten eingenommen haben, und aus den Trümmern des alten, durch das Unglück der Zeiten zerrütteten Gebäudes wieder ein neueres und schöneres mit Eifer und Segen zu bauen suchen. Gegen 30 evangelische Arbeiter, die Brüder nicht gerechnet, hat der Orden in diesem Theile des göttlichen Weinbergs. Doch auch aus mehreren andern Orden [2]) sind Arbeiter hier beschäftigt, und insbesondere sind, freilich erst seit Kurzem, auch Jesuiten

---

[1]) So hatte Mehemed Ali auf Verwenden des Erzbischofs Auvergne von Iconium einen bekehrten Apostaten begnadigt, während sonst jede solche Bekehrung unvermeidlich den Tod nach sich gezogen hatte.

[2]) Capuciner, Väter des heil. Landes, und ehemals auch Carmeliter und Dominicaner.

wieder auf diesem ihrem Lieblingsposten, dem Libanon, erschienen.

Und in der kurzen Zeit ihrer Wirksamkeit haben sie schon wieder gezeigt, daß es ein unersetzliches Unglück für diese Missionen gewesen, die Jesuiten verloren zu haben, wie uns die Geschichte derselben dieß deutlicher darthun wird.

Jedoch mögen wir uns damit trösten, daß der lange brachgelegene Boden jetzt reichliche Frucht verspricht, und zum Theil schon getragen hat. Aber allerdings dürfen wir hier weder in der früheren noch in der neuesten Geschichte außerordentliche Erfolge suchen. Denn, wie ein Missionär ganz richtig bemerkt, dieß war und ist ein Boden, der vieler Arbeit bedarf, und nur langsam seine Früchte bringt. Doch das Gute, das stufenweise und geräuschlos erwächst, ist oft das dauerhafteste, und immer vom höchsten Werthe in den Augen Gottes.

Dieß muß man erwägen, und insbesondere bedenken, daß Alles wichtig ist, was das Heil der Seelen betrifft. Dann wird man auch an diesen Missionen viel Interessantes finden, doch auch derjenige, der immer nur den großen Maßstab anlegen will, wird die Resultate derselben nicht allzuklein finden können. Denn, wenn auch alle Missionen in Syrien kein anderes Resultat hätten, als die Erhaltung und Erhöhung der Maroniten im katholischen Glauben und Leben, so wäre dieß bedeutend genug. Denn diese Nation bildet einen zahlreichen und blühenden Theil der katholischen Kirche, weßhalb wir auch zuerst über die Missionen bei derselben handeln wollen, wiewohl dieselben einen ganz gleichförmigen, mehr seelsorglichen, als eigentlichen Missionscharakter haben, insofern hier nicht Ketzer zu bekehren, sondern nur Gläubige zu bestärken und zu bekräftigen, höchstens Unwissende zu belehren und Sünder zu bessern waren.

1. Missionen bei den Maroniten.

Die Maroniten, welche hauptsächlich auf dem Libanon und zwar dem Theile, der Kesroan heißt, von Bairout bis gegen Tripolis hin, wohnen, hatten in den frühesten Zeiten das Unglück gehabt, von der Kirche abzufallen und den monotheletischen Irrthümern anzuhängen, deren letzter Zufluchtsort ihr Gebirge gewesen war.

Jedoch schon im 12. Jahrhundert gelang es der mütterlichen Sorgfalt der Kirche, diese Getrennten und Verirrten zurückzuführen, und mit der Heerde Christi wieder zu vereinigen, eine Vereinigung, der dieß Volk so aufrichtig und treu zugethan geblieben ist, daß es seinen einstweiligen Abfall ganz vergessen hat, oder wenigstens nimmer gesteht. Allerdings unterschieden sie sich noch durch einige Gebräuche, die aber außerwesentlich sind, und unbeschadet der Einheit von der Kirche ihnen wohl gelassen werden konnten. Im Uebrigen haben sie immer unter all den Gefahren, von denen sie gleichsam umlagert waren, fest an ihrem katholischen Glauben gehalten, auch hat unter ihnen immer ein, diesem Glauben entsprechendes, christliches Leben geblüht, weßhalb die Kirche immer mit einer besonderen Liebe auf diese Nation hinsehen konnte.

Das Kirchenwesen dieses zahlreichen Volksstammes, der im Gebirge ungefähr 200,000 Glieder [1]) hat, wozu noch die, allerdings nicht sehr bedeutenden, Maronitengemeinden in den Städten kommen, ist seit langer Zeit ziemlich geordnet. Das Ganze steht nämlich von Alters her unter einem Patriarchen, der in dem berühmten, fast unzugänglichen Kloster Kanobin auf dem Libanon seinen Sitz, und etwa 10—12 Bischöfe, von Sgebel und Batroun, Tripoli und Latakia, Bairut, Balbeck,

---

1) Nach den neueren Angaben der Annalen ꝛc. beläuft sich die katholische Bevölkerung Syriens überhaupt im Ganzen auf 500,000 Seelen.

Damask, Cyprus, Tyrus, Sidon, Aleppo und Hama, die letztern vier in partibus, unter sich hat.

Und man muß von diesen Bischöfen, so wie von dem Patriarchen gestehen, daß sie zu allen Zeiten, gleich ihren zahlreichen Mönchen [1]), ein höchst einfaches, ja rauhes und der alten Anachoreten würdiges Leben geführt haben, voller Entbehrung und Entsagung, aber auch geschmückt mit der schönsten Einfalt und Reinheit der Sitten. Auch der niedere Clerus, der die Pfarstellen versieht, verdient das Lob, nicht so fast eines äußerst strengen Lebens, denn dieß ist ihm durch seine große Armuth nothwendig gemacht, sondern vielmehr reiner Sitten. Freilich ist die Armuth, in der dieser Clerus mit seiner Hände Arbeit sich den Lebensunterhalt erwerben muß, auch ein bedeutendes Hinderniß seiner Ausbildung und seiner Wirksamkeit.

Man darf sich daher durchaus nicht wundern, daß man auch hier, wie bei den Schismatikern, eine große Ignoranz findet. Denn in einem Lande, wo die Bildungsmittel überhaupt so unvollkommen und schwer zugänglich sind, bedarf es nicht erst noch so drückender Lage, wie sie dieser Clerus hat, um höhere Bildung unmöglich zu machen. Jedoch ist diese Nation immer besser daran gewesen, als die benachbarten Schismatiker. Denn die Kirche nahm sich ihrer immer mit Sorgfalt an, und suchte die Unwissenheit nach Kräften zu entfernen. Hauptsächlich geschah dieß durch die Begründung eines maronitischen Collegiums in Rom im J. 1584, das selbst von einem protestantischen Gelehrten [2]) ein Emporium syrischer und abendländischer Gelehrsamkeit genannt worden ist.

---

[1]) Es giebt unter den Maroniten etwa 35 Klöster von der Regel des heiligen Antonius, 11 vom Orden des heiligen Jesaias, endlich noch vier andere, welche unmittelbar unter dem Patriarchen stehen. Außerdem giebt es noch viele Eremiten in den Höhlen und Klüften.

[2]) Hase, Kchgsch. 501.

In der That konnte auch nichts so geeignet seyn, den Maroniten immer frische Keime der Wissenschaft und Bildung einzupflanzen, als ein solches Collegium, in dessen Mitte Söhne dieses Volks erzogen wurden, um dann ihre Errungenschaft unter ihr Volk zurückzutragen, und es so gleichsam mit neuen Elementen zu durchsäuren.

Jedoch konnte dieß Collegium erst gedeihen, als die Missionäre, besonders P. Amieu, die Abneigung der Eltern gegen die Entfernung ihrer Söhne überwunden, und es ihnen zur Gewissenspflicht gemacht hatten, die tauglichen nach Rom zu schicken.

Deßwegen konnten die maronitischen Priester nie so tief herabkommen, wie ihre schismatischen Nachbarn, wenigstens waren sie und ihr Volk in den wichtigsten Punkten des Glaubens stets ziemlich gut unterrichtet. Indeß war bei den bedrängten Umständen der Priester die Seelsorge keineswegs so verwaltet, daß sie nicht viel zu wünschen übrig gelassen hätte. Dieser Zustand mußte sich natürlich verbessern, als die Kirche Missionäre zu Hilfe schickte, welche den eingebornen Priestern Lehrer, Muster, Vorbilder seyn, und sie in Allem unterstützen konnten. Hauptsächlich waren es die Jesuiten, welche ihr Seeleneifer auch zu diesem Volke führte, das sie sehr lieb gewonnen, so wie auch sie hinwiederum sich das größte Ansehen bei demselben erworben haben, das auch auf ihre Nachfolger übergegangen ist.

Wie in Syrien überhaupt, so begannen ihre Missionen auch für den Libanon um das Jahr 1626 [1]), gewannen jedoch erst später einen festeren Bestand, als sie ums Jahr 1656 in

---

1) Es waren zwar schon 1581 drei Jesuiten auf dem Libanon gewesen, von denen noch ein Zimmer im Kloster Canobin: das Zimmer der drei Jesuiten heißt. Gregor XIII. hatte nämlich die Väter J. Bruno und F. Aelian, und Papst Clemens VIII. den Vater Hier. Dandini dahin gesendet, um die Vernichtung der Beschlüsse eines schismatischen Conciliabulums und die Annahme der Trienter Synode zu bewirken, was vollständig gelang. Allein diese Männer waren nicht eigentliche Missionäre, sondern Gesandte.

Antura einen Mittelpunkt erhielten. In diesem Flecken ward die Mission gegründet durch einen Jesuiten, Namens Franz Lambert, dessen Berufung zum Missionär zu interessant ist, als daß wir nicht Einiges davon mittheilen sollten.

Als angesehener, französischer Kaufmann in Sydon war er eines der eifrigsten und musterhaftesten Glieder einer herrlichen Congregation geworden, welche die eifrigen Missionäre Gilbert Rigoust und Johann Amieu in Sydon gegründet hatten, und deren Genossen sich durch Werke der Liebe und ein exemplarisches Leben allgemeine Hochachtung erwarben. Für die Ehre Gottes und das Heil der Brüder zu wirken, war lange schon Lambert's einziger Wunsch, sein einziges Streben gewesen. Daher wird es erklärlich, daß er auf die Nachricht hin, es werde eine Mission nach Ispahan abgehen, freudig beschloß, sein Handelsgeschäft aufzugeben, und den Missionären nach Persien zu folgen. Zwar fügte es Gott, daß er statt nach Persien, an die Küsten von Indien, in die Nähe von Meliapor, der Stadt des heiligen Thomas, kam. Er versäumte nicht, das Grab dieses Apostels zu besuchen, und hier war es, wo der Entschluß in ihm reifte, sich aufnehmen zu lassen in den Orden der evangelischen Arbeiter, deren Leben er nicht weniger, als ihren uneigennützigen, liebevollen Seeleneifer und dessen gesegnete Früchte bewunderte.

Nachdem er auch von seinem Beichtvater, einem frommen Augustiner, in seinem Entschlusse bestärkt worden war, hielt ihn nichts mehr ab, ihn auszuführen, und um ja alle Hindernisse zu entfernen, reiste er geradezu nach Rom, zu dem Ordensgeneral, der auch bald die Trefflichkeit des Mannes erkannte, und ihm gerne seine Bitte um Aufnahme gewährte. Wie auf der Reise durch Loskaufung und Bekehrung von Sclaven, so bewährte Lambert auch durch sein ganzes Noviziat seinen apostolischen Sinn, weßhalb der General seinem feurigen Streben, dem Herrn als Missionär dienen zu wollen, bereitwillig entgegenkam. Voll apostolischen Eifers,

Seelen zu gewinnen, reiste er mit zwei jungen Gefährten ab, in der Absicht, in Tripoli oder Sydon zu landen. Aber die Vorsehung wollte, daß er sammt seinen Gefährten nach Antura verschlagen wurde, um dort die Mission für die Maroniten zu begründen.

Zuerst wurden sie sammt der übrigen Mannschaft von den Küstenbewohnern für Seeräuber gehalten, und deßhalb vor den mächtigen Statthalter des Landes Abunofel [1]), einen maronitischen Christen geführt. Dieser erkannte jedoch bald zu seiner größten Freude in den vermeintlichen Corsaren Missionäre, und faßte sogleich den Entschluß, zum Heile seiner Landsleute, der Maroniten, eine Mission in dieser Gegend zu begründen, und lud deßwegen die Missionäre ein, zu bleiben, mit dem Versprechen, ihnen auf eigene Kosten ein Haus und eine Kapelle zu bauen. Nach eingeholter Erlaubniß wurde dieß wirklich ins Werk gesetzt, und so der P. Lambert der Gründer der Mission von Antura.

Mit ungemeinem Segen und unter unermeßlichem Zulaufe des zwar vernachläßigten, aber guten und hörwilligen Volkes eröffnete und verwaltete er, unterstützt von seinen Genossen, sein apostolisches Amt. Zwar erlag er nach einigen Jahren seinem Eifer, hochverehrt von allem Volke, aber von ihm an wanderten von Antura aus unausgesetzt Missionäre durch den ganzen Libanon, nm den dortigen Christen die geistliche Hilfe zu bringen, deren sie oft entbehren mußten. Bald zogen auch die Missionäre diese Missionen auf dem Lande und auf den Bergen denen in den Städten vor. Denn einmal

---

1) Aus einer Familie, die bis auf den heutigen Tag sich um die Katholiken dieser Gegenden viele Verdienste erworben hat. Er selbst hatte seinen Namen gesegnet gemacht im ganzen Lande. Denn wo er nur immer konnte, unterstützte und beschützte er die Christen. Die Mission aber hat ihm, wie auch die spätesten Missionäre mit begeistertem Danke anerkennen, außerordentlich viel zu danken. Besondecs hatte seine Freigebigkeit es möglich gemacht, viele jener Unglücklichen, die mit der Freiheit ihren Glauben verloren hatten, wieder loszukaufen, was immer ein besonderer Gegenstand der Sorge für die Missionäre gewesen ist.

wár der katholische Glaube und das katholische Leben unter diesen Land= und Bergbewohnern theils wegen ihrer Verhältnisse zu ungläubigen Stämmen immer in Gefahr, und anderseits war doch unter denselben viel Empfänglichkeit und guter Wille, ja es gab viele einfältige, aber reine unschuldige und der höchsten Tugenden fähige Seelen.

Es könnten hievon mehrere schöne Züge angeführt werden, aber es mag genügen, ein interessantes Beispiel mitzutheilen. —

Eine maronitische Wittwe [1]) hatte um dem Kriegsgetümmel zu entgehen, ihre Berge verlassen und sich in der Ebene eine Wohnung gesucht. Diese Frau schien von allem Unglück heimgesucht. Denn verlassen, alt und arm, war sie noch dazu von schwerer Krankheit geplagt, die ihr die größten Schmerzen verursachte. Aber statt zu verzweifeln, ließ sie nie eine Klage hören, sondern war stets voller Geduld, und zeigte auf ihrem Antlitz immer nur Ruhe und Gelassenheit, so daß sie allgemein die Bewunderung derjenigen auf sich zog, die sie besuchten. Unter diesen war auch ein junges Drusenmädchen, welches die Dulderin am häufigsten besuchte, und am meisten von ihrer Seelenruhe ergriffen wurde, so daß es die Frage nicht zurückhalten konnte, wie solche Geduld und Zufriedenhett möglich sey. Die Leidende antwortete der jungen Fragerin mit freudigem Tone: „Alles ist mir möglich, weil ich nicht allein leide. Denn der Gott, den ich anbete, und der allein anbetungswürdig ist, hilft mir leiden mit seiner Gnade. Sie macht, daß ich die Leiden liebe, weil sie mir die Erkenntniß gibt, daß ich durch meine Leiden ihm wohlgefällig werden kann, und daß die seinigen viel größer, als die meinigen gewesen.“ — „Aber ach,“ fügte sie hinzu, „unglückliches Mädchen, du weißt nicht, daß du seiner Leiden auch theilhaftig bist, wie ich.“

Diese Worte erregten in dem jungen Mädchen das sehnsüchtige Verlangen, zu wissen, wer dieser Gott sey, der für

---

[1]) Bonni Josepha.

sie gelitten. Und sie lernte ihn kennen, und auch sie mußte leiden für ihn, den sie bei ihrer leidenden Lehrerin täglich mehr lieben lernte. Denn nimmer konnte sie, als Christin durch die Begierdtaufe, einwilligen in eine Verheirathung mit einem Manne, der ihrem neuen Glauben fremd war. Aber ihr Vater hatte ihr einen solchen bestimmt, und sein Stolz, sein Eigennutz war dabei betheiligt, auf seinem Plane zu bestehen, weßwegen der Widerstand seiner Tochter, die in demselben durch ihre geistliche Mutter immer neu bestärkt wurde, ihn zum Zorn, zur Wuth, zur Grausamkeit gegen sein eigen Blut entflammte. Und auch das Mädchen ward zur christlichen Dulderin bis zum Tode, den sie durch Gift erlitt, das ihr des Vaters eigene Hand bereitet hatte. Lieber wollte sie leiden und sterben, als eine Verbindung eingehen, die ihrem theuren Glauben Gefahr bringen konnte, ein erhebendes Beispiel für christliche Jungfrauen, die leider oft ihren Glauben und ihre Tugend in Gefahr setzen, weil sie zu schwach sind, um eitlem Glanze oder dem Drängen unvernünftiger Aeltern zu widerstehen. —

Solche Seelen deren die Missionäre noch viele fanden, machten ihnen die maronitische Nation besonders theuer, und da sie außerdem unter ihnen, die immer mehr freie Vasallen, als Unterthanen der Pforte gewesen sind, volle Freiheit zum Wirken hatten, so ist leicht begreiflich, warum sie unter diesem Volksstamm besonders gerne weilten, und allmälig fünf Missionsstationen bei demselben gründeten.

Ueberall waren sie auch gerne gesehen, von dem Volke, so oft sie kamen, mit begeisterter Freude aufgenommen. Selbst bei den Mönchen galten und wirkten sie sehr viel, besonders durch ihre Conferenzen über ihre Ordenspflichten, über den häufigen Gebrauch der Sacramente, und den gesammten katholischen Glauben, und vorzüglich durch ihre stägigen geistlichen Uebungen. Durch alles dieß erhielten sie in denselben den Geist der Religiosität und des reinen katholischen Glaubens und Lebens. Auf ähnliche Weise wirkten sie auch auf

die Weltgeistlichen, welche allerdings nicht sehr gebildet und unterrichtet, aber doch voll der besten Gesinnung waren, und deßwegen, frei von aller Eifersucht, die Missionäre mit aller Zuneigung und voller Freude empfingen, und mit großem Dank ihren Unterricht und ihre Mitwirkung annahmen. Besonders benützten sie zu ihrer apostolischen Wirksamkeit die Fastenzeiten der Maroniten, die bekanntlich, wie fast alle orientalischen Christen, deren vier haben, nämlich die unsere, dann die im Advent, und endlich noch zwei 14tägige vor Peter und Paul und Mariä Himmelfahrt. Aber auch in der Zwischenzeit entzogen sie sich diesem Volke nicht, sondern besuchten die vielen Flecken der Reihe nach. Und überall verweilten und wirkten sie je nach dem Bedürfnisse. Sobald sie kamen, strömte alles Volk zusammen, und es begannen dann des andern Tages die geistlichen Uebungen mit dem unblutigen Opfer des neuen Bundes, worauf immer ein genauer Unterricht über die allgemeinen Christenpflichten und die eines jeden Standes und über die nothwendige Vorbereitung zum würdigen Empfang der Sacramente folgte. Besondere Sorgfalt wurde zugleich auf den Unterricht der Kinder verwendet, der meist sehr vernachläßigt war, weil die Geistlichen zu sehr mit häuslichen Sorgen und Geschäften sich abgeben mußten, als daß sie den geistlichen recht hätten obliegen können. Allenthalben entsprach dem Eifer der Missionäre die Aufmerksamkeit der Kinder und Aeltern, und die nächsten Früchte ihrer Belehrungen, ihrer erschütternden Ermahnungen und Predigten waren ein vermehrter und ächtchristlicher Gebrauch der heiligen Sacramente, denen das Volk voll Ehrfurcht und Zerknirschung und Frömmigkeit nahte.

Indeß begnügten sich die Missionäre damit keineswegs, sondern das war nur ein kleiner Theil ihrer Arbeit. Ihren größten Eifer aber zeigten sie für die Armen und Kranken, für den Frieden der Familien und für die Hebung von Mißbräuchen. Den Armen und Kranken den Trost des Evangeliums

zu verkündigen, sie überall aufzusuchen, um ihnen leibliche [1]) und geistliche Hilfe zu bringen, vielen Familien, in denen Feindschaft und Zwietracht herrschte, unter sich und mit andern auszusöhnen, das war ihr liebstes und schönstes Geschäft.

Was aber die Uebel betrifft, gegen welche die Missionäre besonders zu kämpfen hatten, so war es besonders die aus Gleichgiltigkeit gegen die Geheimnisse der Religion entsprungene Ignoranz in göttlichen Dingen, welche besonders genährt wurde durch den aus dem Verkehr mit den Drusen überkommenen Grundsatz, den auch unsere Gebildeten wieder geltend machen wollen, daß man über die Geheimnisse der Religion sich nicht in Untersuchungen einlassen müße. Ein zweites Uebel war, daß das weibliche Geschlecht, dem doch von Natur die Religiosität als Grundzug eingepflanzt ist, und besonders die Angesehenen darunter es für „vornehm“ hielten, den Gottesdienst nur höchst selten zu besuchen, ein Uebel, das die Missionäre vorzüglich wegschaffen zu müssen glaubten, das übrigens auch bei uns nicht fehlt, wiewohl zur Freude der katholischen Kirche in unsern Tagen die Besten und Vornehmsten dieses Geschlechts ihren schönsten Adel in der Frömmigkeit, Religiosität und Menschenliebe suchen.

Zu diesen Uebeln kamen noch schlimmere, insbesondere Wucher, den diese Christen von den Ungläubigen gern annahmen, weil er ihnen Vortheil brachte, und den ihnen ihre Priester selbst nicht wehren konnten, weil ihre Beispiele ihren Worten das Gewicht genommen hatten, wie es leider auch bei uns manchmal der Fall ist; dann die Habsucht, und die daraus immer entspringende Ungerechtigkeit und Gewaltthätigkeit. Gegen alle diese bedeutenden Gebrechen kämpften die Missionäre mit allem Eifer und nicht ohne Erfolg. Denn ihre Waffen waren Geduld, Sanftmuth, Liebe, und vor Allem das Gebet. Solche Waffen sind immer gesegnet von Oben.

---

[1]) Die meisten Missionäre hatten auch mediciniſche Kenntniſſe, die ihnen im Orient große Dienſte leiſteten, zumal da Gott ihre Heilkunſt mit ſeinem Segen begleitete.

Deßwegen hatten die Missionäre häufig die Freude, Ungerechtigkeit, Haß und Feindschaft verschwinden, und ein neues christliches Leben erblühen zu sehen.

Diese schönen Früchte waren es denn auch, welche die vielen Mühseligkeiten dieser beschwerlichen [1]) Missionen, in welchen viele ehrwürdige Männer erlegen sind, erträglich und sogar angenehm machten. So läßt sich auch erklären, warum die Missionäre mit so freudigem Eifer fortwirkten, ohne sich durch Noth und Gefahr oder selbst den sichern Tod, den viele, besonders bei ansteckenden Krankheiten, fanden, abschrecken zu lassen. Freilich war es kaum möglich, die evangelischen Arbeiter immer wieder zu ersetzen, was man um so mehr zu bedauern hatte in diesem Lande, wo die Erndte so reich war, daß es nur an Arbeitern fehlte, um die köstlichsten Früchte einzusammeln. Denn diese Bergbewohner beschämten in der That viele unserer Katholiken, welche den geistlichen Beistand, den sie durch die Gnade Gottes täglich haben, gering schätzen oder doch wenig benutzen, während jene Landleute mit Thränen der Freude die Missionäre kommen, und mit Thränen des Schmerzes sie gehen sahen, mit unbeschreiblicher Sehnsucht der Spendung des göttlichen Wortes und Brodes entgegenharrten, bereitwillig ihre Herzen erschlossen für Gottes Wort und Gnade und redlich mitwirkten, daß sie würdige Früchte der Buße und des christlichen Lebens bringen konnten.

So mußte natürlich der Eifer der Missionäre fortan sich mit den schönsten Erfolgen gekrönt sehen, wenn es ihnen gleich nicht gelang, alle Uebel und alle Mißbräuche abzuschaffen, und Alles mit ihrem Geiste zu durchdringen.

---

[1]) Von Berg zu Berg zu steigen, beladen mit den Altargeräthschaften, bald in den heißesten Gegenden, bald im Schneegebiete zu seyn, den ganzen Tag sich abzumühen mit den evangelischen Arbeiten, nnd dabei die schlechteste Nahrung, und in den elenden Hütten nicht einmal den Schlaf genießen zu können: das waren einige dieser Beschwerlichkeiten.

Diese Mißbräuche schienen am Besten durch ein im Jahr 1736 gehaltenes Nationalconcilium [1]) abgestellt werden zu können, zu welchem der heilige Stuhl als Legaten den berühmten Assemani [2]), einen gebornen, in dem Collegium seiner Nation zu Rom gebildeten Katholiken, absendete, der von den Missionären [3]) auf alle Weise unterstützt wurde. Sie versahen bei diesem Concil die Stelle der Theologen des Papstes, und verwendeten ihren bedeutenden Einfluß zum Besten der Religion. Wie groß aber ihr Ansehen gewesen, läßt sich am leichtesten daraus abnehmen, daß einer dieser Jesuiten, P. Fromage [4]) die Eröffnungsrede halten mußte, welche mit ihrem Feuer und ihrer Freimüthigkeit nothwendig großen Eindruck auf die Versammlung machte. Es gehört begreiflicherweise nicht hieher, alle Verhandlungen und Beschlüsse dieses Concils zur Verbesserung des kirchlichen Zustandes anzuführen, aber der Beschluß darf nicht unberücksichtigt bleiben, weil er unmittelbar die Missionen angeht, daß nämlich in Zukunft bei jedem Bischof zwei Missionäre seyn sollten, die aus gebornen Maroniten, zu Rom gebildet wurden. Denn hieraus mußte für die Beförderung der katholischen Religion in diesen Gegenden viel Gutes hervorgehen.

Wirklich blühte auch diese Mission, und mit ihr der Zustand der Religion unter den Maroniten immer schöner auf, bis auch sie durch die Aufhebung des Jesuitenordens ein harter

---

1) Es waren um den Patriarchen 10 Bischöfe seiner Nation und 3 von andern Nationen versammelt, während 3 maronitische Alters halber nicht auf dem Concil hatten erscheinen können.

2) Einen der größten Gelehrten seines Jahrhunderts.

3) Auch die Väter des heiligen Landes, die, wie die Capuziner und Carmeliter, immer einige weniger bedeutende Missionen in diesem Lande hatten, standen dem Legaten nach Kräften bei.

4) Einer der verdienstvollsten Missionäre in diesen Gegenden, nicht weniger ausgezeichnet durch seine Tugenden, als durch seine Talente, durch seinen Seeleneifer, mit dem er dieß Volk zu erheben suchte, und besonders dadurch, daß er die eingebornen Priester predigen lehrte, und fromme Congregationen gründete, so wie durch den Segen, der auf allen seinen Werken ruhte. Er starb 1740.

Schlag getroffen, und die französische Revolution sie vollends ruinirt hat. Denn durch diese wurden auch die übrigen Orden, welche die Jesuiten ersetzen wollten, außer Stand gesetzt, Nachfolger für ihre alten Arbeiter zu finden. Zwar ist allerdings die katholische Religion unter den Maroniten nicht zu Grunde gegangen, denn sie war zu fest gegründet, aber das katholische Leben hat vielen Schaden gelitten, und erst mit der Restauration konnte wieder daran gedacht werden, den einst so blühenden Zustand wieder herzustellen. Die Lazaristen und besonders die Jesuiten [1]) suchen nach Kräften dahin zu wirken. Auch hat der heilige Stuhl seit 1833 einen beständigen Legaten für diesen, wie für alle andern levantischen Volksstämme aufgestellt in der Person des Erzbischofs von Iconium und apostolischen Vicars von Hierapolis, der seinen Sitz in Antura hat.

Hiedurch müssen wohl diese Missionen einen festern Bestand gewinnen und in jeder Hinsicht gefördert werden. Besonders günstig ist denselben die hohe Achtung für die Jesuiten, welche sich bei diesem Volksstamm von den Vätern her fortgeerbt hat. Vornehme und Priester des Volks wetteifern, ihnen dieselbe zu beweisen. So haben zwei maronitische Emire die Kosten der Einrichtung zweier Missionshäuser für die Jesuiten bestritten, und viele andere waren bereit, ihnen Gefälligkeiten zu erweisen. Indeß hatten diese neuen Missionäre die nämlichen Mühseligkeiten auszustehen, wie die früheren, ja es fehlte ihnen oft an Allem, was zum Leben nothwendig ist. Doch all dieß ertrugen sie mit gleicher Freudigkeit, wie die alten Missionäre, deren großen Beispielen sie möglichst nachzufolgen suchten. Zwar sind es der Arbeiter noch viel zu wenige, aber doch zeigen sich überall die gesegneten Spuren ihrer Wirksamkeit, die sich in Beziehung auf

---

[1]) Diese haben seit 1831 wieder Missionäre in diese Gegenden geschickt, den P. Riccadonna und P. Planchet und den B. Henze, welche zwei Stationen, eine auf dem Libanon, eine bei Balbeck, versehen. Später sind noch einige Väter Jesuiten hinzugekommen.

die Maroniten auf alles erstreckt, was in das Gebiet einer guten Seelsorge [1]) gehört; und Lazaristen und Jesuiten wetteifern darin, das Heil der Seelen zu befördern.

Freilich ist der Zustand des Volkes noch lange nicht so, wie es zu wünschen wäre. Vielmehr zeigen sich immer noch manche Uebel, die durch den Verkehr mit Ungläubigen, mit Schismatikern, ja selbst mit den oft sehr schlechten Europäern erzeugt werden, oder aus der traurigen Lage des Orients überhaupt hervorgehen. Allein dessenungeachtet kann man nicht verkennen, wie viel dieß Volk auch diesen neuen Missionären zu verdanken habe; denn der Segen, den sie verbreiten, ist zu sichtbar, und wird von dem Volke selber mit der innigsten Dankbarkeit anerkannt. Man kann dieß noch besonders aus der großen Verehrung sehen, welche das Volk gegen die Missionäre beweist, und aus dem großen Einflusse, den diese bei demselben haben. Nur darf man in diesem Einfluß nicht einen politischen suchen, wie gewisse Leute, welche die Thätigkeit und Tendenzen eines Missionärs nicht begreifen wollen, bei dem neusten Aufstande der Maroniten gleich die Einwirkung der Jesuitenmissiouäre, und besonders des „unermüdeten“ P. Riccadonna, oder Ryllo, gewittert haben, welche allerdings zwei ungemein eifrige Missionäre sind, die aber gewiß nichts weniger, als einen Aufstand gewünscht haben, durch welchen bei der offenen Perfidie christlicher Mächte, die christliche Sache in diesen Gegenden nur leiden konnte.

Allerdings eilten diese Missionäre von Berg zu Berg, von Hütte zu Hütte, und das thaten alle andern, aber man hätte wissen sollen, daß dieß bei einem Missionär wohl andere, als aufregende Zwecke hat, und daß unmenschlicher Druck bei einem Volke, wie die Maroniten, den Aufstand herbeiführt, ohne daß es noch besonderer Aufreizung bedürfte. Jedenfalls

---

[1]) Auch für den Unterricht wird nach Kräften gesorgt, indem z. B. in Antura nicht nur eine Elementarschule, sondern auch ein sehr gutes Collegium an der Stelle einer ehemaligen maronitischen Anstalt eingerichtet worden ist.

ist so viel gewiß, daß die Missionen bei der Rückkehr der türkischen Herrschaft nichts gewinnen konnten, und die Missionäre mit dem ägyptischen Gouvernement immer zufrieden gewesen sind. Der Gedanke aber, daß das heilige Land wieder in die Hände der Christen gebracht werden solle, war den Missionären sicherlich ganz fremd. Denn sie wußten zwar, daß die christlichen Mächte wohl den „classischen" Boden des heidnischen Griechenlands befreit hatten, daß aber an die Befreiung des heiligen Bodens, auf dem der Erlöser sein Werk vollbracht hat, nimmer gedacht werde, sondern vielmehr die Christen sich nur darum noch stritten, welchem der Ungläubigen sie ihr heiliges Land zur Unterdrückung geben sollten. Es war diesen Missionären keineswegs unbekannt, daß die Enkel den Altvätern nimmer gleichen; denn diese haben einst, dieß Land aus schmählicher Knechtschaft zu befreien, Gut und Blut daran gegeben, aber jene wetteiferten die Knechtschaft dieses Landes zu verstärken. Dieß prächtige Schauspiel christlicher Politik wurde ja vor aller Welt zu Ehren des christlichen Geistes aufgeführt, und darum wäre es thöricht, bei den Missionären so thörichte Hoffnungen zu vermuthen, welche sie zur Erregung des Aufstandes hätten veranlassen können.

Wir haben diese Bemerkung uns erlaubt, weil eine Verläumdung von den Missionären abzuwälzen, und diese von der Verantwortung loszusprechen waren, die auf denjenigen lasten muß, welche diese Wirren erregt haben, insofern durch dieselben die Missionen, und überhaupt die christliche und katholische Sache in diesen Gegenden leiden konnte, oder theilweise gelitten hat.

Wie übrigens nicht nur von Antura aus allein Missionen zu den Maroniten gemacht wurden, sondern auch von andern Stationen aus, und wie auch die in den Städten zerstreuten Maroniten sich der Hilfe der Missionäre zu erfreuen hatten: so war die Mission von Antura auch nicht ausschließlich für die Maroniten bestimmt, sondern es wurde auch den Schis-

matikern, die sich in der dortigen Gegend befanden, viele Aufmerksamkeit gewidmet, und insbesondere auf die Bekehrung der benachbarten Drusen viele Sorgfalt verwendet. Diese bewohnen auch einen Theil des Libanon und Hauran, und kommen der Zahl nach den Maroniten gleich. Ob sie von den Resten der Kreuzfahrer abstammen, die sich in diese Gebirge geflüchtet, ob sie ihren Namen von einem ihrer Führer, dem Grafen von Dreux, oder von Durzi, einem der vornehmsten Apostel des Kalifen Hakem, haben, kann uns gleichgiltig seyn. Aber das ist von mehr Wichtigkeit für unsre Darstellung, daß ihre Religion ein trauriges Gemisch von Heidenthum, Mohammedanismus und Resten ehmaligen Christenthums ist. Während sie nämlich die Statue ihres Gesetzgebers Biemrillah anbeten, und mohammedanische Gebräuche befolgen, lesen sie das Evangelium nicht ohne Interesse, und führen christliche Namen im Munde, ein Zustand, der um so bedauerlicher ist, als der größte Theil unter ihnen, die „Unwissenden, Dgiukhals," gänzlich unbekannt ist mit der Religion, und sich mit einigen heidnischen Gebetsformeln begnügt, und alles Wissen und die Uebung der Religion den „Spirituellen Ukhals" überlassen ist. Das Beste an diesen Drusen war von jeher, daß sie bei weitem nicht so fanatisch gewesen, wie die ächten Mohammedaner, sondern die Missionäre mit viel Ehrfurcht und gern aufgenommen und gehört haben.

Dieser Volksstamm war so sehr in geistigen Tod versunken, daß es fast unmöglich war ihn wieder zu der Höhe des christlichen Geistes zu erheben. Sie hörten, und hörten vergebens, denn ihre Herzen waren todt. Deßwegen erzielten auch die alten Missionäre, Capuziner und dann Jesuiten, so geringe Resultate unter ihnen, daß sie ihre Mühe vorzüglich darauf verwendeten, den sehr schlimmen Zustand der unter ihnen zerstreuten Christen zu verbessern. Dieß war auch wirklich eine Aufgabe, die wir für viel wichtiger halten, als jene, einige Drusen zu bekehren. Denn letztere versprach

wenig Erfolg, während die erstere täglich neue Früchte brachte, weil dort der Eifer der Missionäre einen zwar vom Unkraut überwachsenen, aber dennoch empfänglichen Boden fand. Und wer weiß, ob nicht vielleicht die Erhaltung des katholischen Glaubens in diesen zerstreuten Schäflein auch für die in neuster Zeit so zahlreich gewordenen Bekehrungen unter den Drusen selber von großer Bedeutung gewesen, und dieselben angebahnt hat? Der neusten Zeit war es nämlich vorbehalten, unter diesem halbheidnischen Volksstamme viele Seelen zu gewinnen, und es scheint, daß die Gnade Gottes immer mehr durchdringen werde, nachdem die harte Rinde von diesen Herzen genommen ist. Es ist dieß um so erfreulicher, je weniger frühere Anstrengungen fruchten wollten. Erst vor wenigen [1]) Jahren gab Gott zu diesem Werke seinen Segen, und eine reiche Ernte begann. Vorzüglich war es die apostolische Liebe des Capuziners Johann von Termini, welche zuerst in dem Flecken Solyma einige neue Schäflein in die Hürde Christi brachte. Mehrere Familien nach einander wurden von ihm getauft (1837). Und immer mehrere verlangten die Taufe, oder waren doch auf dem Wege zum Evangelium, so daß der apostolische Delegat Angelus von Fazio an dem nächsten Pfingstfeste die feierliche Taufe von 20 Drusen vornehmen konnte. Man kann kaum sagen, ob bei der Ankunft dieses trefflichen Bischofs, und bei dem schönen Tauffeste die Freude und das Entzücken der Neophyten oder des Bischofs und seiner Begleiter größer gewesen sey. So viel ist gewiß, daß er bei seiner Ankunft selbst von den noch Ungläubigen mit

---

1) Noch im Anfange des Jahres 1837 hatte ein Missionär geschrieben: „was die Drusen betrifft, so scheinen sie der Wahrheit unzugänglich, man weiß nicht Einen, der das Christenthum angenommen hätte."

Zwar war der mächtige Drusenfürst Emir Beschir, längst katholischer Christ, und hat auch seinen Glaubensgenossen manchen Dienst gethan, aber er ist kein geborner Druse, und bemüht sich auch nicht sehr, seinen Glauben zu zeigen, während seine Kinder dieß offener thun.

außerordentlichem Jubel empfangen wurde, was auf die günstige Disposition für die Annahme des christlichen Glaubens schließen läßt, in der sich das Volk gegenwärtig befindet. Dieß ist aber nicht etwa nur in diesem einzelnen Flecken der Fall, sondern allenthalben zeigen sich gleich günstige Aussichten, gleich erfreuliche Resultate. So tauften die Jesuiten von ihrer Station zu Bekfaja aus die angesehenste Familie des Dorfes Zaraun, und bereiteten manche andre auf den Empfang der Taufe vor.

Noch glänzendern Erfolg hatten die Bemühungen des griechisch-katholischen Bischofs von Bairut, Agapios Riasci, der in dem Flecken Sciocfel allein gegen 70 Personen taufte, und immer neue wollten von ihm zum Bade der Wiedergeburt zugelassen werden. Wie hier, so zeigte sich noch an vielen andern Orten ein sehnsüchtiges Verlangen, den christlichen Glauben anzunehmen. Man könnte glauben, es sey dieß aus zeitlichen Rücksichten geschehen, weil nämlich die Christen von der Aushebung zum Kriegsdienste befreit wären. Allein es verhält sich dieß keineswegs so. Denn Alte, und Frauen und Kinder waren es ja meistentheils, welche nach der Taufe sich sehnten, und anderseits beeilten sich die Missionäre nicht gar sehr, junge Leute sogleich zu taufen, sondern sie beobachteten darin die größte Vorsicht, um ja dem Gouvernement keine Veranlassung zu geben, diesen Bekehrungen aus politischen Gründen in den Weg zu treten. Nur nach langer Prüfung ihrer reinen Absichten nahmen sie dieselben auf, wie dieß besonders in Solyma [1]) der Fall war, als eine große Menge Leute inständig

---

[1]) Mehrere Briefe an den Legaten drückten die reinen Absichten und die Sehnsucht dieser Drusen nach der Taufe schön aus.

Einer davon lautet:

„Wir wollen Christen werden: Du kannst nicht zweifeln an unserer Berufung; du kannst nicht besorgen, daß unser Beweggrund der sey, dem Militärdienst zu entgehen, denn es sind unter uns viele Greise, Weiber und Kinder; wir suchen nur den Frieden und die Freude unseres Gewissens. Bisher verdammt zu finsterer Unwissenheit in all dem, was unsere väterliche Religion betrifft, lebten wir, ohne zu wissen, wie wir Gott dienen, ihn erkennen und lieben

um die Taufe bat, von denen sie nur die Alten, Frauen und Kinder nach kürzerer Probe, die jungen Leute aber erst nach langer Prüfung erhielten. Noch deutlicher beweist sich die freie Hinneigung zum Christenthum darin, daß ein sehr rechtschaffener Druse in Solyma noch auf dem Todbette die Taufe begehrte, und daß selbst die Häupter der Drusen nach seinem Tode zu einem christlichen Begräbniß desselben nach Kräften mitwirkten.

Eben dieser Tod gab dem Missionär Gelegenheit, seine Uneigennützigkeit an den Tag zu legen. Denn der Verstorbene hatte all seine Güter dem Missionär vermacht, der sie aber den Verwandten desselben mit rührenden Versicherungen, daß er nicht ihr Gut, sondern ihre Seelen verlange, zurückgab, und so mehrere unter denselben gewann.

So nahm auf allen Seiten, besonders auch bei den Jesuitenmissionären, die sich unterdessen vermehrt hatten, die Zahl der Täuflinge zu, so daß ein Missionär im Jahre 1838 schreiben konnte: „Alles geht gut.“ Aber der Feind alles Guten wurde neidisch, und schnell erregte er einen Sturm. Seine Werkzeuge waren die Schismatiker, deren Eifersucht durch die neuen Triumphe der katholischen Kirche entflammt wurde.

Denn die Ketzerei und das Schisma [1]), selbst impotent, den Glauben fortzupflanzen, weil sie in sich selbst nur scheinbar Leben hat, kann nur mit dem bösen Neide einer Unfruchtbaren auf die kindergesegnete Mutter schauen. Dieser Neid offenbart sich in der bösen Lust, die glückliche Mutter und

---

sollten. Du hast vier Monate die ersehnte Taufe verschoben, mache doch unsrer Prüfung ein Ende; und wenn du unsere Wünsche nicht erfüllen kannst, so nimm doch wenigstens die Kleinen auf, die wir dir darbieten. Taufe diese theuren Kinder, welche dir Geiseln für die Glaubenstreue ihrer Väter seyn mögen.“

18. August 1838.

1) Deutlich zeigt dieß die russische Kirche, um von andern zu schweigen. Sie kann wohl mit der Gewalt der Religion des Staates die verschiedenen Christen unterwerfen, aber diese Religion hat nicht die Kraft, auch nur einen einzigen von den zahlreichen Ungläubigen desselben Staates zu bekehren.

ihre Kinder zu verderben. So auch hier, wie überall. Alle Mittel wurden angewendet, um das Gouvernement gegen diese Missionen aufzuregen, dem man besonders vorstellte, wie durch die Bekehrungen diese kriegerische Nation den ägyptischen Heeren entzogen werden würde. Dieß wirkte, und die Taufe der Drusen wurde in einem Circular an alle Bischöfe verboten. Nicht genug, es wurden auch wirkliche Gewaltthätigkeiten gegen die Bekehrten begangen, zwar nicht gegen die von den europäischen Missionären Getauften, aber gegen solche, welche der verdiente Bischof Agapius aufgenommen hatte. So wurden in der Kirche von Mar-Giourias-Kerkafe an einem Sonntage vierzig solche Neugetaufte ergriffen und gefesselt, um theils unter die Soldaten, theils auf die Galeeren von St. Jean d'Acre gebracht zu werden. Gegen alle diese Uebel und die noch drohenden größeren hatten die Missionäre kein anderes Mittel, als Gottvertrauen und Gebet. Indessen verzagten sie nicht, sondern wirkten fort mit unerschüttertem Muthe. Ihr Bischof aber, der apostolische Delegat, Angelus von Fazio, versäumte nicht, in einem sehr energischen Schreiben die nachdrücklichste Protestation gegen ein absolutes Verbot der Drusenbekehrung einzulegen.

Mit apostolischer Freimüthigkeit spricht er darin aus, daß er allerdings diejenigen Bekehrungen, welche bloß aus irdischen Rücksichten geschähen, selber mißbilligen, und sie auf keine Weise begünstigen würde. Aber in keinem Falle werde ihn das Verbot abhalten, diejenigen in seine heilige Kirche aufzunehmen, welche ein reiner Drang zu ihr leite. Denn die Religion, welche man als die wahre erkenne, anzunehmen, sey Pflicht, sey natürliches Recht, das keine irdische Macht, wenn sie vernünftig und gerecht sey, rauben könne. Nur die Tyrannen in barbarischen Zeiten nöthigten ihre Völker, dem Cultus beizutreten, den sie in ihrem Reiche zu autorisiren beliebten, weil sie kein Recht anerkenneten, als das der Gewalt, aber civilisirte [1]) Herrscher hätten diesen ungerechten und er-

[1]) Der verehrte Bischof hat wahrscheinlich die Russen! nicht zu den civilisirten Nationen gerechnet.

folglosen Anmaßungen längst entsagt. Und in der That beweise das Beispiel so vieler Millionen von Martyrern, daß der Glaube des Menschen nicht durch menschliche Macht und Gewalt erzwungen werden könne. „Wenn also," schließt das Schreiben, „dein Circular sich auf diejenigen bezieht, welche nur, um sich ihrer Verpflichtungen gegen das Gouvernement zu entziehen, Christen werden wollen, so ist es gerecht, und soll gewissenhaft ausgeführt werden. Wenn man aber eine allgemeine Anwendung davon auf alle diejenigen machen wollte, welche sich zur katholischen Religion hingezogen fühlen, so rein auch immer ihre Gesinnungen seyn mögen, so wäre der Befehl ein ungerechter, ein tyrannischer, den ich nie annehmen würde, und den ich sicherlich weder von Sr. Hoheit Mehemet Ali, noch von seiner Exzellenz Emir Beschir [1]), noch von irgend einem Souverain, der noch Achtung für Recht und Vernunft hat, erhalten werde."

Diese eines apostolischen Delegaten würdige Sprache konnte ihren Eindruck nicht verfehlen, und es ist nur zu bedauern, daß der treffliche Mann, der sie führte, dieser und den syrischen Missionen überhaupt so bald entrissen wurde.

Jedoch die Gnade Gottes ersetzt alle solche Verluste wieder, und beschwichtigt alle Stürme, die sich wider sein Reich erheben, und so dürfen wir hoffen, daß dasselbe auch unter diesem Volksstamm immer mehr sich ausbreiten werde. Denn der Boden ist empfänglich, die Arbeiter sind unermüdet, wenn also Gott das Gedeihen giebt, so müssen reiche Früchte hervorsprossen.

Bei dieser Mission in Kesroan können wir noch hinzufügen, daß die Missionäre zugleich manchen Schismatiker gewonnen, ja sogar mehrere Türkenfamilien [2]) bekehrt haben,

---

[1]) Wir hätten von diesem Manne schon früher gesprochen, wenn sein Einwirken auf die Religionsangelegenheiten so bedeutend gewesen wäre, als sein politischer Einfluß. Allein im Ganzen genommen, hat er, obwohl Katholik, wenig für die Verbreitung seines Glaubens geleistet.

[2]) So bereitete der Missionär Leroy im Jahre 1837 sechszehn Tür-

was sie nur auf diesem Gebirge wagen durften; ebenso daß sie noch Manches unter den Metaulis, einer mohammedanischen Secte, zu wirken versucht, und auch auf die Beduinen [1]) ihre Wirksamkeit ausgedehnt haben. Allein alles dieß ist zu vereinzelt, so daß es mehr ein schöner Beweis des Eifers der Missionäre, als für die Mission von Bedeutung seyn kann.

Die Hauptsache ist, daß die Bekehrung der Drusen mit Erfolg begonnen hat, und daß die Maroniten im katholischen Glauben und Leben erhalten und gefördert worden sind.

Auch in den andern syrischen Missionen war diese Erhaltung, die Regeneration und der Unterricht der Gläubigen Hauptziel und Hauptresultat. Hiezu kam jedoch die Bekehrung der Schismatiker als zweite, wenigstens theilweise gelöste Aufgabe.

Vor allen waren es die in den Städten zahlreichen katholischen Griechen [2]), sodann die katholischen Syrier (zusammen 4—5000 mit einem Patriarchen und drei Bischöfen), die Armenier (ebenfalls 4—5000 mit einem Patriarchen), die in den Städten zerstreuten Maroniten und die wenigen Lateiner, welche alle die Sorgfalt der Missionäre in den verschiedenen Stationen in Anspruch nahmen. Neben diesen verschiedenartigen Katholiken aber waren ebenso viele griechische, syrische und armenische Häretiker und Schismatiker, an deren Wiedervereinigung mit der Kirche gearbeitet werden mußte. Da gab es allerdings keine Königreiche für Christus zu erobern, aber ein reiches Feld zur Arbeit und zur Erndte. Es galt, die Katholiken in ihrem heiligen Glauben zu bewahren, gegen die Ansteckung durch das Schisma und gegen Sitten-

---

kenfamilien auf die Taufe vor, für die er bei den Drusen um Schutz bat.

[1]) Vorzüglich zeichnete sich der Jesuit Planchet in neuester Zeit durch die Liebe aus, die er unter den pestkranken Beduinen bewies.

[2]) Ihre Zahl beläuft sich auf ungefähr 50,000, und sie haben einen Patriarchen und acht Bischöfe: von Sydon, Tyrus, Acre, Zaaleth, Bairout, Baalbeck, Aleppo und Hauran. Damask steht unter der Jurisdiction des Patriarchen.

verderbniß zu schützen, und die Verirrten in die Hürde Jesu Christi zurückzuführen. „Und," fügt ein Missionär hinzu, „wenn wir auch keine andere Beschäftigung hätten, als mit gewissen ganz verborgenen Werken, die uns alltäglich sind, so würden wir uns glücklich schätzen, unser ganzes Leben darauf zu verwenden, weil sie, obwohl verborgen, doch wohlgefällig sind vor den Augen Gottes." Die vielen guten Werke, die es hier zu wirken gab, trösteten auch die Missionäre der verschiedenen Orden für die vielen Mühseligkeiten und Leiden, die sie in diesen Gegenden zu erdulden hatten.

2. Mission in Aleppo,

Nach Aleppo, einer der größten und besonders wegen ihres Handels wichtigsten Städte des türkischen Reiches, kamen zuerst die auf Befehl Urbans VIII. von dem Jesuitengeneral Mutio Vitelleschi im Jahre 1625 abgeschickten Missionäre Kaspar Manilier und Joh. Stella. Nur nach mehreren Stürmen konnten sie sich festsetzen. Denn kaum war ihre Ankunft bekannt geworden, so wurden sie auf Anstiften eines einflußreichen Schismatikers wieder vertrieben und einem Schiffscapitän übergeben, der sie nur in Frankreich ans Land setzen sollte.

Aber vom Sturme nach Malta verschlagen, mußte er den gefährlich erkrankten P. Manilier zurücklassen. Indeß wurde der Kranke wieder gesund, und sogleich beschloßen die Missionäre nach Constantinopel zu gehen, um durch Verwendung des französischen Gesandten einen Schutzferman für eine Mission in Aleppo zu erhalten, was ihnen ganz nach ihrem Wunsche gelang. Da sie unterdessen auch von Frankreich aus einen königlichen Befehl an den französchen Consul in Aleppo, sie unter seine Protection zu nehmen, erwirkt hatten, so konnten sie getrost in diese Stadt zurückkehren.

Zwar erhob sich sogleich wieder die Verläumdung und Denunciation gegen sie, allein zur Schande der Verläumder

und zum Thriumph der Missionäre. Denn der neue Pascha, der die Missionäre von Constantinopel aus kannte, wies die Denuncianten schmählich ab, mit schweren Drohungen gegen jeden, der die Väter, welche er in seinen Schutz zu nehmen versprach, beläſtigen würde.

Und nun konnten die Missionäre rüstig ihr Werk beginnen zur unaussprechlichen Freude der Katholiken, welche diese Freude auch durch ihren Eifer und ihre Theilnahme an dem Unterricht und den Conferenzen der Missionäre bewährten. Bald wußten sich auch die beiden Väter, Manilier und Queyrot, der an die Stelle des nach Frankreich abgereisten P. Stella gekommen war, durch ihren Seeleneifer und vorzüglich ihr edles Benehmen bei der Pest allgemeine Achtung zu verschaffen, so daß sie, besonders seit neue Arbeiter angekommen waren, von Tag zu Tag neue Triumphe über die Häresie und Sittenlosigkeit erringen konnten.

Da sollten die Werkzeuge der göttlichen Gnade durch die Verfolgung geprüft werden, welche ein neuer Pascha auf die verläumderische Anklage der Schismatiker über sie verhängte. Hartes Gefängniß traf die Väter Queyrot und Chezaud, und die Brüder F. Beschesne und R. Bourgeois. Manilier war den Verfolgern entgangen. Die Eingekerkerten aber trugen mit unerschütterlichem Gottvertrauen ihre schweren Fesseln, und sie wurden nicht zu Schanden. Denn es fand sich bald ein einflußreicher Fürsprecher, der den Pascha von ihrer Unschuld überzeugte, und so ihre Freilassung bewirkte, und dadurch die größte Freude unter den Katholiken erregte.

Die Befreiten verdoppelten ihren Eifer und wirkten ohne Unterlaß durch den Unterricht der Jugend, durch Gründung und Leitung von drei Congregationen, durch Predigen und Ermahnen und Verwaltung der Sacramente, und überhaupt durch die treuste Hirtensorgfalt für diese vernachläßigten Schäflein. Die Erfolge entsprachen den Anstrengungen, aber die ersten Arbeiter mußten bald erliegen, wurden jedoch immer

durch neue ersetzt. So wirkten zu verschiedenen Zeiten in dieser Mission, welche besonders durch die im Jahre 1679 erfolgte Ernennung der Missionäre zu Consulatscaplänen gefördert wurde, die Väter J. Amieu, W. Goted, G. Rigauld, R. Clisson, M. Nau, Avril und J. Besson. Alle diese Männer arbeiteten mit dem größten Eifer und Segen an dem Heile der Seelen. Alle verdienen Lob und Ehre. Vorzüglich aber hat sich der ehrwürdige P. Besson unter ihnen ausgezeichnet, ein Mann voll apostolischen Eifers, wie ausgerüstet mit den glänzendsten Fähigkeiten und erstarkt durch die strengste Selbstabtödtung, welcher den Rest seines Lebens in diesen Missionen dem Herrn opfern wollte, und wirklich die Gnade erlangte, im Dienste der Pestkranken ein Leben hinzugeben, in welchem er so Vieles geleistet hatte.

Mit ihm fanden noch manche Andre den Tod christlicher Liebe. Auch ihre Nachfolger, die Väter Deschamps und Gabriel von Clermont endeten ihre gesegnete Laufbahn im Dienste ihrer sterbenden Mitchristen, die vom Scharlachfieber befallen waren. Alle wollten freudig Leiden und Tod erdulden, wenn sie nur Seelen dadurch gewinnen konnten. Wie daher die einen muthig dem Tode bei dem Dienste der Kranken entgegengiengen, oder durch Anstrengungen sich erschöpften, so erduldeten die andern mit Heiterkeit Schläge und Fesseln, welche öfters über dieselben kamen, wenn falsche Anklagen den habsüchtigen Paschas Gelegenheit gaben, durch Qualen Geld zu erpressen. Doch nicht nur die Missionäre zeigten solchen Glaubensmuth, sondern auch die vornehmsten eingebornen Priester traf der Grimm der Schismatiker und die Grausamkeit der Ungläubigen, aber mit gleichem Starkmuth duldeten sie für ihren Glauben. So der katholische Patriarch und der Erzbischof von Aleppo [1], welche um ihres Glaubens willen standhaft die Bastonade, schweres Gefängniß und andere Mißhandlungen auszustehen hatten, denen ihr Leib, aber nicht ihre Seele erlag.

---

[1] Gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts.

Solcher Glaubensmuth, verbunden mit der unermüdlichen Thätigkeit der Missionäre mußte natürlich die schönsten Früchte hervorbringen. Die Bekehrungen von Schismatikern wurden immer häufiger, selbst ein griechischer Patriarch von Aleppo vereinigte sich (1717) mit der Mutterkirche. Um aber einen Begriff von der seelsorglichen Thätigkeit der Missionäre zu bekommen, darf man nur erwägeu, daß sie z. B. im J. 1714 in Aleppo gegen 400 Generalbeichten und 3000 einfache Beichten hatten, die in diesem Lande sehr wichtig sind, wo die Priester, um schnell fertig zu werden, und nur um Geld zu bekommen, die Beicht auf eine höchst nachläßige Weise behandeln. Wie fruchtbar aber diese Beichten gewesen, beweisen die vielen Wiedererstattungen ungerechten Gutes, sowie die Versöhnungen zwischen erbitterten Feinden, welche darauf folgten.

Solche Früchte in der Stadt und auf dem Lande zeugen am Besten für den innern Ernst solcher Beichten, so wie für den Eifer der Missionäre. Sie begnügten sich jedoch nicht damit, sondern verwendeten eine vorzügliche Sorgfalt darauf bei der Jugend Keime für die Zukunft zu legen. Es war ihnen natürlich ein Leichtes, ihre jungen Zöglinge dahin zu bringen, daß sie die schismatischen Priester, welche keinen festern Grund, als ihren Eigensinn und ihre Unwissenheit hatten, zu widerlegen vermochten.

Sie hatten auch die Freude, rührende Beispiele von christlicher Gesinnung unter allen Ständen und Geschlechtern zu sehen. Es sind zwar nur wenige Züge davon aufbehalten worden, und diese wenigen wollen in ihrer Bedeutung gefühlt, nicht mit unserm Verstande bemessen seyn. Von unsern Lesern sind wir überzeugt, daß sie etwas Höheres darin anerkennen, wenn ein junges Mädchen, um den Nachstellungen ihrer Brautbewerber zu entgehen, und sich ganz Gott weihen zu können, ihr schönes Angesicht entstellt [1], wenn eine vor-

---

[1] Und bei uns! —

nehme Frau aus Rücksichten der Schamhaftigkeit und der Abtödtung sich die im Orient so gewöhnlichen Bäder [1]) ganz versagt und wenn ein armer Handwerker immer den Aermern gibt, und seinen letzten Bissen Brod mit ihnen theilend, seinen Kindern sagt: „So lang ich mein Brod mit Jesus Christus theile, wird es uns nie mangeln.“

Es sind dieß wenige und kleine Züge, aber sie zeugen für einen frommen Geist, wie er in dieser Mission sich immer mehr erhöhte, und insbesondere durch eine marianische Congregation befördert wurde. Man mag von solchen Congregationen denken, was man will, aber wenn sie so gut geleitet werden, wie diese und so viele andre Jesuitencongregationen, und wenn sie den Zweck haben, den Geist der Frömmigkeit und die Reinheit der Sitten durch eine gute Regel zu befördern, welche zum Gebet, zur frommen Lesung, zu frommen Werken und zum öftern Gebrauche der heiligen Sacramente verbindet, so müßen sie viel Gutes stiften. Man kann dieß unschwer ermessen, wenn man den Wandel alter Bürger und Beamten, welche Mitglieder solcher Congregationen gewesen, mit demjenigen vergleicht, welchen man bei den Mitgliedern so vieler modernen Associationen und aufgeklärten Vereine wahrnimmt.

Ich weiß nicht, wie es kam, aber es hat viele solcher alten Männer gegeben, vor denen man unwillkührlich Ehrfurcht [2]) hatte, während man für die aufgeklärten Herren wenig davon verspürt.

Doch mag es sich damit verhalten wie es will, die erwähnte Congregation hat viel zum Gedeihen des christlichen Lebens in dieser Mission beigetragen.

Wie konnte es denn auch anders seyn, als daß alle Mittel, die hier angewendet wurden, gesegnet waren, da sie von Männern gebraucht wurden, welche durchaus vom gött-

---

[1]) Und unsre Bäder! —

[2]) Es wäre wirklich interessant, zu beobachten, wie mit dem religiösen Leben der Alten zugleich die Ehrfurcht in der Jugend abgenommen hat.

lichen Geiste erfüllt waren. Wir brauchen nur den einzigen Bernhard Couder zu nennen, einen Mann, der 34 Jahre lang mit apostolischem Eifer die Last der evangelischen Arbeit getragen, nnd bei dem man kaum zu entscheiden weiß, ob man sein Talent oder seine Tugend mehr bewundern soll. Als feuriger Prediger zog er eine große Schaar Zuhörer selbst aus den Schismatikern an, und seine hinreißende Rede gewann ihm ihre Herzen. Mehr als 900 Familien in Aleppo hat er zum katholischen Glauben und Leben herangebildet. Um desto erfolgreicher an ihrer Umgestaltung arbeiten zu können, hatte er die Stadt in sieben Quartiere getheilt, die er abwechselnd von Tag zu Tag besuchte.

Die erste Sorgfalt widmete er immer den Kranken, bei denen er durch seine Liebe, unterstützt von seinen medicinischen Kenntnissen, sich volles Zutrauen und so die beste Grundlage erwarb, um ihre Bekehrung und Heiligung zu erwirken.

Waren seine Kranken besorgt, so gieng er an die Unterweisungen seiner Schüler in allem dem, was zum Heile nothwendig ist. Diejenigen, welche nicht kommen konnten, suchte er in ihren Häusern auf, und Sündern gieng er oft Tage lang nach, um sie auf den Weg des Herrn zurückzubringen. Was sollen wir aber erst von seiner liebenswürdigen Sorgfalt für die Armen, und von dem unerschrockenen Muthe sagen, mit dem er den Pestkranken diente? Er war ein Vater der Armen, der ihnen immer wieder Hilfe zu verschaffen wußte, und ein Held, welcher in sechs Pestzeiten sein Leben an den Dienst der Seelen wagte. Alles dieß hat er siegreich überstanden, sowie auch die vielen Mißhandlungen, die während seines apostolischen Lebens über ihn kamen. Aber die Lasten, die er getragen, und das Alter [1]) hatten allmälig seinen Leib gebrechlich gemacht, doch nicht seine Seele. Denn nicht ein Wort der Klage vernahm man je von ihm, sondern rüstigen

---

[1]) Er war mit 38 Jahren in die Mission gekommen, und hatte 34 Jahre daselbst gewirkt.

Geistes, wie in den Tagen seiner Kraft, verwendete er auch noch die kurzen Zwischenräume, wo seine Leiden nachließen, zum Dienst der Seelen. Und so raffte sich der alte Seelenhirte, als er sein Ende nahe fühlte, noch einmal auf, um seinen Schäflein seine letzten Ermahnungen zu geben, und dann — zu sterben, wie er gelebt.

Leider verlor die Mission gleich nach ihm (1719) viele treffliche Missionäre der Societät und andrer Orden, der Franziskaner, besonders der Väter des heiligen Landes, und auch der Carmeliter, welche alle in der damaligen fürchterlichen Pest ihr Leben opferten. Tag und Nacht hatten sie wirken müssen. Denn Alle, Katholiken und Schismatiker, begehrten ihre Hilfe, und willig brachten sie dieselbe. Und so trafen sie oft in einer Kammer vier bis fünf Sterbende, mußten sich zu ihnen niederbeugen, und ihre Ohren an die todathmenden Lippen halten, um die Beicht der Sterbenden zu hören. Manche wurden dennoch durch die Gnade Gottes erhalten. So der unermüdete Vater Yvo von Lerna [1]). Aber viele erlagen, wie z. B. der treffliche Carmeliter Emmanuel, der vier Monate lang den Pestkranken gedient hatte, der fromme Vater Arnoudie, und der tugendhafte Bruder J. Marthe aus der Societät, welcher früher als französischer Juwelier nach der Levante gekommen war, um Kostbarkeiten zu suchen, aber dort erkannte, daß der schönste Juwel ein gottgeweihtes Leben ist, und sich daher in die Societät aufnehmen ließ, und als ihr treuer Jünger im Dienste der Brüder Jesu Christi starb. Wie diese, so starben von Jahr zu Jahr Manche, und die Ueberlebenden priesen sich glücklich, und flehten zu Gott um die gleiche Gnade, im Dienst der Liebe sterben zu dürfen.

Solche Aufopferung gewann der Kirche Jesu Christi immer neue Glieder. Das erregte den Haß der Schismatiker,

1) Er wirkte 45 Jahre in diesen Gegenden, und starb 1746, nachdem er viele Leiden eines Missionärs, Einkerkerung u. s. w. getragen, und mehrmals die Pest überstanden hatte.

besonders des fanatischen Patriarchen Sylvester von Antiochien, welcher durch Ränke aller Art sich diese Stelle verschafft hatte, und bald nach der Pest (1723) einen Ferman des Sultans auszuwirken wußte, wodurch die Annahme der katholischen Religion und ihre Ausbreitung durch die Missionäre verboten, und die Rückkehr der Bekehrten zu ihren alten Irrthümern befohlen ward. Dieser Befehl war natürlich den habsüchtigen Paschas sehr willkommen, um von den Katholiken durch Einkerkerung und Drohungen mit Verbannung und Tod schwere Geldsummen erpressen zu können.

Zwar wurde durch den Einfluß Frankreichs der Mission einige Hilfe geleistet, allein immer wieder wußte Sylvester den Sturm gegen sie zu erregen, wiewohl er in Aleppo nicht so aufzutreten wagte, wie in Damask und andern Städten, welche unter seiner unmittelbaren Jurisdiction standen, während dieselbe von den Aleppinern nicht anerkannt wurde. Doch hatte die Mission noch lange keine Ruhe. Selbst als es schon nahe daran war, daß die Absetzung des ränkesüchtigen Mannes ausgesprochen worden wäre, wußte er dieß wieder zu vereiteln, und wenn er auch vertrieben wurde, so kehrte er schnell wieder zurück, und wüthete ärger, als zuvor. Aber endlich ward ihm dieß Treiben gelegt, er wurde abgesetzt und verbannt, und die Mission erfreute sich lange Zeit eines nur wenig getrübten Friedens, und blieb auch verschont von der Verfolgung, die Sylvester im Jahre 1747 in Damaskus noch einmal zu erregen wußte, bis er auf immer abgesetzt ward. Daher machte sie immer größere Fortschritte, bis zu dem unglücklichen letzten Viertel des 18. Jahrhunderts, durch dessen Ereignisse die Missionen verwaisten.

Doch hatte Aleppo immer das Glück einige wenige Missionäre theils aus den Franziskanern, theils aus den Lazaristen zu besitzen, welche letztere die Stelle der Jesuiten einnahmen. Schon im Jahre 1796 hatten sie mehrere Congregationen gegründet, durch welche das christliche Leben wesentlich gefördert wurde. Auch bewiesen alle Missionäre aus

den verschiedenen Orden den alten Eifer für Seelsorge und Jugendunterricht, wodurch die Mission bald wieder sich erholte. Aber je gesegneter ihr Wirken wurde, desto mehr regte sich wieder der alte Haß der Schismatiker, der besonders im Jahre 1817 auf's Neue in seiner ganzen Stärke sich offenbarte. Es gelang dem griechisch-schismatischen Bischof, einen Ferman zu erwirken, wodurch die Katholiken genöthigt werden sollten, mit den Schismatikern sich zu vereinigen, und den Missionären verboten wurde, das Quartier der Christen zu betreten. Doch weder diese noch jene ließen sich schrecken, sondern ihre Missionäre setzten muthig ihr Werk fort, und die Katholiken zeigten eine Standhaftigkeit, die selbst durch den drohenden Tod nicht erschüttert werden konnte, vielmehr durch das Martyrthum von vier, und bald darauf acht andern edeln Opfern des fanatischen Hasses noch erhöht wurde. Dieser Heldenmuth gewann mitten in der Verfolgung der Kirche viele neue Glieder, und bald traf auch die Verfolger die Rache, indem sich die Wuth der Türken gegen sie selber und besonders gegen ihren Bischof wandte, der kaum durch die Flucht sein Leben retten konnte.

Auch die schismatischen Syrier hatten früher, so oft es möglich war, Verfolgungen gegen die Katholiken zu erregen gesucht, aber schon 1810 hatte sich alles so geändert, daß der katholisch-syrische Patriarch, der sich früher immer auf dem Libanon hatte verbergen müssen, seinen Sitz von Aleppo einnehmen, und gleich ihm seine Nachfolger ohne Unterbrechung ihre Autorität ausüben konnten. Seither aber sind fast alle eutychianischen und jacobitischen Syrier in Aleppo katholisch geworden. Ebenso hat sich die Lage der katholischen Armenier und Griechen immer mehr verbessert, insbesondre seit sie durch die Emancipation von den schismatischen Patriarchen allen Vexationen von dieser Seite entzogen worden sind. Ueberhaupt aber hat die Häresie und das Schisma in dieser Mission von Aleppo solche Niederlagen erlitten, daß nur noch 3000 Schismatiker sich daselbst befinden, während sich die

Zahl der Katholiken auf 17,000 belauft, was allerdings gegen die früheren 50,000 eine bedeutende Abnahme ist, die sich aber leicht daraus erklären läßt, daß Krankheit und besonders das Erdbeben von 1822 die Bevölkerung dieser Stadt um mehr als die Hälfte herabgebracht hat. Und vergleicht man das Zahlenverhältniß der Katholiken zu den Schismatikern, wie es jetzt ist, mit dem früheren, so ist dieß ein für die ersteren außerordentlich günstiges, und zeigt eine bedeutende, verhältnißmäßige Zunahme, während die Schismatiker immer abgenommen haben. Gewiß ist es eine erfreuliche Erscheinung, daß auch hier, wie überall, alle Drangsal und Verfolgung nur zum Triumph der Kirche und zur Vermehrung ihrer Glieder geführt hat, und noch erfreulicher, daß die Aussichten immer besser werden [1]). Denn die Religion genießt jetzt völlige Freiheit, die Häretiker sind entwaffnet, und haben kein Mittel mehr, die Katholiken zu beunruhigen, und selbst die Türken sind nicht nur ganz duldsam, sondern auch zugänglicher für das Reich Gottes geworden, von welchem Viele nur noch durch das Schwert abgeschreckt werden. Zwar ist der Augenblick noch nicht gekommen, wo ihnen das Wort Gottes frei verkündet werden könnte, und sie es frei hören und ihm folgen dürften. Aber Gott wird ihn bald schicken, wie er Manchen von ihnen jetzt schon den Weg in sein Reich geöffnet hat.

Fast zu gleicher Zeit und unter ähnlichen Umständen und Erfolgen wurde gegründet die

3. Mission in Damaskus,

der Hauptstadt Syriens seit alter Zeit.

In dieser Stadt gab es um die Mitte des 17. Jahrhunderts fast gar keine Katholiken mehr, außer den nicht gar

---

[1]) Die Missionäre, deren Zahl sich gegenwärtig auf etwa 8 beläuft, Lazaristen, Capuziner, Väter des heiligen Landes und ein Carmeliter haben für ihren Gottesdienst vier Kirchen. —

zahlreichen Maroniten, welche seit alter Zeit eine Kirche und freien Gottesdienst daselbst gehabt hatten. Jedoch waren auch die Griechen [1]) damals noch nicht so sehr in ihr Schisma versunken, wie dieß später geschah. Darum nahmen sie auch den Missionär Queyrot [2]), welchen ihr neuer Patriarch Eutimios als Rathgeber mitbrachte, und auf alle Weise begünstigte, aufs Beste auf, und er konnte ungestört unter ihnen wirken, unterstützt von dem trefflichen Bruder Vollrath Bengen. Aber bald schien durch die Flucht des Patriarchen vor den Erpressungen der Türken, sowie durch ein während des Kriegs mit den Venetianern erlassenes Verbannungsdecret aller Lateiner alle Aussicht auf die Gründung einer Mission benommen zu seyn. Jedoch P. Queyrot hatte sich bereits ein solches Ansehen in ganz Damaskus erworben, daß sich kein türkischer Beamter an ihn wagte. Er konnte daher nicht nur ungestört seine evangelischen Arbeiten fortsetzen, sondern hatte auch bald die Freude, ein Missionshaus durch einen hohen christlichen Officier [1]) der türkischen Artillerie begründet zu sehen. So konnte er Gehilfen herbeirufen. Der erste war K. Malval, der aber bald seinen übermäßigen Anstrengungen erlag. Diesem und dem Begründer der Mission selber, der 38 Jahre in Syrien mit großem Segen gewirkt hatte, und bei seinem Tode allgemein beweint wurde, folgten andre Männer von hohem Verdienste, unter denen sich besonders die Väter Nau und Clisson [3]), auch P. Parvilliers, Richelius, Resteau u. A. auszeichneten.

---

1) Es waren in dieser einst so blühenden Stadt des Christenthums die Christen überhaupt bis auf etwa 10,000 unter 500,000 Muhammedanern herabgesunken.

2) Er hatte früher in Aleppo gewirkt.

3) Michael Condoleo.

4) Ein Mann, der nach 35jähriger Missionsarbeit im Dienste der Pestkranken das Opfer seines Lebens vollbrachte.

Diesen Vätern, ihrem Eifer, ihrer Klugheit und Ausdauer verdankt die Kirche all das Gute, was später in dieser Mission für sie erblüht ist, denn durch Wort und Schrift [1]) und Beispiel, durch ihre Liebe und Seelengröße hatten sie die Keime gelegt. Bald gieng der Saame schön auf, und reiche Früchte zeigten sich, indem das kleine Häuflein der Katholiken sich immer mehr vergrößerte.

Es konnte dieß auch gar nicht anders seyn, wenn Arbeiter in den Weinberg kamen, wie die beiden Brüder Joseph und Jacob de la Thuillerie, von denen der erstere durch Sanftmuth, Geduld und die tiefste Demuth bei seinen ausgezeichneten Verdiensten, und überhaupt durch die Liebenswürdigkeit seines Wesens alle Herzen anzog, und der andere, ein treues Ebenbild seines Bruders, mit denselben Eigenschaften und demselben Eifer dieselben Erfolge errang. Beide haben eine große Zahl Schismatiker bekehrt, und überhaupt in ihrer mehr als zehnjährigen Wirksamkeit unsäglich viel Gutes erwirkt. Unter die Reihe dieser ausgezeichneten Männer gehört auch der ehrwürdige Vater R. Pillon, der für die Ehre Gottes Alles zu opfern bereit war, und nach langer Arbeit in Unterweisung und Krankendienst gewürdigt wurde, den schönen Tod der Liebe zu sterben, welchen er immer als eine besondere Gnade Gottes erfleht hatte.

Was solche Männer gesäet und groß gezogen hatten, suchten ihre Nachfolger treulich zu erhalten, und neuen Gewinn hinzuzufügen. Ihre Geschäfte mehrten sich von Tag zu Tag, aber auch ihre Erfolge. Insbesondere kam ihre Schule immer schöner empor, auf welche die Missionäre eine große Sorgfalt verwendeten, weil sie wohl wußten, wie wichtig der Unterricht der Jugend in diesem Lande der Ignoranz sey. Nächst dem waren sie unabläßig bemüht, die verwahrlosten Schäflein, welche den Gottesdienst nicht besuchen konnten, und

---

1) Es war nicht ohne bedeutenden Nutzen, daß die Missionäre auch gute Bücher verbreiteten, welche den Irrthum vertilgen, und die Wahrheit befestigen konnten und mußten.

vielleicht nie vom Worte Gottes hätten reden hören, in ihren Häusern aufzusuchen, und sie auf den rechten Weg zu führen. Bei vielen gelang es: in die Familien kehrte der Friede, zwischen Feinden die Eintracht, in die Herzen Sittsamkeit, Liebe zum Gebet, und eine rechte Sehnsucht nach dem Genuß der hh. Sacramente wieder.

In der Kirche aber wußten sie mit besonderem Talent, wodurch sich namentlich P. de Maucolot auszeichnete, durch Conferenzen die Seelen zu belehren, zu erbauen und zu einem neuen Leben zu führen. Daß dieß nicht etwa bloßer Schein war, bewies sich in den Werken, von denen wir besonders eines hervorheben wollen.

Bei Unterdrückung eines Drusenaufstandes waren unter den Gefangenen auch ziemlich viele Christen in die Gewalt des Pascha von Damaskus gefallen. Mit schweren Fesseln beladen, sahen sie in einem finstern Kerker dem Hungertod entgegen. Nur Eines konnte sie retten, der Abfall vom Glauben. Da rief der treffliche Missionär P. Blein die Hilfe der katholischen Damascener an, und reichlich ward sie den unglücklichen Brüdern zu Theil. Aber der Pascha verlangte den Abfall oder den Tod. Schon hatte P. Blein die Gefangenen zum Martyrthum vorbereitet und begeistert, schon waren alle bereit, für Jesus Christus zu sterben: aber während sie den Tod erwarteten, kam ihnen Befreiung, denn die Katholiken hatten alle ihre Kräfte angestrengt, um sie loszukaufen. Ganz Damask, die Türken selber priesen die Großmuth der Katholiken. Die meiste Bewunderung dabei verdiente wohl P. Blein, der die Katholiken zu solchem Liebeswerk angeeifert, und für das Seelenheil der Gefangenen die aufopferndste Liebe gezeigt hatte. Es war dieß ein Missionär, der freudig sein Leben gewagt hatte, um eine christliche Sclavin von den Feinden ihrer Keuschheit zu befreien, und die schrecklichsten Mißhandlnngen nicht scheute, wenn es galt, eine Christenseele zu retten. Zwanzig Jahre arbeitete er als Missionär voll frommer Gluth und Begeisterung, bei allen Erfolgen

voll ungeheuchelter Demuth. Er kannte keine größere Lust, als zur Ehre Gottes den Mitbrüdern, besonders den Gefangenen und Kranken zu dienen, und in diesem schönen Dienste fand er seinen Tod.

Mit ihm noch manche Andere.

Doch die Arbeiter wurden wieder ersetzt mit neuen, welche brannten vor Eifer, ihnen würdig nachzufolgen. Bei solchen Männern ist es leicht zu ermessen, daß sie mit Recht sagen konnten: „Die Früchte des Wortes Gottes wachsen von Tag zu Tag.“ Insbesondere hatten die Missionäre auch die Freude, einen griechischen Patriarchen von Damask zur katholischen Einheit zurückkehren zu sehen. Allein gerade diese Fortschritte erregten die Eifersucht und den Haß der Schismatiker, der öfters in Verfolgungen ausbrach. Zwar hatte die Mission 1721 einen Schutzferman erhalten, allein bald darauf wurden vier Missionäre, ein Capuziner, zwei Väter Jesuiten und ein Bruder in hartes Gefängniß geworfen, statt daß sie die Protection des Pascha hätten erlangen können. Kaum waren sie durch die Großmuth eines Kaufmanns wieder befreit, so begannen neue Verfolgungen, theils durch den entfesselten und fanatischen Pöbel von Damaskus bei einem Aufstand (1738), theils durch die langwierigen Vexationen des haßerfüllten Patriarchen Sylvester, welchen zwar öfters Einhalt gethan wurde, die aber dennoch viele Leiden über die Missionäre brachten. Einer von ihnen wurde sogar im Jahre 1745 in einem Hause erdrosselt, wohin er unter dem Vorwand, daß Jemand beichten wolle, gelockt worden war.

Indeß wurde der Verfolgung in dem genannten Jahre durch das Einschreiten des französischen Gesandten ein Ende gemacht, und sogar Genugthuung für die Mißhandlung der Missionäre gegeben. Und als nun vollends ein neuer Pascha ankam, so konnten sich die Missionäre bald einer ziemlich ungestörten Ruhe und außerordentlicher Resultate erfreuen. Die Zahl der Katholiken, welche vor der Mission so unbedeutend gewesen, war allmälig bis auf 9000 gestiegen, und

die ganze syrische Nation in Damaskus, unter welcher früher nicht ein einziger Katholik gewesen, war auf dem Wege, bald keine Schismatiker mehr unter sich zu zählen, so daß es im Jahre 1805 kaum noch etwa vier oder fünf schismatische Familien unter ihnen gab. Solche Erfolge verdankte man dem Eifer der Missionäre, welche durch alle Mittel, insbesondere aber durch treffliche Erziehung der Kinder darauf hinwirkten.

Es war ein Glück für diese Mission, daß der Verlust der Jesuitenmissionäre durch die Lazaristen ersetzt werden konnte. Aber im Jahre 1805 mußte die Mission auch von diesen aus Mangel an Arbeitern aufgegeben werden, man kann sich denken, zu welch großem Nachtheile für dieselbe.

Erst nach 22 Jahren konnten sie wieder einen Missionär in dieselbe schicken, P. Poussou, der Alles sehr herabgekommen fand. Es war in der That Zeit, daß diesen von den Wölfen so hart bedrängten Schäflein wieder Hilfe gebracht wurde, wenn sie nicht eine Beute der Schismatiker werden sollten. Diese hatten nämlich nie die Bosheit und die Mittel verloren, ihren christlichen Brüdern großen Schaden zuzufügen. Noch im Jahre 1820 erwirkte der griechische Patriarch ein Verbannungsdecret gegen alle katholischen Priester, welchem zugleich der Befehl beigefügt war, daß alle Bekehrten sich wieder mit den Schismatikern vereinigen sollten. Dreihundert angesehene Familienhäupter mußten Kerker, und viele darunter die Bastonade erleiden, und nur um schwere Summen erhielten sie ihre Freiheit wieder. Allerdings haben seit der griechischen Revolution die Ränke der Griechen keine Wirkung mehr, aber die Erpressungen haben nicht aufgehört, sondern den Wohlstand zahlreicher katholischer Familien zerrüttet. Doch hat sich ihre Zahl immer um manche vermehrt.

Die bedeutendste Conversion um diese Zeit war aber die des syrischen Bischofs Jacob, der mit seiner ganzen Familie und drei Priestern, welchen mehr als 100 Personen folgten, übertrat, und dann die Bekehrung der verirrten Schafe seines Volks sich zum Hauptgeschäfte machte. Wenn übrigens

gleich die Bekehrungen nicht so häufig waren, wie früher, so haben die Missionäre immer noch das große Verdienst, den sittlichen und religiösen Zustand der Katholiken selber in kurzer Zeit wieder emporgebracht zu haben.

Sie scheuten aber auch keine Anstrengung; besonders ließen sie sich es angelegen seyn, eine Knaben- und Mädchenschule neu einzurichten, was allerdings große Schwierigkeiten hatte, die sich übrigens mit dem Regierungswechsel und durch die reichen Unterstützungen des Glaubensvereins hoben. Diese Schulen wnrden bald sehr blühend, und zählten jede 80 bis 100 Kinder, und sie waren um so wichtiger, als die einheimischen Priester dem Volke keinen Unterricht geben, und die Ignoranz die Unterweisung in der Religion außerordentlich erschwert.

Wie durch die Schulen, in welchen besonders P. Tustet wirkte, die Kinder, so sollten durch zahlreiche Conferenzen und Unterweisungen die Aeltern aus ihrer Unwissenheit gerissen werden, was auch so gut gelang, daß bald unter den Schismatikern Viele von der Wahrheit erleuchtet, und unter den Katholiken die meisten in den Grundsätzen des Glaubens recht gut unterrichtet waren.

Es ist nur zu wünschen, daß die Freiheit und Ruhe, deren die Mission unter dem ägyptischen Gouvernement genoß, erhalten werde. Denn da selbst der Fanatismus der Türken nachgelassen hat, und auch die Schismatiker trotz den Drohungen ihres Patriarchen ihre Kinder in die Schule der Missionäre schicken, wodurch Kinder und Aeltern gewonnen werden, so darf man sich der gegründeten Hoffnung überlassen, daß die Mission immer reichern Segen hervorbringen werde. Nur einmal hatte der syrisch-häretische Patriarch in der letzten Zeit es gewagt, die Ruhe durch einen außerordentlich verfolgungssüchtigen Bischof stören zu wollen, den er nach Damascus schickte, um den katholischen Syriern ihre Kirchen zu entreissen. Aber die Standhaftigkeit, welche der neue Saul überall an den Katholiken bewundern mußte, machte aus ihm

einen Paulus, der jetzt der eifrigste Verbreiter des katholischen Glaubens ist. Möge dieser Triumph der Kirche ein Zeichen ihres vollständigen Sieges in dieser Gegend seyn.

Eine weitere nicht unbedeutende Mission war:

4. Die Mission von Tripolis,

einer wichtigen Hafenstadt Syriens.

Auch hier waren die Anfänge klein und unscheinbar. Zufälliger Weise kam nämlich Vater Amieu, auf einer Rückreise von Jerusalem, nach Tripoli und erfuhr, daß eine ziemlich große Zahl von maronitischen, griechischen und syrischen Christen in dieser Stadt und ihrer Umgebung geistlicher Hilfe bedürfe. Sogleich war er entschlossen, ihnen beizustehen. — Allein er mußte seine Mission im Gefängniß beginnen. Denn kaum war er ein paar Tage in Tripoli gewesen, als wegen Ausbruch des Kriegs zwischen der Pforte und den Venetianern alle Franken auf großherrlichen Befehl ins Gefängniß geworfen wurden. Er theilte dieß Loos mit 25 Franzosen, welche in denselbeu Kerker mit ihm kamen, wodurch ihm Gelegenheit gegeben wurde, mit Wort und Beispiel, durch Ermahnung, Gebet und fromme Uebungen nicht nur ihren Muth aufrecht zu erhalten, sondern den ganzen Zustand ihrer Seelen zu verbessern.

Das war der Beginn der Mission, welche Amieu nach erlangter Freiheit auf alle Katholiken dieser Gegend ausdehnte, indem er alltäglich Unterweisungen hielt. Bald erhielt er auch durch den Eifer der Katholiken ein Missionshaus, für 3—4 Missionäre, in welchem dieselbe Wirksamkeit und mit denselben Erfolgen, wie in den zwei früher genannten Missionen sich eröffnete. Pater Amieu arbeitete mit dem Genossen, den er bald erhielt, unablässig in der Stadt und auf dem Lande an dem Heile der Seelen, die besonders auf dem Lande fast gänzlich vernachläßigt waren.

Leider erlag P. Amieu bald den Anstrengungen einer 25jährigen apostolischen Lanfbahn. Und da auch mehrere andre Missionäre nach einander im Dienste der Pestkranken ihr Leben geendet hatten, so wurde die Mission eine Zeit lang unterbrochen, zumal da ein Krieg zwischen den Türken und den schismatischen Armeniern ausgebrochen war, durch welchen bei der Feindseligkeit der Schismatiker auch die Katholiken viel zu leiden hatten. Als jedoch die Ruhe wieder hergestellt war und die hingeschiedenen Missionäre ersetzt werden konnten, begann die Mission aufs Neue durch die Väter Piton, Bazire und Verseau. Es waren dieß tüchtige Arbeiter, wie sie dieser mit Unkraut überwucherte Boden erforderte. Darum waren ihre Anstrengungen auch gesegnet, und es gelang ihnen, viel Unkraut auszujäten, und viel gute Frucht zu pflanzen.

Während P. Bazire hauptsächlich durch seinen seelsorglichen Eifer wirkte, leistete sein Nachfolger besonders viel durch die Errichtung einer Schule und durch den Jugendunterricht, für welchen er eben so viel Talent als Liebe und Begeisterung besaß. Groß waren die Schwierigkeiten gewesen, die sich der Gründung einer Schule entgegensetzten, aber größer noch war seine Energie, und belohnend der Segen, der ihr folgte. Dieser Segen erhielt sich und wurde vermehrt, so lange die Mission mit Arbeitern versehen war, d. h., bis zur Zeit der französischen Revolution. Die Jesuiten waren nämlich bald durch die Lazaristen ersetzt worden, welche im Vereine mit einigen Vätern des heiligen Landes und einigen Capuzinern durch eine eifrige Seelsorge und sorgfältigen Unterricht so viel Gutes zu stiften suchten, als ihnen möglich war. Allein während der Revolution mußten die Lazaristen ihre Mission aufgeben zum größten Nachtheile, besonders des Unterrichts, und erst im Jahre 1835 wurden sie in den Stand gesetzt, dieselben wieder herzustellen. Mit neuem Eifer haben sie ihr Werk begonnen, und ihre apostolischen Arbeiten besonders auf das benachbarte Sgorta ausgedehnt, wo 1500 See-

len, die christlichen Bewohner des benachbarten platten Landes nicht gerechnet, ihrer Hilfe sehr bedürftig sind. Auch hier haben sie eine Schule gegründet, suchen allenthalben den Mißbräuchen und der Ignoranz zu steuern, den Bußsinn zu wekken, und ein christliches Leben zu fördern. Möge Gott ihr Werk segnen, und es wird gedeihen. —

Zu diesen Missionen ist noch zu rechnen:

5. Die Mission von Sidon.

Sie ist zwar nicht so bedeutend, wie die andern, bietet aber doch einiges Interessante dar. Ihre Gründung ward veranlaßt durch eine furchtbare Pest. Die syrischen Missionäre hatten zwar schon längere Zeit die Einrichtung einer Missionsstation in dieser einst so berühmten Stadt gewünscht, jedoch zu Erfüllung ihres Wunsches bisher keine Gelegenheit gefunden, bis sie die Pest ihnen gab.

Da nämlich die in Sidon wohnenden Franzosen von diesem schrecklichen Uebel befallen wurden, so kehrten sie sich, wie es unter solchen Umständen gewöhnlich geschieht, zu Gott, und wurden bekümmert um das Heil ihrer Seelen. Um nun dem gänzlichen Mangel an geistlichem Beistand abzuhelfen, schickten sie in aller Eile nach Damaskus, um sich von dort einen Missionär auszubitten. Mit Freuden folgte P. Rigordy, der seine Liebe bereits bei den Pestkranken in Damaskus glänzend bewährt hatte, ihrem Hilferuf. Sobald er angekommen war, lief er von einem Kranken znm andern, um Allen geistlichen und leiblichen Trost zu bringen. Als aber bald die Pest nachließ, und seine Geschäfte bei den Kranken sich minderten, nahm er gerne eine Einladung des Commissärs des heil. Landes, eines Observantenmönchs, an, in seiner Kirche zu Sidon zu predigen. Unter ungeheurem Zulauf des Volkes von Stadt und Land begann der Prediger, der nicht nur durch die Heiligkeit seines Wandels, sondern auch durch

die Vollendung seiner Beredtsamkeit alle Herzen hinriß. Der Eindruck seiner Predigten war außerordentlich, ihre Früchte sichtbar, so daß einige begüterte Franzosen den Entschluß faßten, den ehrwürdigen Vater in Sidon zu behalten, damit er eine Mission, wie in Damaskus, daselbst begründe.

Sie überließen ihm eine Wohnung, und schafften die Mittel für den Unterhalt zweier weiteren Missionäre herbei. Pater Rigordy nahm ihre Anerbietungen mit Freuden an, und begann sein Werk damit, daß er zunächst auf alle Weise an der Heiligung der des Handels wegen anwesenden Franken zu arbeiten suchte, weil er wohl wußte, daß diese durch ein gutes Beispiel im Oriente ebensoviel Segen, als durch ein schlechtes Unheil stiften könnten. Das geeignetste Mittel zur Beförderung dieser Absicht schien ihm nicht mit Unrecht die Gründung einer Congregation zu seyn, die ganz eigens auf die Besserung und Neuschaffung ihrer Glieder abzweckte. Willig stimmten die angesehensten Handelsleute diesem Plane bei, den ihnen der hochgeachtete Mann vortrug, und für den er sie zu begeistern wußte. Ja sie machten sich von freien Stükken anheischig, eine passende Capelle einzurichten und noch andere Kaufleute zu gewinnen.

Bald hatte die Congregation ein außerordentliches Ansehen gewonnen. Denn ihre Glieder wetteiferten in guten Werken, auf welche sie einen großen Theil ihrer Zeit und ihres Vermögens verwendeten. Ueberall suchten sie zu helfen, wo sie eine Noth bemerkten; ja ihre Liebe gieng so weit, daß sie auch verborgenes Elend aufsuchten, um es zu lindern. — Allenthalben kannte man sie an ihrer Bescheidenheit, ihrer Frömmigkeit und ihrem Liebeseifer. Jedermann erbaute sich an ihrem Wandel, und immer mehrere schloßen sich ihrem Vereine an. Man kann in Wahrheit sagen, daß durch diesen Verein die Sitten in Sidon reformirt worden sind. Denn er brachte die Tugend zu Ehren nnd stellte das Laster an den Pranger.

Ueberhaupt aber ist der Geist einer solchen Genossenschaft eine stets wachsende Macht, welcher nichts widerstehen kann, während die vereinzelnte Tugend nicht durchzudringen vermag. Ich glaube, der Satz: „Lasset euer Licht leuchten, damit die Menschen eure Werke sehen, und den Vater im Himmel preisen“ wird nur vollkommen verstanden und erfüllt, wenn alle Guten und alle, so guten Willens sind, sich zusammenschaaren, und der Welt, die nicht mehr daran glauben will, zeigt, daß die christliche Tugend eine Macht, und allein etwas Herrliches ist. Gegenüber solchen Congregationen, die durch ihr inneres Wesen schon immer mehr wachsen im heiligen Geiste, müßte die Sittenlosigkeit sich verkriechen, während sie jetzt frech ihr Haupt erhebt, und die Tugend nur mehr Seufzer hat.

Diese Wahrheit beweist sich durch die Geschichte der Mission von Sidon, die sich hauptsächlich um eine Congregation dreht, welche für die ganze Stadt der Sauerteig geworden ist. —

Nicht mit Unrecht haben daher die Missionäre eine besondere Sorgfalt auf ihre Leitung verwendet, in welcher sich besonders die Väter Gilbert Rigoust und J. Amieu ausgezeichnet haben.

Man kann sich übrigens denken, daß sich die Missionäre nicht auf die Leitung dieser Congregation beschränkt haben werden. Vielmehr widmeten sie auch hier den ziemlich zahlreichen Griechen und Maroniten eine vorzügliche Sorgfalt, und suchten durch alle Mittel in der Stadt und auf dem Lande, und den benachbarten Bergen den Glauben und ein christliches Leben zu pflanzen, zu pflegen, zu bewahren und zu erhöhen. Und wenn heute noch, trotz dem, daß die Mission längst die Jesuiten verloren und keine Ersatzmänner dafür erhalten hat, mehr als 2000 eifrige Katholiken in Sidon sich befinden, so hat man dieß zum großen Theil dieser leider zu Grunde gegangenen Mission zu verdanken. Der andre Theil des Dankes gebührt aber den Vätern des heil. Landes,

die zwar den Unterricht weniger gepflegt, aber doch die Seelsorge so gut verwaltet, und die Anhänglichkeit an den heiligen Stuhl so gut erhalten haben, daß dessen Delegat, der Erzbischof von Iconium, im Jahre 1834 mit dem größten Jubel empfangen wurde. Dieser hochwürdige Prälat hat auch, so viel in seinen Kräften stand, dafür Sorge getragen, den vernachläßigten Unterricht in Sidon wieder emporzubringen, sowie diese alte Mission heutzutage sich wieder so viel als möglich, der Hilfe der Missionäre erfreut.

Wir haben schon früher bemerkt, daß die syrischen Missionen sich nicht auf diese Hauptstationen beschränkten, sondern allenthalben im Lande ihren Segen verbreiteten; aber das müssen wir noch hinzufügen, daß es außer diesen Hauptstationen noch gewisse andre Orte in Syrien giebt, in denen die Missionsthätigkeit untergeordnete Mittelpunkte hatte, oder heutzutage gewinnt.

So besonders Bairut, wo sich gegen 3000 Katholiken befinden; Zaalhet, in dessen Nähe sich besonders in neuster Zeit ein reiches Feld für die Bekehrung der Ungläubigen eröffnet hat; Balbeck, in dessen Umgegend 4000—5000 Christen der geistlichen Hilfe bedürfen; Tyrus, wo 700 Katholiken mit einem melchitischen Bischof und wenigen Maroniten; und Acre [1]), wo 1000 Katholiken die Missionäre nicht entbehren können.

Im Allgemeinen geht aus dem Bisherigen hervor, daß sich in neuester Zeit der einst so blühende Zustand dieser Missionen durch den Eifer der Missionäre nicht nur wieder hergestellt, sondern erhöht und so gestaltet hat, daß man sich der Hoffnung eines baldigen vollständigen Triumphes der katholischen Kirche in diesem Ursitze des Christenthums hingeben darf.

---

1) Zu Anfang des 18. Jahrhunderts hatte es in Acre fast gar keine Christen mehr gegeben, und so auch in Jaffa, wo sich jetzt 3—400 Katholiken befinden.

6. Missionen von Aethiopien.

Aethiopien, oder Abyssinien war bis zum 9ten Jahrhundert katholisch geblieben. Um diese Zeit aber drang von Aegypten aus die monophysitische Irrlehre ein, und verschaffte sich, wiewohl erst nach einigem Kampfe, den Sieg. Erst im 15. Jahrhundert schien wieder eine Versöhnung mit der Mutterkirche zu Stande kommen zu sollen. Einer der Könige dieses Landes hatte nämlich Gesandte auf das Concil von Florenz geschickt. Doch blieb dieß ohne weitern Erfolg. Aber der Enkel dieses Königs, David, ließ den König von Portugal um katholische Prediger bitten, und als er von seinem mohammedanischen Vezier vertrieben worden, flehte er denselben König auch um weltliche Hilfe an. Ihm zwar konnte sie nicht mehr zu Theil werden, aber seinem Sohne. Mit dieser weltlichen Hilfe sollte auch geistliche gebracht werden. Es wurde daher ein Patriarch, der Jesuit Rugnez, nebst zwei Suffraganbischöfen, A. Oviedo und M. Carnero, in dieß Land geschickt. Mit ihnen noch einige andre Missionäre.

Aber der Kaiser war nicht katholisch gesinnt, wie sein Vater, obwohl sonst ein guter Fürst. Als daher Oviedo, der 1557 als Missionär angekommen war, trotz dem kaiserlichen Verbote eine Anzahl Aethiopier bekehrt hatte, brach eine Verfolgung aus. Die Missionäre wurden ins Elend geschickt, manche der neuen Gläubigen Martyrer. Zwar durften die Missionäre nach einiger Zeit wieder zurückkehren, und konnten wieder ihrem heiligen Amte obliegen, aber bald regte sich wieder der Haß des Kaisers, und neue Verbannung war die Folge. Als er später durch Empörungen hart bedrängt wurde, erwies er sich den Missionären günstiger. Er kam jedoch bald elend ums Leben, und sein Sohn konnte erst viele Jahre später den Thron seines Vaters besteigen. Unter diesem Fürsten hatten die Katholiken Frieden, weil er gegen die Mis-

sionäre die größte Hochachtung hegte. Deßwegen konnten die letztern (es waren außer Oviedo, der nach Nugnezs Tode Patriarch geworden war, noch fünf), unverdrossen an der Bekehrung Aethiopiens arbeiten, bis der letzte von ihnen im Jahre 1597 starb.

Erst im Jahre 1604 kam ein neuer Missionär, V. Peter Paés, ein Castilianer, nach vielem Ungemach in diesem Lande an.

Schon bei dem Usurpator Jacob fand er günstige Aufnahme. Noch mehr bei dem rechtmäßigen Herrscher Atznaf, welcher sich sogar bekehrte. Gerade deßwegen aber wurde der Usurpator Jacob Feind der Mission, und wenn er, wie es eine Zeit lang den Anschein hatte, den Sieg davon getragen hätte, so wäre es um die Katholiken geschehen gewesen. Zum Glück unterlag er, und wurde sammt seinem Anhang vernichtet, und wie diese, so wurde auch eine andere Empörung von dem Kaiser gedämpft. Unterdessen war es dem Missionär Paés gelungen, sein volles Vertrauen zu gewinnen, und wie er die Gunst der Kaiserin längst erlangt, und die Bekehrung vieler Großen bewirkt hatte, so bewog er auch den Kaiser zur Rückkehr in die katholische Kirche, welche derselbe in einem Manifeste seinem Volke verkündete. Die katholische Religion machte hierauf große Fortschritte, die noch bedeutender hätten werden müssen, wenn mehr Missionäre da gewesen wären. Unglücklicherweise starb auch der einzige Missionär des Landes V. Paés schon 1622, tief betrauert von allen Katholiken und insbesondere von dem Kaiser. Doch sorgte Gott bald wieder für die Seinen, indem er ihnen einen neuen Patriarchen mit mehreren Missionären im Jahre 1625 zuschickte. Durch ihre Bemühungen mehrte sich die Zahl der Katholiken täglich, und die Ketzerei wurde immer mehr gedemüthigt. Aber eine neue blutige Revolution unterbrach diese günstigen Erfolge, und nach dem Tode des Kaisers kam eine schwere Zeit für die Katholiken. Denn der Sohn, von den Häretikern gewonnen, verfolgte ebenso sehr die Katho-

liken, als sein Vater sie beschützt hatte. Sogar seinen Oheim Zela-Christ ließ er seines Glaubens wegen zum Tode verurtheilen. Jedoch ward die Todesstrafe in Verbannung umgewandelt [1]). Gleiches Loos sollte die Missionäre treffen, aber mit Gefahr ihres Lebens blieben sie bei ihrem Bischof Apollinaris von Almeida; und im Lande zerstreut, setzten sie ihre apostolische Wirksamkeit mit großem Segen fort, bis sie, wie viele ihrer Neubekehrten, der Krone des Martyrthums gewürdigt wurden. Zuerst ward dieses Glück zu Theil den Vätern Kaspar Paës und Johann Pereira im Jahre 1631; dann im Jahre 1638 dem Bischof Almeida von Nicäa und den Vätern H. Franceschi und Rodriguez; zwei Jahre darauf den Vätern Bruno Bruni und L. Cardeira und endlich dem Vater Bernhard von Noguera, welcher lange Zeit der einzige katholische Priester geblieben war, im J. 1653.

Der Tyrann hatte alle Maßregeln getroffen, allen katholischen Priestern den Eintritt in sein Land zu verwehren. Daher waren die Versuche der Propaganda, Missionäre nach Aethiopien zu bringen, vergeblich. Von sieben Kapuzinern, die nach einander hingeschickt wurden, drangen nur zwei, P. Cassian von Nantes und Agathangelus von Vendôme, bis an den Hof des Kaisers vor, fanden aber sogleich den Tod. Die fünf andern hatten ihn schon während der Reise gefunden.

Von nun an wurden alle Versuche aufgegeben, bis um das Jahr 1700 der verdiente Jesuitenmissionär P. Brevedent sich nach Aethiopien aufmachte. Allein er starb schon auf dem Wege, und auch zwei andre Missionäre, die ihm folgen wollten, kamen nicht an den Ort ihrer Bestimmung.

Im Jahre 1714 hingegen schickte Clemens XI. aufs Neue einige deutsche Franziscaner L. Weis, Pius v. Zerbe und Samuel von Bienno als Missionäre in dieß Land,

---

1) Später ward ihm auch die Gnade des Martyrthums zu Theil. —

welche einen guten und ihnen sehr wohlgeneigten Fürsten fanden, der ihrer Wirksamkeit nichts in den Weg legen wollte. Nur sollten sie nicht öffentlich predigen, um das Volk nicht aufzureizen. Selbst ihr stilles Wirken war gesegnet. Aber nicht lange konnten die Früchte davon den Augen der Häretiker entgehen. Darum erhob sich bald, von fanatischen Mönchen erregt, ein wüthender Sturm gegen sie, und da der Kaiser sie beschützte, so ward ihm Gift beigebracht, und er konnte nur noch die Missionäre an einen sichern Ort geleiten lassen. Schon hatte indeß das Volk einen andern zum Kaiser erhoben, der die Missionäre zurückbringen ließ, und sie der Wuth der Mönche überlassen mußte, welche die drei Glaubenshelden steinigten (1718).

Hinfort wurde dieß prophetenmörderische Land seiner Finsterniß und Verstocktheit überlassen, bis in neuster Zeit Gott sich desselben wieder erbarmte, daß er das Herz des gegenwärtig regierenden Kaisers berührte, und ihn bewog, an die Congregation der Propaganda sich zu wenden, und um evangelische Arbeiter zu bitten. Mit Freude vernahm die Propaganda solche Bitte, und außerdem, daß drei Lazaristen nach Abyssinien abgiengen, trug sie dem Reverendissimo von Jerusalem auf, einige Missionäre dahin zu schicken, welcher die Väter Franz von Rom und Eusèbe hiezu bestimmte, von denen wir aber nicht wissen, ob sie in dieß ganz versunkene Land gekommen sind, bereits sind indessen die drei Lazristen in Aethiopien angekommen, welchem die Gnade Gottes wieder zum Lichte des katholischen Glaubens helfen möge.

7. Missionen in Aegypten.

In diesem Lande hatte der Abfall von der Kirche allmälig eine wahrhaft ägyptische Finsterniß hervorgebracht. Durch ihren ketzerischen Eigensinn, der der Sache nach beinahe einverstanden war mit der Kirche, aber ohne zu wissen, was er wollte, an einem Ausdruck klebte, waren sie allmälig so weit

gekommen, daß sie sich selber unter das harte Joch der Ungläubigen beugten, unter welchem sie seit mehr als tausend Jahren fast erdrückt worden sind.

Diese koptischen Christen waren keine eigentlichen Monophysiten, sie verdammten vielmehr diese Ketzerei eben so, wie sie die Synode von Chalcedon und den Papst Leo verdammten, welche dieselbe aus der Kirche verbannt haben. Aber dennoch verfesteten sie sich mit blinder Verstocktheit in der Trennung von der Kirche, und in dieser Trennung vom lebendigen Leibe Jesu Christi und des heiligen Geistes sind sie verdorrt und erstorben wie ein Zweig, der vom Baume abgehauen ist. Sie hatten noch das Christenthum, aber es war erstarrt in ihnen und gebunden, wie im Steine das Feuer. Sie hatten noch die Formen, aber der lebendige Geist war ihnen entschwunden. Darum lag schwer der geistige Tod auf ihnen.

Darüber empfand die Kirche Mitleid, und wollte das Licht und das Leben wieder anzünden in diesem Lande, wo christliches Leben und christliche Wissenschaft einst so herrlich geblüht hatten.

Sie hatte mütterliches Bedauern mit dem Volke, das in der tiefsten Unwissenheit in Dingen des Heils schmachtete, und keine Hilfe finden konnte bei seinen ebenso unwissenden Priestern, die vom Handwerk weg zur Weihe kamen, und wieder als Schuster und Schneider ihr Brod verdienen mußten.

Wahrhaftig bedaurungswürdig war dieß Volk, das weder Predigt noch Unterricht, sondern nur noch christliche Gebräuche hatte.

Aber wie sollte da geholfen werden, wo die tiefe Ignoranz verbunden war mit dumpfer Gleichgiltigkeit, mit härtischer Bornirtheit und einer beispiellosen Verstocktheit! Kaum braucht man hiezu noch den eingewurzelten Abscheu vor den Franken und die Furcht zu rechnen, es möchte ihre Religionsfreiheit verloren gehen, sobald die Türken eine Verbindung

mit den Franken bemerken würden, um zu begreifen, daß es fast unmöglich seyn mußte, aus diesem Tode ein neues Leben zu schaffen. Und doch hat es die Kirche versucht, weil die Liebe nichts unversucht läßt.

Gegen das Ende des 17. Jahrhunderts kamen mehrere Missionäre in dieß Land, um sich in Kairo festzusetzen. Denn weitere Niederlassungen zu gründen, verbot ihnen der Mangel an Arbeitern und an Geldmitteln. In Kairo aber und der Umgegend wirkten sie mit großem Eifer und manchen Erfolgen, besonders unter den untern Klassen, bei denen sich manchmal eine Einfachheit und Demuth, eine Liebe und Frömmigkeit, und eine Unschuld zeigte, die kostbar vor Gottes Angesicht seyn mußte. Es war dieß ein Boden, der unendlich viele Arbeit kostete, aber doch nicht ganz undankbar sich bewies.

Dem Volke rechtgläubige Dogmen beizubringen, wäre nicht schwer gewesen, denn es glaubte so, wie man ihm den Glauben auseinandersetzte, und in den meisten Dingen stimmte sein Glaubensbewußtseyn, so weit es eben gieng, fast ganz mit dem katholischen überein. Es hatte sogar eine hohe Ehrfurcht gegen den Papst, und erkannte ihm eine Superiorität über die andern Patriarchen zu. Aber dieß versunkene Volk wirklich zum Aufgeben seines häretischen Sträubens gegen das Concil von Chalcedon und die katholische Einheit, und noch mehr aus seiner Verdumpfung herauszubringen, war eine fast unerreichbare Aufgabe. Hiezu wäre eine Schaar von Arbeitern erforderlich gewesen, weil der ganze Priesterstand ganz und gar umgewandelt und ein neuer geschaffen werden mußte. Insbesondere hätten viele Schulen und ein Seminarium errichtet werden müssen, wozu die Mittel und die Leute fehlten.

Unter den obwaltenden Umständen konnte nur vereinzelt durch Unterricht von Kindern, durch Erbauung von Gemeinden, durch Krankendienst gewirkt werden, und allerdings haben die Missionäre, besonders Vater Sicard (1716) nicht Unbedeutendes hierin geleistet. Manche Seelen wurden wieder erhoben aus dem tiefen geistigen Elend, in welchem sie nicht einmal

die Hauptartikel des Glaubens, nicht das Vaterunser mehr kannten. Auch am Nile hinauf und in den Klöstern, wo viel guter Wille, aber gleiche Armseligkeit des Geistes herrschte, suchten dieselben mit unermüdlichem Eifer zu wirken. Meist fanden sie williges Gehör, vielen Bußsinn, und manche ausdrückliche Bekehrung selbst unter den Priestern und Mönchen ist ihnen gelungen. Was sollen wir all die Flecken und Dörfer aufzählen, wo die Missionäre ganze Tage hindurch gearbeitet haben? Es genügt zu bemerken, daß die Missionäre ihr Eifer überall im Lande herumgeführt, und daß überall einige Frucht ihrer gewartet hat. Uebrigens entsprach diese selten ihren Erwartungen und Bemühungen. Besonders waren die entschiedenen Uebertritte zur wahren Kirche nicht so zahlreich, als man bei Missionären wie Vater du Bernat, Treffond, Synod und vorzüglich Vater Sicard hätte erwarten sollen. Denn, um nur von dem letztern zu sprechen, so war dieß ein Mann, den Gott mit allen Talenten und Tugenden eines Missionärs in hohem Grade ausgezeichnet hatte. Wenn glühender Eifer für die Ehre Gottes, ein unüberwindlicher Muth in allen Leiden und Widerwärtigkeiten, wenn eine feurige Liebe für alle Unwissenden und Leidenden, gepaart mit vortrefflichen Talenten einen guten Missionär erwarten lassen, so war Vater Sicard einer der besten, denn er besaß alle diese Tugenden in hohem Maße. „Wer nur Gott sucht,“ war sein Wahlspruch, „kommt immer an's Ziel, denn in jedem Fall ist er gewiß, den göttlichen Willen zu erfüllen.“ Mit dieser großen Ueberzeugung gieng er auf die Missionen, wo er zwanzig Jahre lang zuerst in Aleppo, dann in Aegypten bis zu seinem Tode im Dienst der Pestkranken, unbekümmert um alle Mühseligkeiten und Leiden eines apostolischen Lebens, für sein einziges Ziel arbeitete, zur größeren Ehre Gottes Seelen zu gewinnen. Während aber sein Wirken in Aleppo reichlich gesegnet war, trugen all seine Anstrengungen in Aegypten nur wenige Früchte. Und wie bei ihm, so bei den übrigen Missionären. Fast möchte man daher bedauern,

daß so viele edle Kräfte auf diesem unergiebigen Boden gleichsam verschwendet worden sind, wenn man nicht wüßte, daß auch die wenigen gewonnenen Seelen von unermeßlichem Werthe in den Augen Gottes sind. Jedenfalls aber ist es bei dieser Mission weniger als bei irgend einer andern zu beklagen, daß sie aufgegeben worden ist, wenn man gleich wünschen muß, daß auch in diesem unglücklichen Lande die katholische Kirche wieder erblühen möge. Hoffen wir, daß einst aus den Trümmern ein neues Gebäude sich erheben werde. Bereits haben die eifrigen Lazaristen ihr Auge auf das Land gerichtet, und 1835 wurde dasselbe von ihren Präfecten in der Levante besucht. Auch könnten die vielen Europäer, die sich jetzt in demselben aufhalten, ein Salz für dasselbe seyn. Aber leider sind sie eher ein Gift für dasselbe, und die vom größten Elend niedergedrückten Fellahs werden kaum mehr für höheres Leben zu gewinnen seyn, wenn nicht Gott mit besonderer Gnade sich ihrer erbarmt.

Wegen der Aehnlichkeit der Umstände und Erfolge gehört hieher noch:

8. Die Mission von Smyrna,

dessen Kirche einst die erste unter den damals so herrlichen Kirchen Kleinasiens gewesen, und jetzt nur den letzten Rest derselben darstellt. Denn diese Stadt hat unter 100,000 Einwohnern sammt der Umgegend nur noch etwa 7000 Katholiken, während sich die Zahl der Schismatiker auf mehr als 30,000 beläuft. Und ohne die Mission hätten die Katholiken gewiß nicht einmal diese Zahl erreicht, denn noch in Mitte des 18. Jahrhunderts betrug dieselbe kaum die Hälfte. Wenn also gleich die Katholiken auch jetzt noch nicht zahlreich sind, so sieht man doch, daß der Eifer der Missionäre einen verhältnißmäßig ziemlich großen Erfolg in Bezug auf Bekehrungen gehabt hat, den man um so eher anerkennen wird, je mehr man die Schwierigkeiten kennt, mit denen sie hier zu

kämpfen hatte. Denn fast nirgends trafen sie solchen bornirten Hochmuth und solchen eifersüchtigen Fanatismus, solche crasse Ignoranz und stupide Gleichgiltigkeit, als in dieser Stadt, wo Handel und Gewinn alles Interesse in Anspruch nimmt. Zugleich hatten die Missionäre vollauf zu thun, um nur für die vielen des Handels und Erwerbes wegen in Smyrna anwesenden Katholiken zu sorgen, so daß sie weniger an die Bekehrung der verstockten Schismatiker denken konnten. Indeß thaten sie doch immer so viel als in ihren Kräften stand. Sie wären zwar immer zahlreich gewesen, wenn man zu den Jesuiten die Capuziner, Recollecten und Dominicaner als eigentliche Missionäre rechnen wollte. Allein wie heut zu Tage, so waren auch damals die meisten von diesen, nur bestimmt und geeignet, Pfarrer für die italienische und französische Nation in Syrmna zu seyn, während wie heute den Lazaristen, so damals den Jesuiten das eigentliche Missionsgeschäft, der Unterricht der Jugend und des Volkes und die Bekehrung der Schismatiker überlassen blieb. Diese thaten freilich, was sie konnten, suchten die Armen und Kranken auf, versammelten das Volk zur Unterweisung, hielten Unterrichtsstunden für die Jugend, predigten an Sonn- und Festtagen in vier Sprachen, waren unermüdet im Beichthören und in allen Geschäften der Seelsorge, gründeten und leiteten treffliche Congregationen und suchten überhaupt durch Beispiel und Ermahnung, durch Wort und Schrift ihr Ziel zu erreichen. Aber sie waren immer zu wenige, die Hindernisse, die ihnen entgegen standen, zu groß, als daß sie bedeutende Bekehrungen hätten machen können. — Indessen war doch ihr Wirken vielfach gesegnet, und dessen Früchte sind aufbewahrt in der Scheune Gottes. Was die Kirche von Smyrna heute ist, verdankt sie nächst der Gnade Gottes den Missionären, vorzüglich den Jesuiten und den Lazaristen. Was man in ihr von lebendigem Glauben, von Anhänglichkeit an die Kirche und ihre Institionen, von frommem Eifer und christlichem Leben findet, kann als Frucht der Keime betrachtet wer-

den, welche die Missionäre gelegt, gepflegt und groß gezogen haben. Gewiß darf man sich der Hoffnung hingeben, daß diese Früchte unter der Pflege so treuer Arbeiter sich stets mehren werden, zumal da das Kirchenwesen in Smyrna ganz geordnet ist. Es steht nämlich ein Erzbischof an der Spitze des Ganzen, der zugleich apostolischer Vicar von Kleinasien ist. Unter seiner Leitung und bei dem Eifer der neuen Missionäre gedeiht die Mission zusehends immer besser, und mit dem Segen Gottes wird dieß umfangreiche, aber in Beziehung auf Seelenzahl kleine Erzbisthum vielleicht einmal sich zur herrlichen Kirche Kleinasiens gestalten.

Endlich müssen wir, um die Geschichte der Missionen in diesen Gegenden zu beendigen, noch einige Notizen geben über:

9. Die Mission von Babylon, [1])

oder Bagdad, welche besonders die chaldäischen Christen in Mesopotamien, in Assyrien und einem Theil des alten Medien betrifft.

Diese chaldäischen Christen waren seit dem 5ten und 6ten Jahrhundert von der katholischen Kirche getrennt gewesen, und nur eine kleine Zahl Katholiken mochte sich noch unter ihnen befunden haben. So blieb es bis ins 17te Jahrhundert. Zwar hatten wohl manche ihrer Patriarchen zu einer Vereinigung mit der Kirche geneigt geschienen, und auch wirklich öfter zu diesem Behufe Unterhandlungen mit Innocenz IV., Nicolaus VI., Julius III. und Paul V. angeknüpft. Allein der Feind der kirchlichen Einheit hintertrieb das Werk. Erst im 17ten Jahrhundert begann allmälig eine wirkliche Einigung vieler Häretiker, die heut zu Tage fast eine allgemeine geworden ist. Noch im Jahre 1730 hatte ein Carmelitenmissionär, E. Baillet von Sanct Albert in Bagdad nur wenige Katholiken angetroffen, die nur heimlich und mit beständiger Unruhe und Gefahr ihren Gottesdienst feiern konnten. Seit-

---

[1]) Der Bischof von Babylon residirt in Bagdad.

her sind alle Chaldäer [1]) Bagdads katholisch geworden. Aehnlich verhält es sich mit dem ganzen Paschalik.

Ebenso sind in dem Paschalik Mosul und dem von Diarbekir alle Chaldäer mit dem heiligen Stuhle vereinigt; ferner ein großer Theil von denjenigen, welche in Kurdestan und einigen Provinzen Persiens und Bah-Dinan wohnen. Nur die Chaldäer in der bergigen nördlichen Provinz des alten Mediens Agari sind noch ganz nestorianisch. Es ist wirklich merkwürdig, wie überraschend schnell sich die Zahl der Katholiken in der Diöcese Babylon vermehrt hat. Schon 1753 belief sie sich auf 100,000, und heute zu Tage ist sie wenigstens auf das doppelte gestiegen. Die Mehrzahl von diesen Katholiken etwa 150,000 sind chaldäische, die übrigen syrische und armenische Christen. So bildet die chaldäische einen nicht unbeträchtlichen Theil der allgemeinen Kirche.

Diese großen Resultate verdankt die Kirche vor Allem der göttlichen Gnade, welche die Herzen dieses Volks für die katholische Einheit empfänglich gemacht hat, dann aber dem Eifer nicht nur abendländischer, sondern auch einheimischer, aber im Abendland gebildeter Missionäre, zum Theil aber auch eifriger Convertiten. Carmeliter, Dominicaner, Capuziner, Theatiner und Jesuiten haben in diesen Gegenden gewirkt, und noch kann man ihre seit der Revolution verlassenen Hospicien in Bassora, Bagdad, Mosul, Mardin und Diarbekir sehen.

Vorzugsweise, und man darf beinahe sagen fast ausschließlich, sind es Franzosen [2]) gewesen, durch welche diese Missionen unter Leitung der Propaganda begründet, bebaut, be-

---

[1]) Von den zahlreichen Chaldäern, die sich in Indien befinden, sind seit dem 15. Jahrhunddrt die meisten, gegen 300,000 katholisch.

[2]) Es ist in der That merkwürdig, aber nicht unbegreiflich, daß die Deutschen, besonders in neuester Zeit, fast gar keine Missionäre haben, und daß nicht einmal Anzeichen da sind, als ob deutsche Priester Missionäre werden wollten.

Kommt es etwa daher, daß unser kirchliches Leben durch den Liberalismus erschlafft war, oder sind wir Deutsche überhaupt der begeisterten That gar nicht fähig? Das sey ferne. Aber so lang es noch Bischöfe gibt, wie einige in der oberrheinischen Kirchenprovinz

schützt und erhalten wurden. So ist auch das Bisthum von Babylon, dessen Errichtung mit dem ersten Wirken der Missionäre zusammentrifft, von einer Französin, Guè-Bagnols, mit 66,000 Livres dodirt und immer mit Franzosen besetzt gewesen. Der erste Bischof, ein frommer Karmeliter und ausgezeichneter Prediger, Vater Bernhard kam im Jahre 1640 auf diesen Bischofssitz. Dieser Mann hat sich nicht nur durch seine unmittelbare Wirksamkeit große Verdienste um dieß Bisthum erworben, sondern vorzugsweise auch durch die Gründung eines Seminars zur Erziehung chaldäischer Priester in Paris.

Mehr noch, als er, hat einer seiner Nachfolger Franz Piquet gewirkt, welcher schon als französischer Consul in Aleppo den thätigsten und edelmüthigsten Eifer für die katholische Religion gezeigt und den Katholiken durch sein Vermögen und seinen Einfluß unermeßliche Dienste geleistet hatte. Seine tiefe Frömmigkeit bewog ihn, mit 40 Jahren all seine weltlichen Geschäfte aufzugeben und sich ganz den evangelischen Arbeiten zu widmen. Mit Eifer und Segen wirkte er, und als er später Bischof von Babylon wurde, und zugleich den Titel eines französischen Gesandten erhielt, der in Persien ungemein respectirt wird, so kam in seiner Person Alles zusammen, was zur Beförderung und Ausbreitung der Kirche in seinem weitläufigen Bisthum dienen konnte. Unter solchen Bischöfen, unterstützt von den trefflichsten Missionären und einem einheimischen Clerus, der durch treue Anhänglichkeit an den Glauben und durch Sittenreinheit sich immer ausgezeichnet hat, mußte die katholische Kirche immer besser gedeihen. Und so gut war sie gegründet, daß selbst die zwanzig Jahre, wo sie seit der Revolution der Hilfe der Missionäre hatte entbehren müssen, sie nicht ganz verderben konnten. Vielmehr

---

die nicht ein Wort zu Beförderung der Association des Glaubens beitragen, ist dieß ein Zeichen, daß wir erst selber ein kirchliches Leben bedürfen, bevor wir es in ferne Lande tragen können.

hatte unterdessen ein bekehrter syrischer Bischof von Mosul, unterstützt von einigen andern, unzählige Häretiker, gegen 20,000 und selbst einen nestorianischen und jacobitischen Bischof zur Bekehrung gebracht. Doch auch der Feind hatte die gute Gelegenheit nicht versäumt, soudern Unkraut aller Art ausgestreut. Die einheimischen Priester, auf sich allein beschränkt, konnten kaum mehr das bereits Gewonnene bewahren. Es war daher Hilfe dringend nothwendig. Sie kam mit dem trefflichen, neu ernannten Bischof von Babylon, Peter Alexander Coupperie (1820), der mit unermüdetem Eifer nicht nur das Alte wiederherstellte, den unterdessen abgefallenen Patriarchen von Mosul wieder mit der Kirche vereinigte, Schulen errichtete, Alles neu befestigte, und überall sorgte und wachte; sondern auch zahlreiche Häretiker, selbst drei Bischöfe und viele Priester, für die Kirche gewann. Schon dachte er daran, auch die Chaldäer in Kurdestan zu bekehren, und überhaupt überließ er sich den besten Hoffnungen für die vollständige Bekehrung seiner Diöcese, sobald er nur von Missionären unterstützt werden könnte. Und selbst von seinen eingebornen Priestern, für deren Bildung er einstweilen durch ein kleines Seminar zu sorgen suchte, hoffte er viel. Aber mitten in seinem Wirken und Hoffen raffte den treuen Hirten, der nicht fliehen wollte, als alles floh, die Cholera hinweg; ein unermeßlicher Verlust für diese von Noth aller Art bebedrängte Diöcese. Es ist jedoch von der Propaganda bereits wieder Sorge getragen worden, den Verlust möglichst zu ersetzen. Vielleicht, daß bald Missionäre das gesegnete Werk der Bekehrung in diesem Lande vollenden können [1]).

---

[1]) Diesen dritten Theil hatte der Verfasser schon mitgetheilt in der „Gottesgabe, II. Bd. 1. u. 2. Heft."

So haben wir gesehen, wie die Kirche auch unter den Häretikern und Schismatikern des Orients, ja sogar unter den Mohammedanern das wahrhaftige Reich Gottes auszubreiten gesucht hat, und noch sucht, und wie sie auch hier mit vielem Segen gekrönt worden, der offenbar noch viel größer gewesen wäre, wenn nicht unglückliche Zeiten die Missionen gestört hätten. Freilich steht das, was bis jetzt geschehen ist, hinsichtlich der Resultate fast in gar keinem Verhältniß zu dem, was noch zu thun übrig ist. Viele Millionen Häretiker und Schismatiker, viele Millionen Mohammedaner sind hier noch zu bekehren. Vielleicht daß schon die Wiedervereinigung der griechisch-schismatischen Kirche mit der katholischen nicht nur den völligen Sturz des Mohammedanismus, sondern auch die Erhebung seiner Anhänger zum christlichen Glauben nach sich ziehen würde. Gleichwie der Sieg des Halbmonds gleichsam als Strafe auf den Abfall der orientalischen Völker von der auf den Fels gegründeten Kirche Gottes folgte, wie mit dem starren Widerstreben gegen die auf dem Concil versuchte Wiedervereinigung die völlige Herrschaft der Jünger Mohammeds gleichsam nothwendig verbunden war: — so müßte wohl jetzt die Wiedervereinigung den Sieg des Kreuzes über den Halbmond, nicht bloß in nationaler, sondern in religiöser Beziehung zur Folge haben, der Triumph des göttlichstrahlenden Kreuzes über den trüglich schimmernden Halbmond müßte vollkommen seyn. Schon ist das türkische Reich, dieser ungeheure Coloß, der einst unsern Vätern Schrecken eingejagt, bis in seine Grundfesten erschüttert, erliegt von allen Seiten seinem eigenen Gewicht, und droht den nahen Sturz. Die Theile, welche sich allenthalben von ihm ablösen, beweisen zur Genüge, daß dieser große Leichnam seiner Auflösung entgegengeht. Diese Auflösung aber hat offenbar keinen andern Zweck, als den, jener Strafe, welche seit Jahrhunderten auf den abgefallenen Nationen des Orients lastet, ein Ziel zu setzen, jene Ketten, welche sie zur Sühnung der Schuld des Abfalls so lange unter dem Joche

der Ungläubigen hielten, zu brechen, ihnen mit dem Glauben, der früher ihre Glorie und ihr Glück war, auch das verlorne sociale Leben, die Nationalität wiederzugeben und das erneute Leben der Christennation auch auf das verwesende Mohammedanervolk überzutragen und so dessen Auferstehung herbeizuführen. Aber die letzte Stunde der ottomannischen Macht wird nicht eher schlagen, als bis sie unwiederruflich ein Erbtheil der Kirche Christi geworden seyn wird.

Jeder denkende Reisende, der beobachtet, wie unser Glaube in demselben Maaße fortschreitet, in welchem die Schwäche des türkischen Reichs selbst zunimmt, wird dieselbe Ueberzeugung mit sich aus dem Orient znrückbringen. Selbst die Türken theilen dieselbe. Sie begreifen, daß ihre Zeit vorüber ist, daß sie nur uoch ein Schatten dessen sind, was sie waren, und daß es eine Unmöglichkeit für sie geworden ist, noch länger anzukämpfen gegen das gewaltige Princip, das ihre Herrschaft untergräbt. Und, was das Wunderbarste ist, dieß Volk, das wegen seines einfachen, geraden und edlen Characters auf die höchste Achtung im Unglück Anspruch zu machen hat, lebt der festen Ueberzeugung, daß wir Katholiken berufen sind, seine Trümmer zu sammeln. So sehr es alle Sectirer, gegen die es einen so großen Abscheu hat, wie gegen die Juden, verachtet, ebenso viel Liebe und Zuneigung giebt es gegen die Katholiken kund. Sollte das ein Anzeichen seyn von der nahen Vereinigung der Kinder Mohammeds mit der großen Familie Jesu Christi? Wir haben allen Grund, dieß zu glauben, wenn wir sehen, daß der Islamismus mehr und mehr erlischt, und über ihm der wahre Glaube sich erhebt. Mit dem Islamismus werden aber auch die Secten zu Grunde gehen, die bisher nur mit Hilfe des türkischen Fanatismus gegen das Walten der Kirche sich wehren konnten. Nur Unwissenheit ist es, welche Türken sowohl, wie auch Abtrünnige von der Kirche noch fern hält. Mit der Unwissenheit, welche die Missionäre hauptsächlich zu bekämpfen suchen, wird auch die Scheidewand fallen, welche sie von den

Armen der Mutter noch abhält. Noch kräftiger aber wirken die katholischen Missionäre durch ihre Werke. Und insbesondere sind es die barmherzigen Schwestern, welche durch ihren Liebeseifer einen unbeschreiblichen Eindruck auf die Orientalen machen. Der Mohammedaner sieht etwas Uebernatürliches in einem weiblichen Wesen, welches die Meere überschifft und Alles aufgeopfert hat, um seine Schmerzen zu lindern, und seine Wunden zu heilen, ja es haben schon sogar einige von ihnen ganz treuherzig die Ordensfrauen gefragt, ob sie etwa vom Himmel herabgestiegen seyen? Wahrlich wir haben Grund zu hoffen, daß die Mohammedaner bald zu den Quellen jener Liebe emporsteigen werden, die sie bewundern. Dürfen wir nicht voraussetzen, daß vielleicht die barmherzigen Schwestern von der Vorsehung bestimmt sind, die schon lange ersehnte Annäherung zwischen Türken und Christen zu bewirken. Gewiß werden auch die Häretiker nicht weniger empfänglich seyn gegen katholische Liebe, als es die Türken sind. Bereits nehmen ihre Priester, wie die türkischen Imams (Priester) die Pflege der Töchter des heiliges Lazarus in Anspruch, und beweisen ihnen die tiefste Verehrung. Die Liebe wird allmälig die alten Vorurtheile verscheuchen, welche der Sectengeist gegen die Katholiken genährt hat, und es wird die blinde Eingenommenheit gegen eine Religion aufhören, welche nur im Gewande der Liebe auftritt.

„Bald hoff' ich, bald sollen all diese Hoffnungen sich in Wirklichkeit verwandeln."

Also hat sich ein Mann ausgesprochen, der die Zustände des Orients genau kennt, der Generalprocurator der Lazaristen. Freudig theilen auch wir seine Hoffnungen, und flehen zu Gott, daß er dieselben erfüllen möge, auf daß das Kreuz überall triumphire, und der Name des dreieinigen Gottes verherrlicht werde!

Alles zur größern Ehre Gottes und der heiligen Kirche!

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wittmann, Patrizius,

Die Herrlichkeit der Kirche in ihren Missionen seit der Glaubensspaltung eine allgemeine Geschichte der katholischen Missionen in den letzten drei Jahrhunderten
Bd.: 2

Augsburg 1841

H.eccl. 1234 f-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10028392-8